Gp
10.755
-3-

Die
Erde und ihre Bewohner
nach
den neuesten Entdeckungen.

Ein Lesebuch für Geographie, Völkerkunde, Produktenlehre und den Handel

von

E. A. W. von Zimmermann.

Dritter Theil.

Die westliche arctische Welt.

Neue verbesserte Auflage.

Stuttgart,
bei August Friedrich Macklot. 1824.

Vorrede
zur zweiten Ausgabe.

Auch bei diesem dritten Theile wird die verbessernde Hand hoffentlich nicht unwillkommen seyn.

Schon der Einleitung, nämlich dem hier sogenannten Total-Anblick, habe ich mich bemüht eine größere Allgemeinheit zu geben, so daß sie dadurch jener Benennung nun genauer entspricht.

Ich habe nämlich das Auge hoch über die Polar-Erde erhoben, wodurch dann ein sehr großer Abschnitt der ganzen Kuppe des Eismeers übersehen werden kann, und bin hierauf dem Theil der arctischen Eiszone gefolgt, welcher uns zu Amerika führt.

Dieser Theil des Lesebuchs war übrigens bereits in seiner vorigen Gestalt reichhaltig, und die Länder, welche darin in Betracht gezogen sind, haben seit der Zeit nur durch wenige Reisende weitere Aufklärung für uns erhalten.

Indeß habe ich dennoch diese neuesten Nachrichten nicht nur benutzt, sondern überdem Manches eingeschaltet, wodurch das Ganze mehr Rundung erhielt.

Dieß wird man bemerken: bei der Darstellung der Grönländer: ferner, Seite 41. bei den Nachrichten von der Hudsonsbay und den zwischen dieser und dem eigentlichen Canada gelegenen großen Ländern; auch scheint der Zusatz über Neu-Schottland keine unbedeutende Ergänzung.

Da die neuesten Entdeckungen der von den vereinigten Staaten von Amerika ausgesandten Herren Louis und Clarke südlicher fallen als die hier uns vorgesteckten Gränzen, so habe ich mit Recht das Wesentlichste davon in den folgenden Theil gebracht; und dieser wird in wenigen Monaten erscheinen.

Braunschweig, den 30. Mai 1811.

E. A. W. v. Zimmermann.

Inhalts-Anzeige.

	Seite
Totalanblick der nördlichen Polarwelt . . .	1—8
Das Eisblinken	2
Größe, Stärke und seltsame Gestalten der Eisblöcke . .	3 u. 4.
Flammen im Eise	5
Dortiges Treibholz	—
Lange Nacht	6
Carls XI. Beobachtung über die Strahlenbrechung . .	—
Sonne zu Mitternacht	7
Treffliche Phänomene des Nordlichts	7 u. f.
Die Amerikaner am Athapusco-See ahnen die Ursache des Nordlichts	8
Island	8—20
Anblick und Größe der Insel	9
Eintheilung ihrer Jökel oder Eisgebirge, ihre erstaunliche Größe	10
Ihre Feuer- und Wasserausbrüche	10 u. f.
Furchtbare Erdbrände und neue Inseln	11
Der Hecla und der brüllende Berg	—
Merkwürdige basaltische Produkte der Vulkane . . .	12
Fische leben in warmen Wassern	12 u. f.
Berge, Falljökel genannt, verändern zuweilen ihren Ort, bewegen sich rückwärts und vorwärts	13
Die heißen Quellen Islands	13 u. f.
Der berühmte Geyser	14
Islands Pflanzen und Thiere	15—19
Der Bewohner Islands	19 u. f.
Die neue Welt; Grönland.	
Das alte Grönland	20 u. f.
Des jetzigen Grönlands Ansehn und Bildung . . .	21—24
Außerordentlich große Turmaline	24
Dürftigkeit von Grönlands Flora und Thierarten . . .	24—26

	Seite
Der Mensch. Der Grönländer	26
Gestalt, Nahrung, Kleidung	26—28
Wohnung und Industrie	28 u. f.
Charakter	29 u. f.
Religionsbegriffe und Feste	30 u. f.
Zauberei und Begräbnisse	31 u. f.
Ansiedlungen, und edles Benehmen der dortigen Mährischen Brüder	32 u. f.
Die Esquimaux	33 u. f.
Schreckliche Kälte ihres Landes	34 u. f.
Zwei verschiedene Varietäten der Esquimaux	36 u. f.
Liebe zu ihrem traurigen Vaterlande	38
Sie sind mit den Grönländern von einem Stamme	—
Rückblick auf diese gesammten Polarländer	39 u. f.
Einige Reisen nach diesen Ländern, besonders die von Hudson	41—43
Hearnes und Mackenzies Landreise	43—45
Milderes Klima in Westen gegen das Südmeer hin	46
Die Bewohner der vasten Länder zwischen der Hudsonsbay und dem Südmeere	46 u. f.
Sonderbare Bildung dieser Länder	48 u. f.
Die Nord-Indianer und die Knisteneaux	51—53
Ihre wandernde Lebensart	51 u. f.
Wunderbare Art sich zu erhalten	53—55
Ihr trauriger Zustand und Barbarei	55 u. f.
Hohe Vorzüge der Kultur	57—59
Matonabbee und Northon als Beispiele des Charakters dieser Wilden	59—61
Die Knisteneaux; die Größe ihres Gebiets	62
Weite Verbreitung ihrer Sprache	62—65
Die Kupfer-Indianer; Religion und Sitten	65 u. f.
Die Nathananation und Rothmesser-Indianer nebst mehreren kleinen Stämmen	67—69
Die Lachs-Indianer; ihre gescheidten Lachswehren	69—71
Canada; Größe, Eintheilung, Klima	72—74
Die fünf großen Seen	74 u. f.
Bildung des Landes zum Hervorbringen des Niagara-Falls, und dessen Beschreibung	75—77
Quebeck	78
Größe und Handelswichtigkeit des St. Lawrenzstroms	79
Die in Canada angesiedelten Europäer	79 u. f.
Gbr. Simcoes treffliche Einrichtung des Landes	80—82

	Seite
Neu-Schottland	82 u. f.
Zahmes Moose-Thier	83
Die Original-Bewohner, die Indier.	
Gatterers Eintheilung derselben in fünf Hauptstämme .	84
Nach Smith-Barton ist die Delawar Nation der Hauptstamm	84 u. f.
Gestalt und übriges Aeußere der Canadischen Wilden .	88
Stärke und Feinheit ihrer Sinne	88—90
Merkwürdiges Beispiel von ihrer Sagacität . . .	90 u. f.
Ihre Industrie	91
Beispiel ihrer Bescheidenheit bei ihrer Angabe von dem Ursprunge des Landbaues	91 u. f.
Bildliche Sprache der Indier und schöne Reden . .	92—96
Einrichtung ihrer Regierung	96 u. f.
Hoher Ehrgeiz und Freiheitssinn	97 u. f.
Sie verachten die Neger	98 u. f.
Kriege der Indier und der Skalp	99-101
Charakter, Rachsucht, unbegreifliche Standhaftigkeit bei den grausamsten Schmerzen	101—104
Trachten und häusliche Einrichtungen	105—107
Zeittheilung, Heirathen und Krankheiten	107—110
Träume	110 u. f.
Lieder, Feierlichkeiten, Begräbnisse	111—116
Schlußbemerkungen über die Indier.	
Dürftige Bevölkerung	116—118
Ueberall nur Jäger-Nationen	118 u. f.
Hierin ein Hauptgrund ihres Charakters	119—121
Der berühmte Capitän Brandt	121 u. f.
Hohe Vorzüge der Kultur gegen Rousseau und Andere .	122—126
Die Indischen Völker glauben miteinander an ein höheres Wesen	126 u. 127
Die wichtigsten Handelsprodukte der westlichen arctischen Welt.	128—164
Der Wallfisch, dessen verschiedene Arten, sein Fang und Benutzung	130—139
Berechnung der dazu nöthigen Kosten und des Gewinns .	140—142
Die Robben (Seehunde)	143—145
Der Stockfischfang und dessen Werth	145—150
Läßt sich das Meer durch Oel stillen?	150 u. 151
Die Peltereien der westlichen arctischen Erde . . .	152
Der Bieber und die Moschus-Ratte	152—156
Ochsenarten	156 u. f.

Seite

Hirscharten . . . . 157 u. f.
Bärenarten . . . . 158 u. f.
Hunde- und Katzenarten, Wölfe, Füchse, Luchse . 159
Marder- und Wieselarten, Eichhörner . . . 159 u. f.
Der einträgliche dortige Vogelfang . . . 160 u. f.
Die Eidergans und andere Entenarten und Seevögel . 161 u. 162
Verwegene Vogeljagd . . . . . . 162—164
Schlußbemerkungen über die weise, dem Menschen vortheilhafte Einrichtung der Polar-Erde . . . 165—168
Franz Drake's Biographie . . . . 168—176

Uebergang von Europa zu dem nördlichen Amerika.

Total-Anblick der nördlichen Polarwelt.

Mehrere Meilen hoch über den Nordpol erhoben, welch' ein wundervolles Panorama böte sich dem scharf sehenden Auge dar!

Bis zu dem 80sten Breitengrade hinab wirft, bei einem heitern Sonnenblick, eine vielfarbig blinkende, wohl nur durch einzelne Zertrümmerungen und Eisgebirge gebrochene, erstarrte Wassermasse von mehr als 70,000 Quadratmeilen, ein wenn gleich schimmerndes, doch stets einförmiges Bild der Oede und Erstorbenheit zurück.

Fast nirgend findet sich dieser traurige Spiegel beträchtlich unterbrochen, nirgend der Blick gehemmt, außer im Süden gegen Europa hin. Hier steigen die hohen Marmorfelsen von Spitzbergen, kaum vor der bedeckenden Eishülle erkennbar, als einzelne Punkte in der kalten Wildniß hervor.

Und gerade hier, so wie fast genau ihnen gegenüberliegend, erblickt das Auge zwei unabsehbare Straßen, mit ungeheuern Eisschollen gepflastert, zwischen den Continenten der alten und der neuen Welt.

Die eine, sie trennt Europa von Grönland, über 130 deutsche Meilen breit (über 25 Längengrad bei Jan Mayens Land), liegt da wie ein erstarrter Riesenstrom zwischen Lappland und Amerika; hiergegen erscheint die andere, die Behringsstraße, von 9¾ deutschen Meilen, nur wie ein überfrorner Bach, der vormals zwischen dem östlichsten Asien und dem nordwestlichen Amerika hinfloß.

In jeder andern Richtung wird das Auge durch die Küsten der Continente beschränkt.

Deutlich zeigt sich die große Strecke von 35 Längengraden von Europa und Asien, mit vielfachen, weit hervortretenden Erdzungen und tiefen Einschnitten. Mehr als 10 Mündungen beträchtlicher Flüsse, hierunter vier der größten Ströme der Erde, führen dem ungeheuern Spiegel stets neue Eisschollen und Trümmern mächtiger Bäume hinzu.

Die zweite Hälfte, die lange Küste der neuen Welt, von Jan Mayens Eiland bis zum Eiscap, hält dagegen noch bis jetzt die Zeit in einem undurchdrungenen Schleier.

Nur einzelne Punkte, die Mündungen zweier nicht unbedeutenden Flüsse, von Hearne und Mackenzie entdeckt, sieht man nebst einigen unbedeutenden Inselchen.

Indeß was vermag sie nicht, die überall regsame, mächtige Natur! Selbst bei dieser tödtlichen Einförmigkeit des Elements zaubert sie wundervolle Abwechselungen, mannigfaltige Scenen hervor.

Um diese unserm Zwecke schicklicher anzupassen, wenden wir das Auge vorzüglich gen Westen. Wir gelangen hiedurch, der zuvor genommenen Richtung gemäß, zum nordöstlichen Abschnitt der neuen Welt, und lassen zugleich alle große Phänomene der gesammten Polarwelt vor uns vorübergehen.

Die vom Meere zerschnittenen Länder der Britten; die darüber gen Norden, zahlreichen Ruinen gleich liegenden Orkneys und Schetlands-Inseln; die noch höher hinauf einzeln hervorragenden zerfetzten Felsen der Feroe-Eilande; endlich das gleich ihnen sichtbar durch das Feuer geformte Island, bilden diese zusammen genommen nicht gleichsam einen von Lava und Basalt gepflasterten Riesenweg, von Europa zu dem, Island so nahe gelegenen, Grönlande? Also einen unzubezweifelnden Uebergang von der nördlichen alten Welt zu dem arctischen Amerika? Erinnern sie nicht daneben unwillkührlich den ruhigen Beobachter des Ganzen an Plato's versunkene Atlantis?

Diese durch die zerstörende Macht der beiden einander bekämpfenden Elemente gebildete Straße, hat auf der ganzen Oberfläche unserer Erde nicht ihres Gleichen.

Sie ist eben so merkwürdig wegen ihrer Natur und ihrer Produkte, als wegen der Gegenden, zu denen sie führt. Sie knüpft die eine Halbkugel an die andere.

Wenn der Grönlandsfahrer auf die Wallfische und Seehunde Jagd macht, so fühlt er selbst im Sommer auf einem meilenweiten Abstande die Vorzeichen des Polareises.

Während daß ansehnliche Eismassen von den Strömungen oft über den 60sten Grad schnell fortgerissen, mit bläulichem Glanze sich um die Schiffe lagern, spielt in den höhern Breiten ein weißer heller Schimmer in großer Weite am Horizont herauf. Es ist der Abglanz ungeheurer Eisfelder. Die Schiffer nennen dieses schöne Schauspiel das Blinken des Eises.

Bei weiterm Annähern sieht man, nach Cranzen, L. Mulgrave und Andern, meilenlange Eisfelder vor sich.

Der Capitain Lutwitge sahe, von einem zweihundert Klafter hohen Gebirge Spitzbergens, so weit nur sein Auge reichte, auf 10 bis 12 Seemeilen ein fortlaufendes Eisfeld.

Eine gleiche Aussicht zeigte sich an Rußlands asiatischen

Küsten. Der kühne russische Schiffer Marcof machte in der Mitte des Mays 1715, nebst neun andern seiner Landsleute auf Schlitten von Hunden gezogen, eine Reise von der Mündung der Jana aus, unter dem 71sten Breitengrade, weiter gen Norden. Er erreichte in einem Tage selbst den 78sten Grad der Breite; aber nun hemmten aneinander hangende Eisfelder sein weiteres Vordringen. Mit vieler Mühe erklimmte er einen der höchsten Eisberge, und sein Auge sahe nach jeder Richtung nur ein unermeßliches Continent von Eis. Er war gezwungen zurück zu kehren; mehrere seiner Hunde starben vor Hunger und dienten ihren Gespielen zur Nahrung.

Ein solches festes Land von aneinander hangendem Eise bot sich gleichfalls dem Weltumsegler Cook und Clerk dar (1778), als sie es versuchten, durch die Behringsstraße weiter gegen Norden vorzudringen, und das Cap Czutzkense zu umsegeln.

Wenn man weiß, daß in frühern Zeiten die Russen zuweilen, von den Mündungen der Lena aus, jenes Vorgebirge umsegelten, und glücklich in Kamtschatka anlangten *), könnte man sich dann nicht leicht für Büffons Erkalten, für das allmähliche Erfrieren und Veralten unsers Erdballs einnehmen lassen?

Diese Eis-Continente zerreißen indeß oftmals mit erschrecklichem Krachen. Man kann diese Erschütterung mit Recht das Eisbeben nennen, ein Ausdruck, der bei ähnlichen Fällen der Schweizer Gletscher gebraucht wird.

Eisschollen von ganzen Quadratmeilen Oberfläche treiben alsdann vom Nordpol tiefer gen Süden hinab, und bilden durch neues Zersplittern bald größere, bald kleinere Eisfelder.

Unweit des Randes des stehenden Eisfeldes," sagt Lord Mulgrave, der es sich besonders angelegen seyn ließ, auf seiner Fahrt gegen den Nordpol, das Meereis zu studiren, „sahe man „die See hohle Wellen wälzen; so oft wir aber zwischen das „Treibeis selbst eindrangen, war das Wasser jedesmal still „und glatt. Die einzeln schwimmenden Eisfelder und Schollen „sowohl, als die innern Theile des feststehenden Eises waren „platt und niedrig. Stieß der Wind aber auf das Eis, dann „wurden die lostreibenden Stücke auf einander gehäuft. Oft „fanden wir ein einzelnes Eisfeld, einige Quadrat-Morgen „(Acres) groß, zwischen zwei andern noch größern in die Höhe „gehoben, und mit ihnen zu einem einzigen Stücke verwachsen. „Auf die Weise haben wir mehrere Stücke (oder Felder) sich „aneinander häufen und ein einziges bilden sehen, bis endlich „ganze Bayen damit angefüllt werden."

---

*) Diese Fahrten finden sich auf mehreren Karten, selbst in der des kleinen Berliner Atlasses vom Nord-Südmeere, genau bezeichnet.

Jetzt denke man die Gefahr, zwischen solchen Eismassen eingeschlossen zu seyn! So ward im Jahre 1742 ein holländisches Schiff davon zerquetscht und kaum blieb der Mannschaft Zeit zur Rettung übrig. Noch näher liegt uns aber folgendes glücklichere Beispiel. Lord Mulgraves Entdeckungs-Schiffe, das Racehorse und die Carcasse, wurden zu Anfange des Augusts 1773 unweit der sieben Inseln bei Spitzbergen, auf 80° 37′ nördl. Breite, vom Eise eingeschlossen. Um dem gänzlichen Verderben zu entgehen, fand der Admiral, nach gehaltenem Schiffsrathe, sich genöthigt, die Schiffe selbst dem Eise Preis zu geben. Er ließ nun die großen Böte auf das Eisfeld aussetzen und sie mit Proviant beladen. Die Matrosen spannten sich gleich Zugthieren davor, und zogen sie einige Meilen auf dem Eise gegen das offene Fahrwasser hin.

In den ersten Tagen kehrten die Engländer an jedem Abend zu den Schiffen zurück; bald aber nahm die Entfernung der Böte zu und mit ihr fing die Hoffnung des Wiedersehens ihrer geliebten Wohnungen an zu schwinden, als plötzlich ein rascher Ostwind die großen Eismassen und mit ihnen die Schiffe in Bewegung setzte. Unaussprechliche Freude, als sich die Schiffe nach einem in diesen Gegenden häufigen Morgennebel plötzlich weit über die Böte hinaus im offenen eisfreien Meere sahen, und so den Weg zur Heimfahrt offen fanden!

Fast in jede erdenkliche Form und Größe, sagt die muthvolle Frau, welche ihren Gatten, den Capitain Parker auf seiner Weltumsegelung begleitete, bildet das gegen das Eis schlagende Meer diese schwimmenden Inseln. Sie sahe im Südmeer einige von mehr als 17 engl. Meilen in die Länge.

Eine zweite Art des Eises wird in colossalisch erhobenen Massen in diesen Meeren den Schiffen furchtbar.

Einzelne hohe gebirgsähnliche Eisblöcke von festerer Textur als jenes weiße Eis der Eisfelder, gewähren durch ihre blauen und grünlichen Farben dem Auge ein majestätisches Schauspiel. In Hudsons Meerbusen, sagt Ellis, finden sie sich jederzeit; oft sind sie 5 bis 600 Ellen dick. Die verschiedene Dichtigkeit senket sie bald tiefer, bald minder tief ins Meer. Angenommen, daß nur ein Zehntel dieser Eismassen außerhalb des Wassers hervorrage, so berechnet Forster, daß der ganze Inhalt eines solchen schwimmenden Eisgebirges zusammen gegen 7000 Millionen Cubik-Fuß enthalten habe. „Diese ungeheuern Eis„massen," fährt dieser Weltumsegler fort, „machen einen unbe„schreiblichen Eindruck auf den Seefahrer. Das Große dieses „Anblicks übertrifft alle Erwartung. Wir zählten vom Mast„korbe 186 große Eismassen. Zwischen den unabsehlichen Flä„chen festen Eises standen ungeheure Eisinseln. Diese zeigten „sich bald wie Gebirge, bald wie Thürme, Kirchen oder andere „große Gebäude, ja wie ganze Städte."

Oftmals erreichen solche treibende Eismassen den Grund, und bilden dauernde Eisfelsen im Meere. So stehen in Diskobay, im westlichen Grönlande, zwei davon unter den Benennungen der Städte Harlem und Amsterdam, und trozzen seit vielen Jahren der dort nicht untergehenden Sommersonne.

Werden aber diese Eisfelsen durch Strömung oder Sturm zerstückelt, dann zeigen sie gigantische furchtbare Scenen. Zwei solcher Eismassen gegen einander getrieben zertrümmern alles, was sich zwischen ihnen findet. Mit unbeschreiblichem Krachen, nach Olassen, treiben die grönländischen Eisgebirge, vom Westwinde und den Strömen gejagt, oftmals gegen einander. Die großen Balken des vielartigen Treibholzes, welche sich dann gerade dazwischen befinden, werden zermalmt und gerathen hiebei in Brand. Alsdann sieht man ein neues bewundernswerthes Schauspiel. Flammen und Rauch steigen aus diesen Eisgefilden empor, das Meer gebiert gleichsam Vulkane; daher vormals die Sage vom Brennen des Eises. Wallfische werden zerschmettert, bedeutende Felsenstücke der Küsten, ja kleine Inseln, finden sich durch den ungeheuern Kampf dieser Eisberge gegen einander mit fortgerissen.

Solche Eismassen setzen sich oftmals an Islands Küsten fest, und der Name Island (Eisland) ist nach diesem Reisenden dieser Insel dadurch zuerst zugetheilt worden. Stets bringen sie aber Kälte, Hunger und Elend.

Auch das Treibholz ist ein sehr merkwürdiges, den Polarländern höchst wohlthätiges Phänomen. Es besteht aus echten Tannen, Roth-Tannen, großen Birken, aber auch aus Holz-Arten, die dem Fernambuk, dem Brasilienholze und andern Hölzern der neuen Welt ähnlich sind. Durch die Gewalt der großen Flüsse von Amerika und Asien, durch Ueberschwemmungen und Orkane dort losgerissen, führt die Natur jenen großen an Holze dürftigen Weltgegenden reiche Ladungen davon zu. Der Isländer bauet aus diesen Balken seine Wohnungen und seine Schiffe, er treibt damit einen bedeutenden Handel, er zimmert davon sein Geräthe, und genießt dadurch einen kleinen Ersatz der Wärme, die ihm seine Wintersonne versagt.

Endlich führt dieses Eis den armen Nordländern noch Wallfische, Seehunde und mehrere Arten eßbarer Seefische, besonders Schollen (Pleuronectes) zu. Und wenn auch der gleichfalls mit den Eisschollen dorthin verschlagene weiße Bär (Ursus arctos) zu Zeiten den Einwohnern einigen Schaden zufügt; so wird dennoch dieser geringe Schaden unendlich von jenen Vortheilen überwogen. Auf die Art erzielt die mütterlich sorgende Natur selbst in der Zerstörung die Quelle der Erhaltung.

Das Meer ist aber in diesen hohen Gegenden im Sommer reich an gefährlichen Orkanen. In den Monaten May Ju-

nius und Julius sinkt die Sonne nicht mehr unter den Horizont. Dieser dauernde Tag vermehrt sicher die Ausdünstungen der Gewässer; und da, den Beobachtungen vorzüglicher Physiker zufolge, die Ausdünstung des Eises größer ist, als die einer gleichen Quantität Wassers, so gebiert dieses wirksame Aufheben des Gleichgewichts der Luft furchtbare Stürme.

Dagegen verbirgt sich dort denn freilich in den Wintermonaten das Tageslicht Monate lang unter den Horizont. Dem Bewohner der hohen Polarregionen wird aber dafür die Erde längere Zeit wohnbar durch die den Erdball, gleich einer Schale, umgebende Luft. Die unserer Atmosphäre eigene Strahlenbrechung zeigt hier einen trefflichen Nebenzweck des großen Baumeisters. Sie erhöhet das Bild der Sonne um mehrere Grade. Man denke sich den bedeutenden Werth dieser Anordnung für den Bewohner jener traurigen Weltgegenden deutlich nach dem Berichte des unglücklichen Heemskerks. Dieser kühne Holländer sahe sich nebst seiner Schiffsgesellschaft, 1597, gezwungen, auf dem östlichen Ende von Neu-Zembla, fast unter dem 76sten Breiten-Grade zu überwintern. Nach tausendfachem Elende, das durch die Kälte, durch die weißen Bären und durch den Mangel verursacht wurde, nach dem Verluste vieler Menschen, fanden sie sich nun seit mehreren Wochen von der Sonne verlassen. Von steter Nacht und Schneegestöber umgeben, nahmen sie zu ihrer Freude wahr, daß eine von ihnen auf dem Schnee fortgerollte Kugel sichtbar wurde; auch zeigte sich ein Schimmer, der dem Morgenroth ähnlich war. Wie ward diese Freude erhöhet, als sie zehn Tage darauf gegen alle Erwartung einen Theil der Sonnenscheibe über dem Horizonte erblickten. Wetten wurden angestellt, daß dies nur ein Meteor gewesen sey, da Barentz, des Piloten, Rechnungen dieser frühen Erscheinung durchaus widersprachen. Der folgende neblichte Tag schien ihre Hoffnung schon vereitelt zu haben, als am dritten Morgen das wohlthätige Gestirn ganz über dem Horizonte erschien.

Damals mußte aber diese Erscheinung unbegreiflich scheinen. Es war einem Monarchen im Norden aufbehalten, zuerst richtige Beobachtungen darüber anzustellen. König Carl der XIte von Schweden und seine beiden Astronomen gaben hierüber 1694 in Torneå Aufschlüsse, welche durch die Fortschritte der Natur- und Größenlehre völlig ihre Bekräftigung erhielten.

Für diese lang dauernde Nacht entschädigt die Natur die Polarlande durch den ununterbrochenen Tag der Sommermonate. Bereits im May geht die Sonne jenseit des 64sten Grades der Breite nicht mehr unter. Hearne konnte, auf seiner berühmten Reise von der Hudsonsbay zum Eismeer, in diesem Monate zu Mitternacht fast völlig wie am hellen Tage in den

weiten Ebenen des nordwestlichen Amerika auf die Jagd gehen. Indeß ist selbst im Anfange des Junius die Wirkung der Sonne äußerst schwach; nur im Julius und August hat sie, durch die Länge ihres anhaltenden Verweilens über dem Horizont, die Kraft erhalten, den gefrornen Boden aufzuthauen und die dortigen Vegetabilien auf das schnellste hervorkeimen und reifen zu lassen. Sie erhält dann einen solchen Grad von Hitze, der sogar das Pech der Schiffe flüssig macht. Die Wärme gewährt einen wichtigen Vortheil für die größere Nutz- und Bewohnbarkeit der Erde; und dies wird durch die Schiefe der Ekliptik bewerkstelligt.

Diese Sonne der Mitternacht, wovon uns Skiöldebrand eine schöne Zeichnung geliefert hat, ist allerdings ein merkwürdiges Schauspiel für den Fremden. Sie gleicht indeß nur dem Monde. Sie ist, sagt Lord Mulgrave, ohne Glanz; man kann sie mit bloßen Augen ohne Nachtheil betrachten. Dabei fallen in den sehr hohen Breiten die Nebel so häufig, daß man aus dem hellesten Sonnenschein in einem Augenblicke in so große Dunkelheit versetzt wird, die es kaum erlaubt, von einem Ende des Schiffs zum andern zu sehen.

Der dort stets mit gefrornen Wassertheilchen, mit Eistheilchen, beladene Dunstkreis, zeigt dann noch andere sonderbare Schauspiele. Die untergehende Sonne zieht sehr häufig einen dem Zodiakallichte gleichen Lichtkegel nach sich; und die Brechung in diesen stets in der Atmosphäre schwimmenden Eisnadeln erzeugt mehrere Nebensonnen; oftmals sieht man ihrer sechs.

Jenen ewigen Nächten der Eisländer wußte indeß die allgütige Natur vieles von ihrer Widrigkeit zu benehmen. Sie schmückte sie mit den Schönheiten des Nordlichts aus; dieses prächtige elektrische Meteor verändert dort, wie uns Kerguelen, Ellis, Gmelin u. a. Beobachter berichten, „die Nacht „gleichsam in hellen Tag. Ich las dabei, sagt Ersterer, einen „Brief, wie am Mittage. Zuerst nahm eine lichte Wolke bo„genförmig die Hälfte des Firmaments ein. Aus ihr gingen „eilf senkrechte Lichtsäulen, wechselsweise roth und weiß, bis „zum Horizonte herab. Um Mitternacht verwandelte sich der „obere Theil dieser Säulen in feuerfarbige Garben; aus ihrer „Mitte schossen Pfeile hervor, wie Raketen. Nach Mitternacht „erwuchsen hieraus Säulen, welche mit dem wunderbarsten „Ebenmaße geordnet waren, in ein glänzendes Gemisch von „Kegeln, Pyramiden, Strahlen, Garben und Feuerkugeln. Un„vermerkt erlosch dieses himmlische Feuer; aber die Nacht blieb „hell bis gegen den Tag. Dieses prachtvolle Schauspiel ertheilt „selbst den Sternen einen Theil seiner Schönheit. Sie funkeln „durch die wallenden Strahlen desselben mit größerm Glanze; „und oft scheint der ganze Himmel gleichsam in Feuer zu stehen."

Mehrmal wird dieses Meteor gleichfalls dem Gehör bemerk-

bar. Ich selbst habe in den kalten Nächten am bothnischen Meerbusen ein deutliches Zischen und gelindes Sausen aus den Wogen des Nordlichts vernommen; Gmelins Nachrichten vom Nordlichte Sibiriens erheben dieses bis zu einem dem Zuschauer furchtbaren Geräusche. „Nichts prächtigeres, sagt er, „kann man malen, als jene Lichtströme, welche sich mit un„glaublicher Schnelligkeit über den ganzen Himmel verbreiten, „und ihn gleichsam mit einer Decke von Rubinen und Saphi„ren bekleiden. Allein man sieht dieses herrliche Schauspiel zum „erstenmale auch nicht ohne Entsetzen; denn diese durchsichtige „ungeheure Erleuchtung ist nach dem Zeugnisse vieler gültigen „Personen mit einem heftigen Zischen, Platzen und Rollen ver„bunden; es scheint, als hörte man das wiederholte Knallen des „größten Feuerwerks. Die Jäger, welche am Eismeere die „weißen und blauen Füchse jagen, werden oftmals von diesen „Nordlichtern überfallen, und ihre Hunde erschrecken alsdann „so sehr, daß sie sich auf die Erde niederlegen, und daß es un„möglich ist, sie von der Stelle zu bringen, bis dieses Getöse „beendigt ist."

Auch bezeugt Hearne in seiner Reise zu den Indianern am Athapuscow-See, im nordwestl. Amerika, ein Gleiches. Hiebei ist es dann sehr merkwürdig, daß diese rohen Menschen den Ursprung dieses Meteors einigermaßen ahnen. Sie nennen das Nordlicht Edthin, d.i. Hirsch, (Cerv. Virginianus), welcher sich in diesen Gegenden häufig findet. Sie glauben, daß die Gegenden der Atmosphäre, wo sich das Nordlicht zeigt, mit einer großen Menge Hirsche angefüllt sind, weil sie aus Erfahrung wissen, daß das Fell oder Haar dieser Thiere, im Finstern (in der Nacht) gerieben, ein ähnliches elektrisches Phänomen hervorbringt.

Dies sind die vorzüglichsten großen Phänomene des Meeres und des Himmels jener Polargegenden. Größe und Schönheit sind bei ihnen fast jederzeit mit Schrecken verschwistert; und der Eindruck dieser furchtbaren Pracht wird durch den Anblick der dem westlichen Norden am nächsten gelegenen großen Insel auf keine Weise gemildert.

Island scheint noch jetzt gleichsam der Sitz einer mächtigen, aber bösartigen Zauberin, und es ist kein Wunder, wenn die dortigen ältesten Sagen das Innere dieses Landes für den Cocytus angeben. Es ist ein Land, bei dessen Bildung die mächtigsten Elemente, Luft, Feuer und Wasser ihre gesammten Kräfte erprobt zu haben scheinen, um etwas Außerordentliches darzustellen, aber auch zugleich zu beweisen, wie selbst in diesem traurigen Sitze des Schreckens und der Zerstörung, die Weisheit des Schöpfers stets noch Mittel aufzusparen gewußt hat, wodurch der große Endzweck des Weltalls, das Leben, ununterbrochen angefacht und befördert würde. Islands Entdeckung,

oder vielmehr die Wiederauffindung dieser Insel, paßt völlig zu der Seltsamkeit des Landes selbst.

Der berühmte nordische Seeräuber Nadodde ward, nach den ältesten historischen Monumenten (Sagen), im Jahre 861 an diese Insel verschlagen. Er nannte sie Snioland (Schneeland). Seine Beschreibung des Landes machte den kühnen Schweden Gardas Suafarson darauf lüstern. Er besuchte Island drei Jahre nachher, und reizte durch seine Nachrichten den größten Seefahrer seiner Landsleute, Floke, zu einem ähnlichen Unternehmen. Der Compaß war damals noch nicht erfunden, und Floke erinnerte sich daher an den ältesten Schiffer, Noah. Er nahm von den Feroe-Inseln drei Raben mit sich an Bord, segelte von dort gen Norden, und ließ einen derselben fliegen. Dieser kehrte sogleich nach seiner Heimath zurück. Ein Zweiter, der nun beim Weitersegeln gegen Norden ausgelassen ward, kam bald aus völligem Mangel an Land wieder auf das Schiff; allein der Dritte witterte die große Insel, und flog nordwärts nach Island. Floke folgte dieser Weisung und landete dort glücklich.

Wenn gleich Island seit dieser geraumen Zeit den Europäern bekannt ist, so erforderte dennoch eine genauere Untersuchung der Insel und die daraus folgenden Aufschlüsse, die helleren Kenntnisse der heutigen Naturkunde.

Der erste Anblick dieses auf anderthalb tausend deutsche Quadrat-Meilen *) großen Landes, flößt selbst dem vom unfreundlichen Norwegen dort landenden Reisenden finstere Gefühle ein. Längs den Ufern, sagt Troil, zeigen sich häufig Moräste, größtentheils aber steile, vom Feuer verglasete Felsen. Das Auge verliert sich tiefer landeinwärts in hohe, unwegsame, mit ewigem Schnee bedeckte Gebirge; und da, wo man nur den entblößten Boden erblickt, stoßen uns mehr als sechzig deutsche Meilen lange Strecken von aneinander hangender Lava (Hraun) auf. Oft sind diese Lavamassen durch ihre vielfachen Strömungen in mehrere Berge und große Trümmern über einander gethürmt. Nur spärlich ruht das Auge auf einzelnen, der traurigen Natur dazwischen ängstlich abgewonnenen Wiesen und Meiereien oder kümmerlichen Waldungen verkrüppelter Birken und Tannen; denn sogar die Tanne, sonst die Zierde der nordischen Flora, erreicht hier kaum die dürftige Höhe von 20 Fuß, und die Birke wächst nur selten bis zu 3 Zoll im Durchmesser an.

So wie man tiefer in die Insel dringt, denn das Innerste ist wenig benutzt, ja kaum gehörig bekannt, findet man sich fast in jeder Richtung von jenen Eisgebirgen (Jökel) beenget, den Haupturhebern der schrecklichsten Naturbegebenheiten, welchen Island seinen traurigen Zustand verdankt.

*) Nach einer neuen Messung der Reineckenschen, bis jetzt besten Karte.

Die dänischen Physiker theilen diese Jökel oder Gletscher hauptsächlich in drei Klassen. 1) Haa-Jökel, hohe Eisgebirge; sie finden sich überall auf der Insel. 2) Skrid-Jökel, Eisstrecken, entstanden durch eigentliche Gletscher, durchs Herabsenken oder Stürzen des Eises von den höhern Gebirgen auf das flache Land, daher Jökel-Fall genannt; Ost-Island ist am meisten damit besetzt. Endlich Grunn-Jökel; der gefrorne Boden wird hier zu einem Eisfelde, sie sind den Eismeeren der Schweiz einigermaßen ähnlich.

Verschiedene dieser Jökel erstrecken sich auf 15 deutsche Meilen in die Länge; andere von geringerm Umfange erreichen dagegen eine Höhe von 6000 Fuß. Bald lassen sie ungeheure Ströme Wasser herabstürzen, bald speien sie unermeßliche Massen feuriger Lava aus.

Ein einziges Bild eines solchen Ausbruchs in den neuern Zeiten wird hinreichen, die Größe und Furchtbarkeit dieser Isländischen Eisvulkane anschaulich zu machen.

Am ersten Junius 1783 fühlte man in Ost-Island in dem westlichen Theile der Provinz Skaptaar Fiöld, in welchem sich der Skapta-Jökel befindet, eine Erderschütterung. Einige Tage darauf brachen an dreien Orten, besonders bei Ulfarsdal, östlich des Flusses Skapta, die Erdfeuer hervor. Sie vereinigten sich, und warfen Feuer und Flammen, bis auf 34 dänische Meilen sichtbar in die Höhe. Die ganze Atmosphäre ward durch Sand, Bimsstein und Asche verfinstert; und hiemit fielen auch Ballen, und wie Kränze gebildete Massen von geschmolzenem Pech herab; sie vernichteten alle Vegetation. Zugleich stürzten aus den Wolken ungeheure Ströme eines salzigen Regens, die alles mit sich fortrissen. Diese Wassermasse ward durch die Hitze jener Feuerströme in die dichtesten Dämpfe verwandelt. Die Sonne zeigte sich wie in Blut getaucht, und die ganze Natur nahm eine fremde, furchtbare Gestalt an; das weit umherliegende Land ward verheeret; das Vieh starb vor Hunger, und die entsetzten Einwohner flüchteten in die entlegensten Theile der Insel.

Am 11ten Junius ward der ganze Fluß Skapta innerhalb 24 Stunden völlig ausgetrocknet, selbst sein tiefes Bette reichte für die hineinstürzende Lava nicht mehr hin. Dennoch hielt dieser Fluß über 4 (deutsche) Meilen in die Länge, bei einer Breite von 30 bis 100 Klafter, und einer Tiefe von 40 bis 200! Bald aber trat die Lava über diese hohen Ufer hinaus, obgleich das Flußbette hier 70 Faden hielt; stieg über alle ihr entgegenstehende Dorfschaften verheerend hinweg; ergoß sich in mehreren Kanälen, und bildete im flachen Lande, nur allein in Nordwesten ungeheure Feuerseen, die acht Meilen lang und sechs breit waren. Das ganze Land schien nun eine Masse geschmolzenen Me-

talls; alle Spuren von ehemaliger Bewohnbarkeit, Anbau und Leben waren plötzlich verschwunden.

Ein und zwanzig Dorfschaften und Meiereien, unter denen sich sieben Kirchdörfer befanden, waren gänzlich vernichtet; vier und dreißig hatten beträchtlich gelitten; 220 Menschen verloren ihr Leben durchs Feuer, 21 durch Wasser, und 12 Flüsse waren versiegt!

Doch diese großen Landphänomene sind nicht die einzigen; auch der benachbarte Ocean zeigt gleiche Revolutionen. Schon im Jahre 1340 brach bei einem Erdbrande auf Süd-Island Feuer aus dem Grunde des Meeres hervor, und veränderte das ganze Vorgebirge und die Inseln bei Reikanes. Dagegen verschwanden plötzlich mehrere auf einmal. Dies Schicksal soll verschiedene der Goubermans-Inseln betroffen haben, welche noch jetzt auf einigen ältern Karten von Island unweit Patrixfiörd im Barde Strands Syssel angezeigt liegen.

In unsern Zeiten erzeugte das isländische Meer im Februar 1784 zwei neue Inseln. Die eine, die Neue Insel (Nye Oere), stieg mit großem Krachen und Auswürfen von Feuer und Bimsstein, in Südwesten unweit der an der Landspitze von Guldbringe-Syssel gelegenen Inselgruppe Reikanes aus dem Meere empor. Die zweite zeigte sich weiter nördlich zwischen Island und Grönland.

Die Feuerausbrüche auf Island sind daher nicht auf den sonst so berühmten Hekla beschränkt. Dieser spielt anjetzt nur eine geringe Rolle, wenn man ihn mit dem großen Katleja, mit dem Krasle, dem Huervatte, der Torfa, mit dem Oera und andern Jökeln oder Eisgebirgen vergleicht.

Der Hekla hält freilich unten über drei Meilen im Umfange, aber er ist nur ein niedriges Gebirge. In unsern Zeiten ist er nicht sehr thätig. Es war merkwürdig, daß man bei einigen seiner 16 Ausbrüche, denn so viel zählt man seit dem Jahre 1004 bis 1755, eine so ungeheure Masse Salz über das umliegende Land verbreitet fand, daß damit viele Pferde belastet werden konnten; ein Beweis seines Zusammenhanges mit dem Meere!

Der Huerevatte in Nord-Island zeichnet sich durch ein dem Brüllen eines Löwen ähnliches Toben aus. Es ist eine vulkanische Oeffnung auf dem Gipfel des Kiolgebirges. Die um diesen brüllenden Hügel gelegene Gegend ist im Sommer schön begraset. Sie hat drei Hauptöffnungen, und diese werfen jeden Stein, den man hineinwirft, mit heftigem Zischen wieder in die Höhe. Unweit derselben kochen stets stark versteinernde Quellen hervor.

Der Torfa-Jökel, im östlichen Islande, ist für den Naturforscher ein noch merkwürdigerer Vulkan; denn selbst aus

seinem Eise entspringen heiße Quellen neben einem Flusse von frischem Wasser.

Sogar die stehenden Seen, ruhige große Wasserflächen, treiben hier Dampf und Feuer hervor. Der See Myvatn (Mückensee), im Hunevatus-Syssel von Nord-Island, hält drei Meilen im Umfange. In ihm liegen Inseln von schöner Vegetation, und er ernährt eine Menge trefflicher Forellen. Sein ganzer Boden ist aber zerrissene, stets warme Lava; daher vermag auch selbst die dortige Winterkälte nichts über ihn. Aus ihren Spalten steigt ununterbrochen Dampf und oftmals Feuer empor. Ein Erdbrand dieser seltsamen Gegend hub 1724 an, und dauerte sechs volle Jahre. Die umher liegenden Gebirge werfen oftmals einzeln Feuer aus, und in der Nähe findet sich ein großes, benutztes Schwefellager; denn auch in dieser Insel zeigen sich an mehreren Theilen, wo der untere Boden sichtbar ist, jene Hauptmaterialien aller Erdentzündungen, Schwefel und Eisen unfern des Meeres.

Der Geologe erhält aber durch Islands Vulkane noch in einer andern Richtung eine bedeutende Belehrung. Wenn es gleich unrichtig oder vielmehr von Vielen mißverstanden ist, als habe der Ritter Banks und seine gelehrten Reisegefährten auf Island gesehen, wie die geschmolzene Lava, ins Meer fließend, bei ihrer plötzlichen Erkaltung sich in jene, bis dahin nicht völlig erklärbare Basaltsäulen oder große Steinkristallen gebildet, so habe ich mich dennoch von folgender wichtigen Thatsache, über den Ursprung solcher Kristallisation, durch eigene Ansicht überzeugt. Sr. John Stanley, einer von den vielen sehr kultivirten Britten, welche einen bedeutenden Theil ihres Vermögens und ihrer Zeit den Wissenschaften widmen, machte vor einigen 20 Jahren auf eigne Kosten eine scientifische Reise nach Island. Er nahm hiezu einen Astronomen, einen Naturforscher und einen Zeichner mit sich, und brachte unter den vielen mineralogischen Produkten einen Basalt, dort Balustein genannt, nach London, von folgender Natur. Der untere Theil dieser Basaltsäule besteht aus eben derselben grauen porösen Lava, welche der Hekla bei seinem Entbrennen gewöhnlich von sich gibt, und welche sehr vielen um Frankfurt und im Fuldischen gebrochenen Basaltarten gleichkommt. So wie aber diese Säule sich weiter erhebt, wird das Korn des Gesteins dichter, und nimmt zugleich mehr und mehr eine regelmäßige Figur an, bis sie in dem obern Ende eine völlig kristallisirte Basaltsäule bildet. Sagte man auch, daß unser Basalt nicht genau von eben der Natur und Textur sey, so bewies doch dieser Balustein, daß sich poröse, geflossene Lava wirklich auf eine solche Weise dort gebildet (kristallisirt) habe.

Es war schon merkwürdig, daß die Forelle sich an das warme, sicher oft mit Gas geschwängerte, Wasser gewöhnen kann;

aber ein noch weit auffallenderes Phänomen zeigt ein See bei Olafsfiord im Vadle-Syssel (Nord-Island). In diesem See von frischem Wasser sind die Fische des Meerwassers gleichsam naturalisirt. Nebst den Forellen bekommen darin Schollen, Roggen und Kabeljaue trefflich, und haben völlig den Geschmack der Fische, die im süßen Wasser leben, angenommen.

Jene Feuergebirge, die Urheber der großen Veränderungen auf Island, sind indeß selbst oftmals ihrer eigenen Unveränderlichkeit nicht einmal gewiß. Nicht ist hier die Rede davon, daß auch sie häufig an Größe ab- und zunehmen, denn dieses hätten sie mit mehreren anderen Vulkanen gemein; nein, einige von ihnen verändern sogar durchaus ihren Wohnplatz; sie bewegen sich hin und her, verlassen ihre Heimath, statten entfernten Gebirgen und flachen Gegenden Besuche ab. Die in dieser Hinsicht merkwürdigsten Eisberge finden sich, nach den vollgültigen Beobachtungen der dänischen Naturforscher, in Ost-Island. Sie heißen gewöhnlich die Skideraa-Jökel; ihr rechter Name aber ist Fall-Jökel, theils weil sie durch den Einsturz anderer Gletscher entstanden sind, theils weil sie sich jährlich vor- und rückwärts bewegen.

Ein solcher Berg, oder vielmehr Hügel, hält etwa 18 Fuß lothrechte Höhe, und ist oben mit keiner Spitze versehen. Von Farbe ist er überall schwarz; er scheint nur aus übereinander gethürmten Klippen von Lava zusammen gesetzt zu seyn. Größtentheils besteht er indeß aus Eisstücken, welche mit hohen Klippen von Feldsteinen aneinander gefroren sind. In den Zwischenräumen findet man Sand, Asche und Bimsstein. Der südliche Skideraa-Jökel ist vier Meilen lang und drei breit! Dieser warf bis jetzt (1755) nie Feuer aus, wohl aber Wasser mit Funken begleitet, und hiebei rückte er, als selbst auf dem Wasser treibend, vor- und rückwärts. Dieser Jökel steht auf dem flachen Lande, und ist nicht sehr hoch über dem Meere erhaben; vielleicht hat er im Innern Verbindung mit demselben. So oft einige der benachbarten Eisberge entbrannten, gerieth der Skideraa-Jökel in Bewegung. Mit größtem Schrecken sahen die Isländer bei dem heftigen Brande von 1727 den Fall-Jökel, wie Meereswellen, hin- und hertreiben, und aus dessen Fuße große und kleine Ströme entspringen. Den ganzen Sommer hindurch durfte es Niemand wagen, über den Skideraa-Jökel zu reisen; denn oftmals entsprang unvermuthet ein solcher Strom und überschwemmte das Land. Tiefer in dem Lande liegen die mit süßem Wasser angefüllten Seen Grimsvaum; sie stehen mit dem Skideraa-Jökel in Verbindung, und wenn dieser brennt, speien auch sie Feuer und Asche aus dem Wasser hervor!

Dieser heißen Quellen, Bäder und springenden Gewässer finden sich eine kaum zählbare Menge auf Island. Oftmals sind ihrer mehrere bei einzelnen Meiereien, und der Landmann

bedient sich ihrer sowohl zum Kochen der Speisen, als zur Gesundheit. In diesem Lande der ärmern Natur, sagt Troil, wo der Liebhaber seine Geliebte nicht mit schönfarbigen Blumen zu bekränzen vermag, bieten ihm die natürlichen Bäder eine Gelegenheit dar, seine Liebe auf eine völlig neue Art auszudrücken. Er reinigt und putzt ein solches Bad für seine Schöne, wenn er weiß, daß es zu einer bestimmten Stunde von ihr werde besucht werden.

Das größte und merkwürdigste Schauspiel unter diesen springenden Gewässern gewährt aber unstreitig der Geyser, unweit der bischöflichen Stadt Skalholt in Süd-Island. Die Gegend um diesen großen Wassersprung ist selbst äußerst romantisch. Man denke sich, dem berühmten Schweden zufolge, ein großes Feld an der einen Seite mit hohen Gebirgen umgeben, deren Gipfel mit Eis bedeckt sind. An der entgegengesetzten Seite zeigen sich die dreifachen Spitzen des dampfenden Hekla, während daß das Auge in andrer Richtung hier auf einer Reihe hoher Felsen ruhet, an deren Fuße heiße Quellen einzeln hervorschießen, dort aber auf einer sumpfigen Ebene, auf welcher gegen funfzig solcher kochenden Wasserstrahlen ihre Dämpfe bis zu einer erstaunlichen Höhe emportreiben.

In der Mitte dieser Scenen zeigt sich, gleich ihrem Oberhaupte, der Geyser, eine Springquelle, welche durch ihre Phänomene die künstlichen Fontainen von Cassel, Marly und Herrenhausen weit übertrifft. Schon in einer großen Entfernung hört man ein lautes Toben von Wasser, wie das Rauschen einer von hohen Felsen herabstürzenden Cascade. Ein rundliches Becken, das nach Einigen 60, nach Andern 90 Fuß im Durchmesser hat, ist durch die Incrustation des Wassers mit einem 9 Fuß hohen Rande eingefaßt. Die Tiefe des Wassers in diesem Becken ist veränderlich. Olaffen fand sie 72 Fuß. Hat es sich durch das aus dem Innern hervorquellende Gewässer gefüllet, oder reizt man den Sprudel nur durch hineingeworfene Materien, z. B. durch Steine, so lassen sich dumpfe, einer abgefeuerten Kanone ähnliche Schläge hören. Der letzte Schlag ist außerordentlich stark. Der Grund bebt davon und die ganze umliegende Gegend wird erschüttert. Gleich darauf wird ein dicker Strahl von kochendem Wasser zu einer erstaunlichen Höhe hervorgetrieben. Troil fand die größte Höhe desselben nur 92 Fuß; die dänischen Naturforscher setzen sie aber gar auf 70 Faden! Diese mächtigen Wasserschüsse wiederholen sich schnell; oft schießen in zehn Minuten 200 derselben in die Luft. Beträchtliche Steine, welche man hineinwirft, werden mit der größten Gewalt in die Höhe geschleudert. Beim Sonnenschein erblickt man hier die schönsten Regenbogen, und wenn sich der Zuschauer mit dem Rücken gegen die Sonne wendet, so

bilden die Dünste um den Schatten des Kopfes jedes Einzelnen doppelte Kreise mit den Farben des Regenbogens.

So zeigt sich denn diese Zauberinsel wie in einem dauernden Zustande großer Revolution. Ihr Inneres, stets in Gährung, erlaubt selbst den dichtesten Theilen der Erdkruste kaum einige Sicherheit; sogar der Boden des umgebenden Meeres äußert diesen Trieb nach Veränderung und Umsturz.

Auch das Klima entspricht dem völlig. Häufige Meteore und Orkane, einzelne Wirbelwinde, plötzlicher Uebergang zur heftigsten Kälte durch Annäherung des Treibeises, machen jetzt den Anbau des Landes äußerst mißlich. Vormals herrschte indeß dort mehr Sicherheit; es war ein bestimmteres Klima, größere Ruhe, und eine der natürlichen Lage angemessene Vegetation. Dies beweisen die beträchtlichen Ueberbleibsel sehr ansehnlicher Waldungen unwiderleglich. Mehrere ältere Nachrichten gedenken der beträchtlichen Waldungen Islands, und die Ueberbleibsel davon finden sich auch noch jetzt unter dem Namen des so nützlichen S u t u r b r a n d. Dieses sogenannte isländische Ebenholz (Ebenum fossile) findet man in großen Lagern und sehr langen Stücken unter der Erde, über sehr viele Theile besonders des westlichen Islandes verbreitet. Aber man stößt auch auf Suturbrand mitten in den Laven und in umgestürzten Felsen. Aus seinen Fasern, Mark und Knoten ergibt sich deutlich, daß es mehreren Holzarten angehörte, auch zeigen sich mehrere Nüanzen der Farbe. Es läßt sich noch hobeln, schön poliren, ist dabei, wie Steinkohlen, mit mineralischen Säften durchdrungen, und dient gleichfalls zum Brennmaterial. Da, wo es dies minder ist, kommt es dem Bauholze näher.

Unstreitig haben gerade diese gewaltsamen Zerrüttungen das dortige physikalische Klima selbst umgewandelt und beträchtlich verschlimmert. Denn noch jetzt sind es vorzüglich die Orkane und ähnliche Wirbelwinde, welche die oftmals versuchte Anpflanzung des Holzes plötzlich vernichten.

Unsere Kornarten gerathen dort nicht, und daher ist eigentlicher Ackerbau nirgends. Kartoffeln hat man mit etwas besserm Glücke angebauet.

Die bei uns auf den dürren Sanddünen häufig wachsende, unbenutzte Grasart, das Sand-Schilf (Arundo arenaria L.) ließ der Schöpfer in mehreren Theilen Islands, besonders im östlichen so gedeihen, daß man es dort als eine schätzbare Gabe der Vorsicht ansieht, und daraus mehrere Arten eßbare Produkte bereitet. Nachdem es durchs Feuer gedörret, sodann gesichtet und gereinigt ist, gibt es ein gräuliches Mehl, das bald in Kuchen (Fladbröd), bald in Grütze verwandelt, oder als Teig mit sauren Molken unter dem Namen T i s m a verspeiset wird. Es ist aber der Mensch nicht nur so trefflich eingerichtet, daß er in dem dürftigsten Lande mit noch ärmlichern Na-

turprodukten vorlieb nimmt, sondern es scheint eine für das Fortkommen unsres Geschlechts höchst weise Einrichtung zu seyn, daß Naturprodukte, welche in den reicheren Weltgegenden widerstehend, ja schädlich sind, in den nördlichsten vieles von ihrer Unannehmlichkeit verlieren und eine genießbare Natur annehmen.

Die Wurzel der Natterwurz (Polygonum Bistorta Linn.) ist bei uns adstringirend, von einem zusammenziehenden Geschmack, sie gibt sogar mit Eisenvitriol eine Dinte, und wird höchstens als zusammenziehendes Arzneimittel gebraucht. In den nördlichsten Gegenden, z. B. in Sibirien, Kamtschatka, verliert sie hingegen, nach Gmelins und Stellers Zeugnissen, diese Widrigkeit; sie wird angenehm und den Haselnüssen ähnlich. Daher suchen die Einwohner dieser unfruchtbaren Gegenden sie den Feldmäusen, welche diese Wurzeln zu ihrem Wintervorrathe in eigene Wohnungen oder Haufen zusammenschleppen, wieder abzunehmen, um sie als Nahrungsmittel zu gebrauchen.

Auch in Island gewährt die Wurzel dieser Pflanze ein eßbares Produkt. Man trocknet sie an der Luft, zermalmt sie, und bereitet daraus sowohl schmackhafte Gerichte, als auch ein zwar schwärzliches, aber gesundes Brot.

Außer mehreren eßbaren Kräutern, welche theils gekocht, theils als Salate genossen werden, hat aber die versorgende Natur dem Isländer verschiedene Arten sehr substanzreicher, wenn gleich nicht sehr wohlschmeckender Nahrungsmittel reichlich angewiesen. Diese bestehen in verschiedenen Arten der Moose, unter denen das sogenannte isländische Moos (Lychen Islandicus Linn.) den ersten Platz einnimmt. Man nennt es dort Felsengras (Fjälde=Gras), und hält davon eine wirkliche Ernte, die aber, da es drei Jahre zu seinem völligen Wuchse bedarf, nur dreijährig fällt. Es wird bei regnigtem Wetter gesammlet, und eine Tonne (gegen 8 Liespfund) kostet gereiniget nur einen Speciesthaler.

Die Isländer verwandeln dieses Moos in Grütze, welche in Milch mit Wasser vermischt zu einer höchst nahrhaften Gallerte gekocht wird, wodurch selbst der arbeitenden Menschenklasse die Kräfte schnell ersetzt werden. Hin und wieder bäckt man es auch, mit etwas Mehl versetzt, zu einem eßbaren Brote aus. In Westisland ist eine besonders vorzügliche Abart von diesem Nahrungsmittel unter dem Namen Mundagras bekannt; es übertrifft die gewöhnliche an Geschmack.

Die wenigen von der zerstörenden Kraft der Elemente verschonten Theile der Insel, benutzt der Einwohner durch die Begrasung für sein Hausvieh. Und hierin hat die Natur sich nicht kärglich gegen ihn bewiesen. Die Schafzucht ist beträchtlich. Vor den Epidemien, welche in den Jahren 1740 bis 1750 unter

den dortigen Heerden wütheten, war es nicht ungewöhnlich, einzelne Hauswirthe zu sehen, welche Herren von 1000 oder gar 1200 Schafen waren. Man läßt sich aber auch die Ernährung dieser Thiere sehr angelegen seyn, und benutzt zu ihrem Unterhalte selbst die unzugänglichsten Gegenden. Als Olafsen und Povelsen 1753 die kleine, wegen ihres reichen Vogelfangs berühmte Insel Geierholm, im westlichen Islande, besuchten, wunderten sie sich mit Recht, wie die Einwohner die Lämmer, welche dort im Winter grasen, an Seilen zu den steilsten Orten auf- und abließen; indeß begnügen sich die Schafe auf Island oftmals auch mit Seegewächsen.

Wenn die isländischen Schafe des Nachts auf der Weide bleiben, so suchen sie eine der vielen unterirdischen Höhlen zu ihrer Lagerstätte zu benutzen; hiebei nehmen stets die jungen Lämmer die innersten, die alten Schafe und Widder hingegen die äußersten, kältesten und unsichersten Plätze ein.

Island hat keine wilde Schafe, wie man oft vorgegeben hat; allein die dortigen Schafe zeichnen sich nicht selten durch vielfache Hörner aus. Vier oder fünf Hörner sind bei ihnen nichts Ungewöhnliches. Die Wolle ist zwar spröde, aber dennoch sehr brauchbar. Ein gutes Schaf gibt gegen vier Pfund Wolle, und öfters gegen sechs Quartier Milch, die zu Butter und Käse verbraucht wird.

Werden Heerden von starken Schneeschauern plötzlich überfallen, dann treten sie gewöhnlich sofort in eine Kreisfläche enge zusammen, und richten dabei die Köpfe gegen den Mittelpunkt. In diesem Zustande findet man sie zuweilen mit einer fußhohen Schneelage völlig bedeckt. Es hat sich ereignet, daß bei Verspätung der Herren im Aufsuchen der Schafe, letztere, durch Hunger gezwungen, sich einander die Wolle abnagten, und dadurch hinstarben.

Auch das Hornvieh der Insel ist nicht schlecht. Es gibt sehr gute Milch, und es ist merkwürdig, daß diese noch reichlicher fließt, wenn man in dürftigen Zeiten sich genöthiget findet, die Kühe mit den Ueberbleibseln von Fischen — einem Futter, wornach sie begierig sind — zu ernähren. Die Milch nimmt freilich hiernach einen etwas fremden Geschmack an.

Unter den übrigen Hausthieren zeichnet sich das Pferd, obgleich nur klein, wegen seiner Lebhaftigkeit, Ausdauer und Klugheit, sehr aus. Dies beweisen besonders diejenigen Pferde, welche man in Ost-Island Vatna-Hestar nennt, und die man zur Untersuchung der veränderlichen Furthen in den Strömen gebraucht. Gerathen sie hierbei in Triebsand, so werfen sie sich sofort auf die Kniee, damit sie nicht versinken, sondern vom Wasser getragen werden. Schwimmen sie aber über einen reißenden Strom, dann legen sie sich auf die Seite, den Rükken gegen den Strom gekehrt, der dann unter ihrem Bauche

fortgleitet, damit sie desto kräftiger mit den Füßen gegen den Strom arbeiten können. Entdecken sie Grund in dem Strom, so nehmen sie einen großen Satz aufwärts und vorwärts, um desto mehr Grund zu gewinnen; fühlen sie aber, daß der Grund unsicher ist, dann kehren sie wieder um und suchen einen andern Weg, wobei dann der Reiter das Pferd sich selbst muß berathen lassen.

Es war allerdings zu bewundern, daß Island bis jetzt keine Rennthiere hegte, da die nördlichsten Theile beider Welten, zwischen welchen es gelegen ist, besonders das so nahe Amerika (Grönland), damit versehen sind. Wahrscheinlich ging diese Thierart bei einer der großen Catastrophen, deren Island so viele erlitt, einmal gänzlich unter. Jetzt hat man diese dem Polarmenschen so nützliche Thierart von Dänemark aus wieder hinüber gepflanzt. Im Jahre 1770 wurden von Norwegen aus 13 Rennthiere dorthin gebracht. Zehn Rennthiere kamen aus zu weniger Sorgfalt auf der Reise um; allein die drei übrigen pflanzten sich auf Island sehr gut fort; sie mußten auch leicht in einem Lande gedeihen, welches bei einem ihnen angemessenen Klima ihre Hauptnahrung, das Rennthiermoos, so reichlich erzeugt.

Island hat, gleich mehreren Theilen des hohen Nordens, zwei verschiedene Arten von Füchsen, den weißen (Canis Lagopus L.) und den braunrothen. Die weißen sind wegen ihrer besondern Schlauigkeit berühmt. Sie haben die Gewohnheit, sich rückwärts unter das wilde Geflügel zu schleichen, und um die Vögel zu täuschen, so halten sie dabei stets den weißen starken Schweif aufrecht. Unter den weißen Füchsen gibt es eine Spielart, welche sich auch von Vegetabilien ernährt, und deshalb Grasfüchse (Gras=Tofur) genannt werden.

Reich ist Island an nützlichem wilden Geflügel. Besonders gewähren die Wasservögel den Einwohnern vielfache Vortheile. Wir werden weiterhin die Art, sie zu fangen und sich ihrer Eier zu bemächtigen, besonders kennen lernen. Der Eidervogel, der Seepapagei und einige andere bringen durch ihre trefflichen Daunen reichen Gewinn; und die isländischen Falken waren seit langen Zeiten berühmt. Die eingefangenen Falken werden im Sommer von den Einwohnern nach Bessestedt (in Guldbrygs=Syssel) gebracht. Die dortigen königl. dänischen Falkenierer untersuchen sie genau, und zahlen, je nachdem sie dieselben schön finden, für die von reinster Weiße 17 Reichsthaler; für die schlechten 10; und nur 7 für die gewöhnliche braunere Spielart. Alle drei Arten sind nämlich nur Varietäten einer einzigen Art des isländischen Falken (Falco Islandicus L.). Dieser Handel bringt der Insel jährlich gegen drei tausend Thaler ein.

Das isländische Meer ist unermeßlich reich an Seethieren

aller Art, und gewährt daher dem Isländer die Hauptquelle seiner Nahrung und seines Verkehrs; vielleicht kann, wie man behauptet, die größere Salzigkeit dieses Meers Antheil daran haben.

Von den größern Seethieren finden sich hier die meisten Wallfischarten, das Wallroß, mehrere Arten von Seehunden und Hayen. Auch sind hier viele Arten der Weißfische (Gadus, Kabeljau), mehrere Lachs-, Herings-, Schollen-, Rochen-Arten, und die Flüsse haben Aale, Forellen und kleinere Flußfische.

So wild und zerstört Island also auch wirklich ist, so hat die Natur seine Einwohner auf die beste Weise in Schutz zu nehmen gewußt.

Freilich sieht man dem Isländer sein Klima einigermaßen an. Bekanntlich sind die heutigen Einwohner mehrartigen Ursprunges; Schweden, Norweger, Dänen und Britten (Schottländer). Ihr Körperbau, obgleich in den verschiedenen Theilen der Insel selbst verschieden, ist von Größe mittelmäßig und gedrungen, jedoch nicht vorzüglich stark; das andere Geschlecht zeichnet sich aber nicht durch Schönheit aus.

Die Lebensart der Isländer ist, zum Theil aus Nothdurft, sehr einfach. Ihr Getränk besteht vorzüglich in Molken oder Wasser; dennoch werden sie nicht sehr alt; höchst selten sieht man Greise von siebenzig Jahren. Indeß ist der ganzen so gemischten Nachkommenschaft ein Ernst, ja zum Theil eine Art von Unfreundlichkeit, die an Niedergeschlagenheit gränzt, von ihrem Himmel und Boden eingedrückt; eine Geistesstimmung, die dem Reisenden auffällt.

An Talenten fehlt es den Isländern auf keine Weise. Sie sind sehr geschickte, selbst tapfere Seeleute, und machten von ihrer Insel aus mehrere Entdeckungen. Der Isländer Eyrek Rauda entdeckte im Jahr 932 Grönland, und einen andern Theil von Amerika 1001 die beiden Isländer Herjulfson und Erichsson. Auch hat Island vorzügliche Gelehrte in jedem Fache geliefert. Besondere Vorliebe hegen aber die Isländer für das Studium der alten einheimischen Geschichte. Wer kennt wohl nicht die Edda und ihren (angeblichen?) Urheber Snurre Sturleson? Sie bleibt stets, selbst als Mythologie, dem Geschichtforscher ehrwürdig. Auch waren viele der übrigen Geschichtschreiber und Verfasser ihrer zum Theil gedruckten Sagen, eben wie Sturleson selbst, sehr gute Dichter. Sogar der geringere Mann äußert im Allgemeinen diesen Hang zur vaterländischen Geschichte. Er ist gut darin bewandert, und sie dient ihm zu seinen Abendunterhaltungen. Dahin rechnen die Isländer denn gleichfalls ganz vorzüglich das Schachspiel. Es ist dort sehr alt, und wer weiß, ob dadurch nicht die Idee, dieses sinnreiche Spiel aus Indien herleiten zu wollen, geschwächt würde?

Dies ist im Ganzen das Bild dieser in ihrer Art einzigen Insel, dieser letzten Stufe von Europa zur neuen Welt. Denn kaum rücken wir einige dreißig Meilen von dem äußersten Punkte Islands gegen Westen vor, so sind wir in Grönland, also in Amerika. Und dieser kurze Uebergang ist, wenn gleich einige der Gubermans-Inseln verschwunden sind, dennoch mit großen Sandbänken besetzt, gleichsam die Gränzsteine auf dem Wege zur andern Hemisphäre.

Die neue Welt. Grönland.

Grönland, obgleich zum Theil noch südlicher gelegen, als Island, zeigt nun deutlich, welcher auffallenden Verschiedenheit ein großes Continent in Rücksicht seines Klima gegen eine mit ihm unter gleichen Breiten liegende Insel fähig ist.

Freilich kannten wir die Original-Einwohner Islands nicht hinreichend; man kann daher nicht gewiß seyn, um wie viel der Grönländer zwergiger war, als jener benachbarte Insulaner. Allein Grönlands Kälte ist allerdings ungleich größer, und tödtet weit mehr die Organisation, als die von Island.

Das durch die Bewegung des Polarmeers gegen Westen und Südwesten getriebene Eis häuft sich hier zu unermeßlichen Massen an. Mit jedem Jahrhundert werden die östlichen Küsten durch größere Eiswälle verschanzt, machen daher Ostgrönland fast durchaus unerreichbar, und bringen, wenn sie jene großen Eisfelder zersplittert nach Island senden, dort gleichfalls eine dem Leben tödtliche Kälte.

Grönland legt aber unläugbar ein neues Zeugniß dafür ab, daß mehrere Theile der Erde vormals minder kalt, eines weit höhern Grades des Anbaues fähig waren.

Es gab, den gültigsten Schriftstellern zufolge, vor etwa 400 und einigen Jahren in Grönland bedeutende Colonien von dort angesiedelten Normännern. Der bischöfliche Sitz war in der Stadt oder Ortschaft Gardar, und dieses bischöflichen Sitzes geschieht bereits auf dem Concilio von Lyon 1276 Erwähnung. Bis zum Jahre 1408 zählte Torfäus 17 grönländische Bischöffe; in dem Lande lebte eine beträchtliche Menge von Europäern, denn die christliche Gemeinde bestand aus mehr als 300 Ortschaften; es hatte Ueberfluß an Hausvieh, und ward Grönland, grünes Land, wegen seiner Fruchtbarkeit und schönen Vegetation, benannt.

Wo ist dieses Land seitdem hingekommen? Was ist aus den Einwohnern, was aus den übrigen Produkten geworden? Gäbe man nämlich auch zu, daß die schwarze (pestartige) Krankheit, welche zwischen den Jahren 1348 und 1350 dort gewüthet haben soll, Tausende der Einwohner aufgerieben; daß ferner eine

feindliche Flotte, nach Einigen die Flotten der Esquimaux, wahrscheinlicher aber, wie Herr v. Eggers sehr richtig bemerkt, die Flotten der kriegerischen Schott- oder Irländer, im Jahre 1418 den Ueberrest dieser christlichen Colonien vertilgt haben, so blieb doch stets der gute, fruchtbare, schönbegrünte Boden.

Auf der heutigen Ostküste Grönlands scheint hievon indeß durchaus keine Spur mehr übrig. Die zuletzt (1786 und 1787) dorthin unternommenen Reisen der dänischen Seeofficiere Egede und Rothe zeigten deutlich, daß sehr große Eisfelder vom Ufer weit ins Meer hinliefen, und kaum erlaubten, sich bis zu der Distanz von 6 Meilen der Küste zu nähern, um nur eine traurige, nackte Küste von der Ferne aus beobachten zu können.

Gesetzt aber, daß nach den scharfsinnigen Untersuchungen des Hrn. v. Eggers dieses ehemals wegen seiner Fruchtbarkeit so berühmte alte Grönland (Gamla Grönland) nicht an der Ostseite, sondern an der westlichen Küste gelegen gewesen sey, eine Hypothese, welche besonders durch die große Menge der im Jahre 1777 von dem Assistenten Arctander auf dieser Küste vorgefundenen Ruinen von Wohnungen aller Art begünstigt wird; so ist dennoch auch hierdurch jener Zweifel über den Flor des alten Grönlands nicht gehoben. Die Mährischen Brüder haben sich jetzt aus religiösem Eifer auf dieser Küste fast bis zum 72sten Grade der Breite angesiedelt; allein wir werden gleich sehen, wie wenig das traurige Bild, welches sie uns von dem ganzen Landstriche, vom Cap Farewell bis Noogsac, nach mehrjähriger Erfahrung geben, den reizenden Gemählden von dem alten Grönlande entspricht. Vielleicht ließe sich gerade durch jenes dauernde Anhäufen des Eises an Grönlands Ostküste die bedeutende Veränderung des Klimas erklären.

Grönland ist eine hoch nach Norden gelegene, in ihrem südlichen Theile nicht sehr breite Halbinsel. Im höchsten Norden, woselbst sie auf der Ostseite bis zum 79sten Grade der Breite hinaufsteigt, bildet sie aber ein weit ausgedehnteres, uns größtentheils wenig bekanntes Continent. Jene ungeheuren Eismassen verbreiten daher bei jedem Nord- und Nord-Ostwinde einen furchtbaren Grad der Kälte über das schmale Land, und die Nordwest-Winde wehen über eine erstaunliche Fläche gefrornen Landes. Die im Innern gelegenen hohen Eisgebirge erhöhen die hierdurch erzeugte Kälte noch mehr, und so muß sie fast mit jedem Jahre anwachsen, und in dem Boden mehr und mehr alle Lebenskraft tödten.

Die Beschreibung der heutigen Westküste, welche wir der vieljährigen Erfahrung der Mährischen Brüder zu verdanken haben, entspricht dann auch völlig diesen Ideen.

Die Westküste Grönlands, also der ganze uns davon bekannte Landstrich, vom 72sten Grade bis zum Cap Fare-

well, eine Strecke von mehr als 13 Graden der Breite, sicher über 250 deutsche Meilen lang, zeigt dem Auge ein hohes felsiges Land, welches sich gleich zunächst des Meeres in unzugängliche Klippen erhebt, deren Gipfel man 20 Meilen weit sehen kann. Diese Gebirge sind unaufhörlich mit Eis bedeckt, und alle erhabene Flächen sind stets damit angefüllt.

Die Küsten selbst, durch tiefe, weit in das Land vordringende Meerbusen, Fiörden, eingeschnitten, sind mit unzählbaren kleinen und großen Inseln und blinden Klippen besetzt. Das dahinter folgende Land bietet dem Auge einzeln dürre, traurige Flächen dar, worauf man keinen Baum, ja kaum etwas Grünes gewahr wird.

So groß und furchtbar auch die Gletscher Islands waren, so werden sie dennoch weit von den grönländischen übertroffen. Diese verstopfen nämlich sogar ganze Durchfahrten des Meeres, quer durch die große Halbinsel. Eins der beträchtlichsten Phänomene dieser Art ist unstreitig die Eisblinke, auch die Witte Blinke genannt. Sie ist ein ungeheures, hohes, zwischen dem 61. und 62sten Grade der Breite gelegenes Eisfeld, dessen Glanz, wie der des Nordlichts, viele Meilen weit in das Meer hinstrahlt. Eisberge sind hier auf Eisbergen gethürmt; sie machen gleichsam eine prächtige Pforte zu dem ungeheuern Eisfelde, welches jetzt einen ganzen Meerbusen bedeckt, und sogar die ganze ehemalige Durchfahrt von dem westlichen Grönlande bis zum östlichen verstopft hält; und also mehr als 5 dortiger Längen-Grade, über 35 deutsche Meilen einnimmt. Denn wenn gleich dies nicht die ehemalige Forbisher-Straße seyn kann, so stimmen doch alle Nachrichten hier für eine ehemalige Durchfahrt. Auch die Natur selbst bestätiget dies noch heut zu Tage. Noch jetzt sieht man hier ein erstaunliches Gewölbe von Eis, eine Brücke von mehr als 4 Meilen in der Länge bei einer Breite von einer deutschen Meile und einer Höhe von 20 bis 60 Klaftern! So weit das Auge reicht, sieht der Beobachter von ihrer Höhe nur große Gefilde von Eis, unter denen er oftmals ein entsetzliches Krachen und Donnern wie Kanonen vernimmt, worauf alsdann ein furchtbares Geräusch, gleich dem Brausen eines großen Wasserfalls folget. Aus diesem mächtigen Eiskanal drängen sich beim Annähern des Sommers jene erstaunlichen Eisblöcke gewaltsam hervor, welche eine Hauptanlage des für Island so schädlichen Treibeises werden.

Aehnliche Verstopfungen anderer vormals offenen Arme des Meeres, wodurch Grönland von Westen nach Osten zerschnitten war, sind der Eisblinke südlich gegen den 61sten Grad der Breite, Sermelic, d. i. das mit Eis belegte Land; hier geht, nach dem Berichte der Grönländer, ebenfalls ein starker Strom unter dem festen Eise hervor, und treibt unter einem furchtbaren Getöse schwere Schollen Treibeis weit in das Meer.

Ferner der Bärsund, zwischen dem 62. und 63sten Grade der Breite. Die neben der Mündung noch jetzt befindlichen Ruinen alter Niederlassungen bekräftigen es, daß man in vorigen Zeiten viel tiefer in diesen Meerbusen (Fiörde) vordringen konnte. Der weiteste Abstand, den man heut zu Tage darin erreicht hat, beträgt etwas über 11 d. Meilen; ein engl. Capitain, Brown, soll 1755 so weit gekommen seyn.

Eine andere gleichfalls jetzt gänzlich vom Eise zugedämmte Straße findet sich nach einigen Karten unter dem Namen des langen Meerbusens über dem 68sten Breiten-Grade. In dieser Höhe bildet aber Grönland bereits ein sehr breites Continent von mehr als 95, ja 100 Meilen; die Masse des die Straße verstopfenden Eises muß daher unermeßlich groß seyn.

So erklärt es sich denn, warum die höhern Regionen dieses Eislandes weder bewohnbar, noch einmal bekannt sind. Bis jetzt wissen wir weder wie weit sich Grönland gegen den Pol hin erstreckt, noch unter welcher Figur es mit dem übrigen Amerika zusammenhängt. Nur daß es wirklich damit zusammenhängt, ergibt sich aus den weiterhin anzuführenden Nachrichten, die Baffinsbay betreffend.

Grönland ist ein gebirgiges Land. Die Gebirge, welche uns einigermaßen bekannt sind, erheben sich sofort längs der Küste; die im Binnenlande kennt man kaum, und die von Ost-Grönland (dem alten Grönlande) jetzt gar nicht.

Die westlichen Gebirge sind von großer Höhe. Die Mährischen Brüder geben viererlei Gebirge auf Grönland an. Sie halten sie zwar nicht so hoch, wie die Schweizer Alpen; allein diejenigen, welche als hohe Bergspitzen über die übrigen hinwegragen, sind steiler als die Alpen. Die mittleren Gebirge bilden breite Bergrücken. Auch diese sind stets mit Eis bedeckt, und so wie in den Alpen, den gefährlichen Einstürzungen unterworfen; hierdurch erhält man oftmals Gelegenheit, die Natur des Gesteins kennen zu lernen.

Die dritten, kleineren Gebirge, sind diesen Zufällen noch mehr ausgesetzt; mehrere, sagt Brasen, sind so morsch, daß sie an der Luft zerfallen.

Endlich rechnet er für die vierte Art die Felsen am Meere. Das mächtige Anschlagen der Gewässer hat sie völlig geglättet.

Den Bestandtheilen nach finden sich hier mehrere Arten des Urgebirges: Granit mit schönem Bergcrystall, und verschieden gefärbter Feldspath, wie auch rother, weißer und bläulicher Quarz.

Ebenfalls sieht man hier Gneis und mehrere Arten von geschichtetem Glimmer.

Auch Sandstein findet sich in großen Massen und von mehreren Farben, und von den jüngeren Gebirgen, Kalksteinge-

birge, Marmor, und darin Versteinerungen; doch trifft man letztere auch in verhärteten Thonarten.

Der älteste Missionair Egede bemerkte Asbesthügel, und die Neuern entdeckten Granaten in ähnlichem Gestein von mehreren Gattungen, wie auch mit Eisenerde, und Schörle verschiedener Art.

Von feinern Steinarten findet sich noch Chalcedon und der Almadine. Mehrere Spuren von Metallgängen zeigen sich auf Grönland, selbst Silber, und schon Egede nennt Blei und Kupfer; auch gibt es hier Wasserblei.

Wichtiger ist indeß bis jetzt dem Grönländer der Topfstein, eine weißliche, oder vielmehr aschgraue Talksteinart, oftmals mit schönen rothen und gelben Streifen. Ein breiter Gang dieses hier so nützlichen Gesteins findet sich besonders in Balsrevier. Der Grönländer schnitzt daraus seine Kessel und Lampen; denn er ist so weich, daß er sich schneiden läßt. Die Speisen werden darin schmackhafter und gesunder zubereitet als im Metall; daher steht er in großem Werthe.

Von brennbaren Materien findet sich weniger Schwefel und Kies als Steinkohlen, letztere im Gebiete von Disco. Das dortige Steinkohlenwerk versieht einige umliegende Orte mit Feurung. (Rühs.)

Eine große mineralogische Merkwürdigkeit sind hier aber die oft mehr als einen Fuß großen grobsteinigen Turmaline, welche uns der Bergrath Danz zuerst hat kennen gelehrt.

Es ist ein außerordentliches Schauspiel gegen jene kleinen, freilich aus einer viel feineren und härtern Steinart gebildeten Turmaline von Ceylon oder Brasilien, wenn man hier einen solchen Riesenturmalin auf ein Feuerbecken legt, um dem Anziehen und Abstoßen der Asche zuzusehen, da man bei jenen edleren Steinchen oft sie zuvor zum Handgriff an eine eigene Stange Lack bei den Versuchen befestigen muß.

Reich scheint also diese erfrorne Erde an kalten, todten Produkten, die nur bis jetzt noch auf einen genaueren kundigen Beobachter warten.

Dagegen ist dann die lebendige Natur sehr dürftig. Die ewige Kälte zwängt ihre Kräfte noch stärker ein als selbst auf Island. Pflanzen und Thiere des festen Landes müssen dort in weit geringerer Anzahl erzeugt werden; sie müssen sich theils verkleinern und zusammenschrumpfen oder doch beträchtlich von ihrem Werthe verlieren. Dies trifft auch genau mit den gültigsten Nachrichten zu.

Die Anzahl der Pflanzen, welche der Wundarzt Brasen dort mühsam zusammenbrachte, belief sich, die cryptogamischen abgerechnet, auf 76; Island erzeugte dagegen noch über 300, außer 250 cryptogamischen.

Unter Grönlands Pflanzen sind ferner diejenigen, welche es

mit Europa gemein hat, kleiner und schwächlicher als bei uns. Tannen und Fichten finden sich gar nicht; die wenigen Weiden kriechen, wie das Heidekraut, längs dem Boden hin; auch die Birke wächst nicht viel höher, und die einzelnen Erlen längs den Bächen sind krüppelich gewachsen.

Alles, sagt Cranz, bleibt hier kümmerlich und klein, und je weiter man nach Norden kommt, desto kahler wird das Land.

Dagegen ist Grönland reich an vielartigen Moosen, unter denen es viele eßbare gibt.

Der nach Grönland handelnden Compagnie in Kopenhagen wurden vor einiger Zeit 23 verschiedene Arten von grönländischen Moosen zur Untersuchung zugesandt. Einige darunter fand man sehr nahrhaft; andere brauchbar als Arzney; wiederum andere enthielten färbende Stoffe, welche man nun durch chemische Analyse näher zu bestimmen und hiernach zu benutzen suchen wird.

Das in Island so gut benutzte Wildekorn findet sich zwar auch hier, allein in einem weit schlechtern Zustande.

Aber ein Gewächs, die Universalmedicin gegen die furchtbarste Krankheit, welche die Polarländer heimsucht, gegen den Skorbut und die von ihm abstammenden Uebel, hat die stets wachende und erhaltende Natur hier mit verschwenderischer Hand ausgetheilt. Dies ist das Löffelkraut (Cochlearia L. aus der Klasse der Tetradynamisten); hiervon finden sich dort drei Arten. Selbst im Sande, wo nur etwas Unrath von Vögeln oder Seehunden ihm einigen Dünger bietet, ja auf den nackten Felsen findet es sich in erstaunlicher Menge. Alte verfallene grönländische Häuser sind ganz damit bedeckt, und der Trieb dieser Pflanze ist hier so stark, daß aus einer einzigen Wurzel zwölf und mehrere Zweige hervorschießen. Der Same, der sich im Herbste aussäet und zugleich von den kleinen Landvögeln umher gestreuet wird, geht im Frühlinge unter dem Schnee auf, worunter die vorjährigen Pflanzen, obgleich nur klein, dennoch fortgrünen. Im Herbste wird das Löffelkraut eingesammelt, und man erhält es den Winter hindurch mit Schnee bedeckt, um Kohlsuppen daraus zu kochen, die wenigstens in diesem dürftigen Lande vortrefflich schmecken, auch zugleich zur besten Arzenei gegen mancherlei Zufälle dienen. Ebenfalls ißt man das Löffelkraut als Salat, frisch von dem Stängel gebrochen; es hat alsdann einen minder herben Geschmack als in Europa, es schmeckt bittersüß und angenehm. Das häufige flüchtige Salz, womit die ganze Pflanze geschwängert ist, wirkt auf das kräftigste, als ein wahrhaft specifisches Mittel gegen alle Krankheiten skorbutischer Art. Die Mährischen Brüder finden sich oftmals im Winter, wo es ihnen an Bewegung fehlt, von Trägheit, Gliederschmerzen, Schwindel, Brustbeschwerden, worauf oftmals brennende Geschwüre folgen, kurz, von allen den furch-

terlichen Vorboten des Scharbocks befallen; sie genesen nur allein dadurch, daß sie rohes Löffelkraut genießen und Wasser darauf trinken.

Selbst die Schafe fressen dieses Kraut auf Island begierig; sie werden dabei fett und gesund; allein das Fleisch nimmt freilich einen besondern, etwas unangenehmen Geschmack davon an.

Die eiskalte Hand des dortigen Klima liegt aber auch auf Grönlands Fauna. Sie ist dürftig und kleinlich. Ihr vorzüglicher Beschreiber, Otto Fabricius, zählt nur überhaupt, die Wasserinsecten abgerechnet, gegen 80 Insekten-Arten. Hierunter nur einen einzigen Schmetterling! Der schönfarbigen vielartigen Tagvögel, welche die Wiesen Europens zieren, genießt das Auge dort nicht!

Eben so kärglich fällt die Ornithologie aus; es gibt nur 13 Arten von Landvögeln. Dagegen ist freilich die Zahl der Wasservögel ansehnlich; allein diese gehören fast durchgehends dem Meere.

Von vierfüßigen Landthieren finden sich höchstens acht Arten. Selbst von den Hausthieren ist nur der einzige Hund noch übrig. Und wenn sich bei dem dortigen Fuchse die körperliche Größe verkleinert, so verliert der Hund dagegen von Seiten seiner Talente. Dieser seinem Herrn auf der übrigen Erde, durch so viele Klimate ohne merkliche Verschlechterung folgende Gefährte wird hier in ein dummes Geschöpf verwandelt, das dabei seiner Stimme fast gänzlich verlustig geht. Er kann wegen seiner Dummheit zur Jagd nicht gebraucht werden; er bellt nicht, sondern muchset und heult nur. Seine Farbe ist größtentheils weiß, und an Bildung kommt er dem Wolfe nahe.

Der Mensch.

Selbst der allen Himmelsstrichen Trotz bietende Körper des Menschen wird dorten eingezwängt und seine Fortpflanzung beschränkt. Der Grönländer erreicht nur selten die Höhe von 5 Fuß; daneben ist er nur wenig fruchtbar; die Frau gebiert höchstens alle 2 Jahr. Die Statur des Grönländers ist übrigens nicht unproportionirt; die Schultern sind breit, besonders bei dem andern Geschlechte, welches dort fast von Jugend auf gewöhnt wird, Lasten zu tragen. Dennoch ist der Grönländer nur schwach, obgleich ziemlich gewandt. Hände und Füße sind klein, der Kopf hingegen groß, der ganze Körper aber fleischig. Die Farbe der Haut nennt Cranz dunkelgrau, Fabricius hingegen schmutzig-röthlich; doch hat hieran ihre Unreinlichkeit einigen Antheil.

Das Gesicht ist breit und platt, die Backen rund, wie ausgepolstert; die Nase sehr wenig hervorstehend mit weiten Nasenlöchern, das kleine, schwarze Auge aber ohne alles Leben!

Das schwarze, straffe Haupthaar ist lang; dem von Natur dünnbehaarten Kinne nimmt die Kunst auch diese wenigen Zeichen der Mannheit, so wie der Grönländer überhaupt kein Haar an den übrigen Theilen des Körpers leidet.

Kinder von einer Grönländerin und einem Europäer behalten dennoch jene Erdfarbe; allein die Gesichtszüge nähern sich bereits den unsrigen. Die zweite Abstufung, nämlich Kinder von einer Halbgrönländerin und einem Europäer kommen aber dem letztern, selbst der Farbe nach, schon sehr nahe.

Das dem Grönländer von Natur zugetheilte Fett macht ihm die Härte seines Klima's erträglich. Sie halten, sagt Cranz, die dortige Kälte bei sehr leichter Kleidung und mit bloßem Kopfe und Halse aus. In ihren Häusern sitzen sie sogar gewöhnlich bis auf die Beinkleider nackt, und heizen durch ihre heißen Ausdünstungen dermaßen ein, daß die ihnen nahe stehenden Europäer es weder vor Wärme noch vor Ekel lange aushalten können. Dies trifft vorzüglich die Missionaire im Winter beim Gottesdienst, obgleich die Versammlungssäle gar nicht geheizt werden.

Ebenfalls begabte sie die Natur mit einem ihrem Lande genau passenden Verdauungs- und Ernährungsvermögen. Der Grönländer genießt fast alles Frische und Faulende, Reine und Unreine, selbst sein eigenes Ungezieser; jedoch nur selten und wenig rohes Fleisch. Trinkt er gleich keinen Thran in vollen Bechern, so ist ihm doch das Fett, welches beim Zerlegen der Seehunde herabtröpfelt, ein Leckerbissen. Er genießt den Kopf und die Schenkel des thranigen Seehundes, nachdem diese im Winter unter dem Schnee verwahrt und im Frühjahr wieder aufgethauet sind, in einem halb erfrornen und halb vermoderten Zustande; man nennt dieses Gericht Mikiak. Nicht genug. Leckerbissen oder Gerichte für Fremde sind: Confitüren von Krähebeeren mit Thran eingemacht, wie auch ein halb verfaulter Wallfischschwanz. Frische, faule und halb ausgebrütete Eyer, Krähebeeren und Angelika schütten sie zusammen in einen Sack von Seehundsfellen, füllen alles mit Thran, und dies wird im Winter als ein köstliches Gericht aufgetischt!

Die Kleidung der Grönländer besteht gewöhnlich in einem Pelze von den Fellen der Seevögel oder der Rennthiere, die Haare gegen die Haut gekehrt. Hierüber trägt der Grönländer ein großes Kleid von Seehundsfellen, fast in der Form eines Mönchsrocks, nur ist er vorn ohne Oeffnung und wird zum Anziehen über die Schultern geworfen. Bei dem andern Geschlechte ist das Oberkleid weiter, damit im Rücken zugleich ein Kind Platz finden möge. Dieses wohnt darin, des Klima's ungeachtet, völlig nackt; ein um den Leib gebundener Riemen hindert das Durchfallen. Uebrigens ist die weibliche Kleidung der männlichen sehr ähnlich, nur das Oberkleid ist länger.

Seit dem Verkehr mit den Europäern findet man bei den Vermögendern auch blaues Tuch.

Beinkleider, Strümpfe und Schuhe sind von Seehundsleder.

Die Männer tragen das Haar kurz, die Weiber hingegen rechnen ein langes Haupthaar für eine große Zierde, binden es über dem Kopfe zusammen und schmücken es oftmals mit Glasperlen. Nur als Zeichen der tiefsten Trauer schneiden sie es kurz. Ihr größter Putz besteht darin, daß sie sich die Haut des Kinnes, der Backen, der Hände und Füße mit schwarz gefärbten Fäden durchnähen; tatouiren.

Im Sommer wohnt der Grönländer in Gezelten; das Winterhaus ist gewöhnlich auf mehrere Familien eingerichtet. Sodann besteht das Ganze aus einem viereckigen Gebäude unweit des Strandes, dessen Wände von Steinen zusammen gelegt, und mit Moos ausgestopft sind. Das Dach ist aus Querbalken verfertigt, und diese sind mit Heidekraut und Rasen bedeckt, zwischen die man Erde streuet. Dies friert im Winter zusammen, läßt aber im Sommer den Regen durch.

Für jede Abtheilung des Hauses, also für jede Familie, ist eine große gemeinschaftliche hölzerne Pritsche, mit Fellen bedeckt, zum Schlafen und Sitzen eingerichtet; eine Lampe zum Kochen und Heizen voll Thran, und darüber ein Kessel, beides von Topfstein (Lapis ollaris), über dem Kessel noch ein Rost zum Trocknen. Ein Rauchfang ist nirgend. Hierzu dient ein langer Gang oder eine Gallerie vor dem ganzen Gebäude, die sich dann in einen einzigen kleinen lothrecht daranstoßenden hakenförmig angebogenen Eingang endigt. Man denke sich den Dunst der vielen Menschen, der Thranlampen, der darüber kochenden Kessel voll thraniger Fische, Seevögel oder Seehunde, nebst mehreren Ausleerungs-Gefäßen; und zwar letztere mit Vorsatz nicht ausgeleert, da der Grönländer die Felle mit Urin gerbet.

Dieser unreinliche dürftige Mensch ist dennoch stolz. Nur sich beehren die Grönländer mit dem Namen Innuit, d. i. Menschen, Eingeborne; die Uebrigen nennen sie mit Verachtung Kablunát, Ausländer. Sie halten sich auch für besser, gesitteter als die Europäer. Er ist beinahe so gesittet, wie wir; er fängt an, ein Mensch, ein Grönländer zu werden, dies sind die Lobeserhebungen für einen Europäer, der ihnen gefällt.

Im Ganzen kann man diesen Polarzwergen weder gesunden Verstand noch Thätigkeit absprechen. Ihre Arbeiten, ihre Produkte des Kunstfleißes sind nicht nur ihren Bedürfnissen völlig angemessen; sie sind überhaupt genommen nichts weniger als schlecht.

Ihr Weiberboot, Umiak, 8 ja 9 Klafter lang, mit Fischbein und Seehundleder überzogen, ist mit 10 bis 12 Ruderbänken

versehen, und vorne findet sich ein großes von Därmen genähetes Segel. Es führt 10 bis 20 Menschen nebst ihren Zelten und übrigem Hausgeräthe. Es ist, obgleich sehr künstlich zusammengesetzt, gänzlich ohne Schnur und Winkelmaß, nur allein nach dem Augenmaße verfertigt. Dabei ist es so leicht, daß sechs Menschen es im Falle der Noth forttragen können; und man fährt darin selbst bei widrigen Winden so sicher, daß die Europäer sich ähnliche erbauen.

Verdient das ungleich kleinere Männerboot, Kajak, auch nicht diesem völlig gleich geschätzt zu werden, so muß man dennoch die Dichtigkeit, den schmalen und zum Nachjagen der Seethiere so geschickten Bau, noch mehr aber die erstaunliche Gewandtheit bewundern, womit der Grönländer sich dessen bedient. Ein einziger Mann sitzt in der Mitte des Boots. Durch die Seehundsfelle, womit das Boot überzogen ist, und welche er um seinen Leib auf das engste zusammen schnüren kann, völlig gegen alles Eindringen des Wassers geschützt, in der einen Hand das Ruder, in der andern den Wurfpfeil oder den mit einer Blase versehenen Harpun, holt er bald den schnellsten Seehund ein, bald überschleicht er die schlauern Arten. Selbst wenn ihn die Welle oder der Sturm umstürzt, weiß er sich mit dem Ruder einen Schwung zu geben, der ihn wieder in die aufrechte Stellung wirft, und den für sein Leben zitternden Europäer in Erstaunen setzt.

Die Industrie der Grönländer ist zwar hauptsächlich auf den Fang der Seehunde eingeschränkt, und begreiflich muß ihr Handel selbst noch gering seyn. Indeß haben dennoch die Süd- und Nordbewohner eine Art Verkehr mit einander. Die Ersten führen den Letztern Lampen von Topfstein, lange, aus den Fellen der Seehunde geschnittene Schnüre, und einige andere Artikel zu, und tauschen dafür Wallfischknochen, Barden, und Wallroßzähne ein. Uebrigens findet die dänische Handelsgesellschaft diese Menschen nicht ohne Fähigkeiten. Die Grönländer, welche sie bei der Schmiedearbeit, dem Schiffbau und Böttcher-Arbeit in Dienst genommen, haben sich darin ausgezeichnet.

Unter den sogenannten Wilden ist der Grönländer unstreitig einer der gutartigsten; vielleicht weil er seine Schwäche fühlt, denn eben daher ist er furchtsam.

Diebstahl, Völlerei, Schlägerei oder gar Mord ist etwas Seltenes.

Grobe Ausschweifungen scheinen ihnen so außerordentlich, daß, wenn sie dergleichen an einem Europäer bemerken, sie ausrufen: „Sicher hat ihn das Tollwasser (der Branntwein) des „Verstandes beraubt.“

Auch zeigt sich bei ihnen kein geringer Grad von wechselseitiger Liebe der Aeltern und Kinder, ein Fall, der nur bei wenigen Nationen des nördlichsten Amerika Statt findet.

Selbst die meisten ihrer Streitigkeiten endigen sich auf eine eben so sonderbare als lustige Weise. Der Gegner wird nämlich zu einem Wettkampfe herausgefordert, den sie Singestreit nennen. Tänzend tritt der Kläger in eine zur Entscheidung zusammen gerufene Versammlung, und singt seine Klage mit bitterer Satyre gegen seinen Feind ab, sucht ihn lächerlich zu machen, und die Zuschauer, zugleich die Richter, zum Belachen und Verhöhnen des Gegners zu bringen. Er macht sodann dem Letztern Platz; dieser greift ihn mit gleichen Waffen an, und derjenige gewinnt den Prozeß, welcher das letzte Wort behält und die meisten Lacher auf seiner Seite hat.

Die ganze Nation soll vormals ohne alle bestimmte Religion gewesen seyn; dennoch gibt folgende, von Cranz beigebrachte Antwort eines Grönländers, der von einem Missionair über ihre Religion befragt ward, ein ehrenvolles Zeugniß für den Verstand und das Nachdenken der Grönländer über Gott und die Welt.

„Es ist wahr, sagte er zu dem Missionair, daß wir vor eurer „Ankunft nichts von Gott und dem Heilande gewußt haben. „Du mußt aber nicht glauben, daß kein Grönländer darüber „nicht sollte nachgedacht haben. Ich selbst habe oft gedacht, „ein Kajak (Mannsboot) mit dazu gehörigen Pfeilen entsteht „nicht von sich selbst, sondern es muß mit Mühe und Geschicklichkeit gemacht werden. Nun ist der geringste Vogel viel „künstlicher als der beste Kajak, und Niemand kann einen ma„chen; der Mensch ist noch weit künstlicher und geschickter als „alle Thiere. Wer hat ihn gemacht? Sie sollen aus der Erde „gewachsen seyn. Aber warum wachsen denn nun nicht mehr „Menschen aus der Erde? Und woher ist denn die Erde, das „Meer, Sonne, Mond und Sterne? Es muß Jemand gewe„sen seyn, der das alles gemacht hat. Er muß unbegreiflich „viel mächtiger, geschickter seyn als der klügste Mensch, weil „alles, was er gemacht hat, so gut und nützlich ist.“

Hat Cranz diese Antwort nicht verschönert, so hört man hier fast den physiko-theologischen Beweis für das Daseyn Gottes.

Auch sollen sich, nach den Berichten dieses Missionairs, viele Grönländer, ohne christlichen Unterricht, die Seele als ein zwar materielles, aber doch vom übrigen Körper sehr verschiedenes Wesen vorstellen. Sie halten das Nordlicht für die Seelen der Verstorbenen, die dann dort oben, in den stillen Wohnungen, Ball spielen. Die Sternschnuppen sind aber nach ihrer Meinung Seelen, die aus dem Himmel zum Besuch in die Hölle reisen. Daher denn auch ihre Idee von dem Zustande nach dem Tode völlig den Begriffen eines rohen Volks angemessen, und daher ferner, wie fast bei allen rohen Völkern, der Aberglaube mit den Zauberern, Angekoks.

Feste, zur Ehre ihrer guten und bösen Geister (Tornak) oder der obersten Gottheit (Tornarsuc), hatten sie nicht.

Nur ein Fest, gleichsam von der Natur ihnen anempfohlen, verdient eine genaue Erwähnung. Dies ist das Sonnenfest, eigentlich das Fest der Sonnenwende. Einem Volke, welches sich mehrere Monate hindurch fast keiner Sonne zu erfreuen hat, und den furchtbarsten Folgen des Winters ausgesetzt bleibt, muß die Rückkehr dieses wohlthätigen Gestirns sehr wichtig seyn, und es läßt zugleich auf die richtige Beobachtung des Laufes der Sonne selbst schließen.

Den 22sten December feiern sie diese Rückkehr mit Tanz und Gesang. Auf das beste angekleidet, ziehen sie im ganzen Lande in starken Partheien umher, und bewirthen einander auf das Beste. Bei dem Schall einer Trommel wird getanzt; die Worte ihres Gesangs nebst dem Refrain hierbei sind:

„Die Sonne kommt zu uns zurück, Amna ajah, ajah, ah-„hu; Und bringt uns gutes Wetter mit, Amna ajah, ajah, „ah-hu.

Außer der Sonne sind ihnen noch einige andere Gestirne bekannt und wichtig. So heißt bei ihnen der große Bär Tukto, d. i. das Rennthier; die Zwillinge, des Himmels Brustbein.

Auch rechnen sie die Nachtzeit nach dem Auf- und Niedergehen gewisser Sterne; den Tag theilen sie aber nach der Ebbe und Fluth. Das Jahr selbst theilen sie nach den für sie wichtigen Naturereignissen, z. B. wenn sich die kleinern Vögel wieder sehen lassen.

Ihre Begriffe von der Erde selbst sind freilich sehr roh; denn sie glauben, daß sie auf Stützen ruhe, und da diese bereits sehr alt und morsch seyen, so krachten sie oftmals; auch wären sie bereits längst eingestürzt, wenn die Angekoks (Zauberer) die Stützen nicht beständig ausbesserten.

Merkwürdig bleibt es aber, daß auch diese Völker annehmen, die Erde sey einmal völlig vom Meere überschwemmt gewesen; sie sey darin wie ein Kahn umgestürzt.

Ihre übrigen Kenntnisse sind äußerst dürftig. Selbst in den nothwendigsten, z. B. in Benutzung der Kräuter gegen die dort gewöhnlichen Krankheiten, sind sie sehr unwissend.

So bedienen sie sich des dort so häufigen Löffelkrauts nicht gegen den Skorbut; sie gebrauchen dagegen einige andere, minder wirksame Kräuter, sogar eine Art Seegras. Die übrigen dort sich äußernden Krankheiten sind: Beulen, und ein starker mit Eiter verbundener Ausschlag, der oft den ganzen Körper mit Schorf bedeckt und tödtlich wird; ferner Seitenstechen, dem sie dadurch zu helfen suchen, daß sie mit einem Stücke heißen Asbest dawider stoßen.

Dagegen gerathen ihnen ihre äußerlichen Kuren ziemlich glücklich. Selbst ein Arm- oder Beinbruch wird geheilt, durch starkes Binden, nachdem zuvor das Glied durch Ziehen eingerichtet ist.

Nimmt eine Krankheit überhand, so werden dem Kranken, wenn er mit dem Tode ringt, seine Stiefel und seine besten Kleider angelegt, und die Beine unter die Schenkel gebogen; wahrscheinlich nur um das Grab kürzer machen zu können. Alle Sachen müssen wenigstens auf einen Tag aus dem Hause gethan werden, damit der Todtengeruch herausziehe.

Die Leiche wird sodann nicht aus der Thür, sondern durch eine andere Oeffnung, z. B. durch das Fenster, oder bei Zelten, durch ein deshalb eingeschnittenes Loch, herausgeschoben. Der nächste Verwandte, mit seinen besten Kleidern angethan, trägt die Leiche zum Grabe, legt sie hinein und bedeckt es mit schweren Steinen, aus Furcht vor den Füchsen.

Neben das Grab legt man das Kajak (Boot), Pfeile u. dgl., wenn es ein Mann ist; für eine Frau aber Nähezeug oder dergl., um es in jener Welt benutzen zu können.

Die Weiber weinen und schluchzen laut, und setzen diese Klagen auf einige Wochen in einzelnen Stunden fort.

Der nächste männliche Verwandte hält aber nach der Rückkunft vom Grabe eine Trauerrede, eine Art von Lobrede auf den Verstorbenen.

Niemand hatte es sich so sehr angelegen seyn lassen, die Grönländer zu höherer Sittlichkeit und Religion zu führen, als der Bischof Egede. Dieser würdige Geistliche, Prediger in Vogens Gemeinde im nördlichen Norwegen, fühlte 1708 einen unwiderstehlichen Trieb, die vielleicht in Grönland übrig gebliebenen Christen aufzusuchen, und die Bekehrung der Grönländer zu befördern. Die geringe Unterstützung von Seiten Dänemarks, und die vielfachen Schwierigkeiten schlugen aber seinen frommen Eifer schon gänzlich zu Boden, als seine heldenmüthigere Frau, von dauernderem Enthusiasmus durchdrungen, ihn zur Ausführung des edlen Vorhabens ermunterte. Er gab daher sein Amt auf, und ging im Jahre 1721 nach Grönland.

Nach unglaublichen Mühseligkeiten gelang es ihm, mehrere Grönländer zur christlichen Religion zu bewegen. Auch nahm sich die dänische Regierung jetzt sowohl des grönländischen Handels, als auch der dortigen Mission an, und bestallte Egede nochmals zum dortigen Bischof. Dennoch wäre dieses menschenfreundliche Unternehmen zu Grunde gegangen, wenn nicht die Mährischen Brüder, durch den religiösen Enthusiasmus des Grafen Zinzendorf aufgemuntert und auf das kräftigste unterstützt, mit kaum glaublicher Aufopferung der Mission zu Hülfe geeilt wären. Gerade in dem Jahre 1733, als der Bischof Egede — von vielfachem Unglücke zu Boden gedrückt, und zuletzt durch eine Epidemie der meisten Mitglieder seiner Familie, selbst seiner seltenen Frau beraubt — sich gezwungen sah, nach Dänemark zurück zu kehren, und sein schweres Apostelamt aufzugeben, kamen die drei ersten Herrnhuter auf

Grönland an. Es würde die Gränzen unseres Vorhabens überschreiten, hier die unsäglichen Hindernisse und Mühseligkeiten, die Noth und das kaum glaubliche Elend zu schildern, welche die Mährischen Brüder unter diesem traurigen Himmel und in diesem höchst unfruchtbaren Lande, seit der ersten Mission und selbst noch in den nachfolgenden zu überstehen gehabt haben. Genug, der Feuereifer, Heiden zu bekehren, und sie auf immer glücklich zu machen, überwand zuletzt alles. Fast jährlich gingen neue Missionaire hinüber. Bis zum Jahre 1792 hatte Grönland 10 ordinirte Missionaire, nachmals ist aber diese Zahl bis auf die Hälfte herabgesetzt worden.

Sobald den Eingebornen diese als stille, genügsame, gutmüthige Menschen bekannt geworden waren, und sie mühsam die grönländische Sprache erlernt hatten, machten sie große Fortschritte in ihrem Unternehmen.

Sie siedelten sich nach und nach in mehr als sieben Colonien an, wovon die von Lichtenfels und Neu-Herrnhut die wichtigsten sind. Seit 1739 bis 1762 waren in Neu-Herrnhut gegen 700 Grönländer, nicht etwa bloß getauft, sondern wirklich als Christen bessere Menschen geworden; 250 von ihnen waren aber gestorben. In Lichtenfels befanden sich überdies noch gegen 140 grönländische Christen. Sechs Jahre später bestand die Anzahl der Einwohner in Neu-Herrnhut aus 527, und in Lichtenfels aus 257 Seelen. So war also bereits um diese Zeit fast ein Zehntel der ganzen Völkerschaft aus rohen Menschen in bessere umgeschaffen. Denn die gesammte Zahl der Grönländer, welche den großen Landstrich von 300 Meilen bewohnen, bestand seit der schweren Epidemie, wodurch fast 20000 weggerafft wurden, kaum aus 10000 Menschen; ja nach den letzten Nachrichten von 1801 waren, durch die neue Blatter-Epidemie vom Jahre 1800, sogar nur noch 5621 Grönländer übrig. Wer wünscht nicht theilnehmend den besten Fortgang in der Civilisation dieser kümmerlich von der Natur versorgten Menschen!

Auch haben sich die philanthropischen Bemühungen der Mährischen Brüder schon auf die andere große Familie der Grönländer erstreckt; nämlich auf die Esquimaux.

Wer diese sind, was für ein Land sie bewohnen, und welche Entdeckungen das vergangene Jahrhundert darin gemacht hat, verdient für jetzt eine genauere Erörterung.

Die Wohnsitze der Esquimaux werden von dem Theile des nördlichsten Oceans bespült, den man das Esquimoische Meer nennt. Fast alle höher im Norden mit Grönland zusammenhangende Theile der neuen Welt kann man zu den Wohnsitzen der Esquimaux rechnen; wie die Länder, welche die Baffins-, und südlicher gegen Westen die obern Theile der Hudsonsbay nebst ihren Inseln, bilden; ferner die meisten nur seit Kurzem

durch Hearnes und Makenzies Landreisen zum Eismeere uns bekannt gewordenen Küstenländer des nördlichsten Eismeers von Amerika, vielleicht nur mit Ausnahme der Asien gerade im Osten gegenüber liegenden Küsten an der Behringsstraße.

Tiefer in Süden nehmen aber die Esquimaux noch ein ansehnliches festes, minder temporaires Gebiet ein; nämlich Labradors-Land. Hier müssen sie wohl sogar gegen Süden bis zum 50sten Grad der Breite leben, weil nicht fern von dieser Gegend eine Bucht die Bay der Esquimaux genannt wird.

Die Länder, welche diese Nation bewohnt, sind also außerordentlich groß; Labrador, einer der Hauptsitze, nimmt allein 25 Grade der Länge, und in der größten Dimension seiner triangulairen Figur über 12 Grade der Breite ein; dann folgen die übrigen Regionen, welche, nach den neueren Karten, unter dem Namen des zerstückelten Landes (broken Land), (ehemals die James-, Cumberland- und Goodfortunes-Inseln) sich in den weiten großentheils unbekannten Flächen endigen, die bis zum Eismeere fortlaufen und die Baffinsbai einschließen. Diese Ländermasse wächst nun aber weit beträchtlicher, sobald man sich überzeugt hat, daß der Grönländer mit dem Esquimaux eine und eben dieselbe Nation ausmacht. Denn Capt. Bylot handelte noch an der Westküste von Grönland im 73sten Grade der Breite mit Grönländern, ja er traf im 74sten ihre Sommerhäuser oder Zelte an. Es findet sich mithin hier eine ungeheure Erstreckung des Landes gegen Norden, obgleich die höchsten Theile desselben entweder gar nicht, oder nach der Aussage der südlichern Grönländer nur höchst spärlich bewohnt sind; vielleicht werden sie nur in den Sommermonaten von diesen Polarmenschen besucht.

So darf man auch die nördlichsten Küsten des Eismeers weiter gegen Westen hin, wovon Hearne 1771 und Makenzie 1789 ein Paar Punkte besuchten, größtentheils nur als temporaire oder Sommersitze der Esquimaux ansehen. Sie kommen nach den Aussagen der gegen sie so feindlich gesinnten übrigen nördlichsten Indianer hauptsächlich dorthin um den Wallfisch zu jagen; leben sodann unter Gezelten und errichten nur selten in diesen Gegenden ordentliche Häuser oder feste Wohnsitze.

Daß das Klima und daher die Naturprodukte dieser höhern Regionen des Nordens denen der zuvor beschriebenen im Ganzen ähnlich seyn müssen, bedarf wohl keiner genauern Anzeige. Wie aber der Grad der Verschlechterung mit dem Grade der Kälte hier zunehme, verdient besonders für die natürliche Geschichte des Menschen eine Erörterung.

Man lieset mit Schaudern die Nachrichten der Engländer Ellis, Middleton und Umfreville über die Härte des

Winters der Küstenländer an der Hudsonsbay, selbst wenn sie noch diesseit des 60sten Grades gelegen sind, wie dies z. B. bei dem Flusse und dem Fort Churchill der Fall ist.

Wenn nur eine Thür oder ein Fenster in dem dort von Ellis errichteten Hause geöffnet ward, so verwandelte die eindringende Luft alle in der Stube befindlichen Dünste in kleinen Schnee. Die stärkste Heizung des Zimmers war nicht vermögend die Bettlacken des Morgens vom Eise frei zu halten. Der Athem setzte sich wie weißer Reif auf die Betten.

Middleton entwirft hiervon noch ein weit stärkeres Gemälde. Die Landseen, bezeugt er, waren 12 Fuß tief gefroren; und selbst in den geheizten Stuben konnte man den Branntwein nicht flüssig erhalten. In den langen Winternächten erleuchtete man die Zimmer durch glühende vier und zwanzigpfündige Kanonenkugeln, und dennoch waren die Bettdecken mit Eis überzogen. Ging Jemand bei dieser Kälte plötzlich in die freie Luft, so lief er Gefahr, sofort die Oberhaut am Gesicht und an den Händen zu verlieren.

Umfreville belehrte uns bestimmter über den Grad der dortigen Kälte. Oefters steht sodann das Fahrenh. Thermometer auf 50° unter Null ($37\frac{7}{9}$ Gr. Reaum.). Welch eine schreckliche Kälte, wenn man weiß, daß der höchste Grad in dem harten Winter 1802 und 1803 nur 32 Grad Fahr. unter 0 (24° Reaum.) betrug, und daß das Quecksilber bereits bei $38\frac{1}{2}$ Gr. Reaum. unter 0 erstarrt.

Dennoch wagt es sogar der in den Etablissements der Hudsonsbay lebende Europäer im dortigen Winter auf die Jagd zu gehen. Freilich ereignen sich denn auch hierbei oftmals die traurigsten Fälle.

Farrant, Tomson und Roß gingen am 6ten Februar 1772 nebst 2 Hunden auf die Rebhühner-Jagd; das Schneehuhn (Tetrao Lagopus L.) ist nämlich um die Hudsonsbay sehr häufig, und liefert ein sehr schmackhaftes Wildpret. Am folgenden Tage suchten sie über einen breiten Fluß zu gehen; allein kaum waren sie auf dem Eise etwas vorwärts gekommen, so bemerkten sie unter sich den Rauch des noch nicht zugefrornen Wassers, und zugleich fühlten sie sich auf einer Eisscholle fortgetrieben. Bald wurden sie in das Meer hingerissen, die Fluth trieb sie indeß wieder in den Fluß zurück. Jetzt wandten sie alles an über das Eis wieder zur Küste zu gelangen. Sie ließen daher ihren Schlitten auf dem Eise, und nahmen nur eine Flinte nebst Pulver und Blei, eine Decke, ein Feuerzeug und einen dicken wollenen Rock, Biberrock, mit, ließen auch einen von ihren Hunden bei dem Schlitten. Ihr ganzer Proviant bestand in etwas Kuchen, Zucker und einer Flasche Branntewein. Auf einer großen Eisscholle mußten sie ihr Nachtlager aufschlagen. Am folgenden Tage wurden sie weit

in die Bay hineingetrieben, und Farrant hatte das Unglück ins Meer zu fallen. Zwar zog man ihn wieder lebendig heraus und wickelte ihn in den dicken Biberrock; aber bei der stets zunehmenden ungeheuern Kälte und der kümmerlichen Nahrung, denn es war ihnen nur noch ein Stück Zucker übrig, unterlag er dem Elende noch an eben diesem Tage.

Ein starker Nordostwind trieb ihre Scholle stets weiter fort, die Kälte stieg dabei beständig, Tomson schwoll am ganzen Kopfe unmäßig auf, verlor bald darauf seinen Verstand, und gerade beim Untergange des Mondes verschied er auf dem Eise.

So war nun nur noch der einzige Roß übrig. Er war aller Nahrungsmittel beraubt, ein dicker Nebel lag auf dem Eise. Auf den Schollen umhergetrieben, verlor er durch die Kälte fast gänzlich den Gebrauch seiner Finger, als endlich nach den 9 Tagen seit ihrer Abfahrt ein glücklicher Wind ihn der Küste wieder nahe brachte. In welchem Zustande erreichte aber der Unglückliche das Land! Ohne Kräfte, Hände, Füße und Nase erfroren, kroch er mühsam an das Ufer. Obgleich nur eine deutsche Meile vom englischen Fort entfernt, bedurfte er dennoch eines ganzen Tages es zu erreichen. Er verlor durch den Wundarzt mehrere Finger und Zehen; man sammelte für ihn 20 Pf. Sterling, und sandte ihn als einen völlig unbrauchbaren Menschen in sein Vaterland, in die Orkney Inseln.

Wenn Europäer dem dortigen Klima Trotz bieten, so wird der Eingeborne sich können demselben noch weit häufiger blos stellen. Es ist nur ein seltner Fall, daß man von erfrornen Indianern hört; dennoch ziehen sie in großen Jagdparthien Monate hindurch in diesen beeiseten Feldern, bei einer sehr leichten Bekleidung und höchst dürftigen Nahrung, auf der Jagd umher.

Und die ungeheure Kälte ist auch nicht vermögend, den Menschen verhältnißmäßig so sehr herabzusetzen, als die übrigen organisirten Körper.

Man sehe nur bestimmter auf die Bewohner der oben angeführten Länder.

Hier finden sich offenbar zwei Racen der Esquimaux; ein Name, den man von ihrer Gewohnheit oftmals rohes Fleisch zu essen, herleiten will; da Eskimantic in der Sprache der Abenaquir, roh Fleisch essen bedeutet.

Ellis bezeugt ausdrücklich, er habe die kleinsten zwergartigen Esquimaux nur erst in der Breite des Polarzirkels, bei Untersuchung der Wageesbay angetroffen. Diese, sagt er, waren in Ansehung ihrer Canots, ihrer Gebräuche und ihrer Sprache nicht von den südlicher wohnenden Esquimaux verschieden; allein sie waren von einer weit kleinern Leibesgestalt, und wir bemerkten mit Erstaunen, daß, so wie wir vom Fort York absegelten, alles abnahm und kleiner ward, so daß im 61sten Grade

nördlicher Breite die Bäume sich in kleines Gesträuch verwandelten.

Hearnes neuere Nachrichten von den Esquimaux an der Mündung des Kupfer-Flusses (Coppermine River) gegen den 70sten Grad der Breite, bezeugen gleichfalls, daß sie überhaupt sehr kleine Menschen sind. Obgleich nichts weniger als schmächtig, sind sie dabei dennoch schlecht gebildet und schwach. Die Farbe ihrer Haut war schmutzig kupferroth; allein Hearne fand einige hübsche Frauen unter ihnen. Der Anzug und die Sitten stimmten übrigens mit denen der Esquimaux an der Hudsonsbay überein. Sie leben im Sommer unter Zelten, und erbauen sich für den Winter elende Hütten, wohnen aber dort niemals in Höhlen oder in die Erde gegrabenen Löchern. Auch wäre dies unter einem Klima, wo der Boden nie bis auf 6 Fuß aufthauet, kaum möglich. Nur von dem südlicher wohnenden Esquimaux, auf Labrador, sagt Curtis, daß er auch dort in gegrabenen Höhlen lebe.

Diese zweite Familie der Esquimaux, die südlicheren, sind uns besonders durch Ellis, später aber durch die Mährischen Brüder, so wie auch durch Hearne und Curtis genauer bekannt geworden.

Sie sind von mittlerer Größe und sehr zur Fettigkeit geneigt. In diesem Punkte übertreffen sie die Grönländer, denen sie sonst dem äußern Ansehn nach völlig in Rücksicht der Hautfarbe, der Bildung der Gesichtszüge, der Haare, des großen Kopfs, der kleinen Hände und Füße gleichkommen. Sie bedienen sich der Schnee-Augen, wodurch die Kraft des von dem dauernden Schnee zurückgeworfenen Lichts vermindert, und das Gesicht erhalten und gestärkt wird. Sie bestehen aus zwei schmalen Hölzern, artig und passend gemacht, um das Gesicht zu bedecken. In der Mitte sind sie mit zwei langen schmalen Oeffnungen oder Einschnitten versehen, wodurch sich die Gegenstände zeigen.

Die Grönländer und die Esquimaux sind sich auch bis auf kleine Nüanzen in Ansehung ihrer Kleidung, ihrer Sitten und ihrer Lebensart ähnlich. Die Frau des Esquimaux trägt weite, mit Fischbein gesteifte Stiefeln, und hierin ihre Kinder; das jüngste aber, wie die Grönländerin, stets in der Kappe des Rückens. Auch ist der Esquimaux, als ein hülfloserer Mensch, der mit den Europäern in geringerer Verbindung steht, von mehreren Bequemlichkeiten des Lebens weiter entfernt. Er bedient sich daher (besonders der Esquimaux des höchsten Nordens) statt des Eisens oftmals nur geschärfter Steine zu seinen Pfeilen und Spießen. Unter sich sind sie ohne Oberherrn oder irgend eine Regierung einander völlig gleich. In Rücksicht der Religion scheinen sie doch ein höchstes Wesen anzuerkennen, aber

gleichfalls ein mächtiges, böses Wesen. Nach der Verbrennung ihrer Todten errichten sie ihnen eine Stange als Grabmonument.

Wie die Grönländer leben sie zu Zeiten in Polygamie; dennoch ist ihre Fruchtbarkeit nur gering. Auf Labrador rechnet Curtis nur etwa 1600 Menschen.

Der Esquimaux genießt auch allerdings noch weit entschiedener als der Grönländer fast alles roh. Die von ihm gefangenen Fische sahe Hearne sofort ohne alle Zubereitung verzehren; eben so die Füße des Seehundes und die ausgeschnittenen Theile des Wallfisches; auch trinken sie den Thran in großen Zügen.

Ein nach England hinüber gebrachter Esquimaux, obgleich bereits eine Zeitlang an unsere Nahrungsmittel gewöhnt, sahe einst, wie dort ein gefangener Seehund zerstückelt ward. Der hierbei herausfließende Thran weckte plötzlich seine ganze Vaterlandsliebe. Er leckte ihn begierig auf und rief dabei: „Ach wie lobe ich mir mein liebes Vaterland, dort konnte ich meinen Magen hiermit anfüllen.“

Ihr trauriges Land und die Ungewißheit ihrer Nahrung zwingt sie zuweilen zu höchst sonderbaren Hülfsmitteln. Sie verursachen sich nämlich, wenn sie den Hunger nicht befriedigen können, Nasenbluten und saugen das Blut hinunter.

Alles dies sind indeß nur unbedeutende Unterschiede zwischen ihnen und den Grönländern; denn ihr Einerleiseyn ward durch die Uebereinkunft ihrer Sprachen in den letzteren Jahren außer Zweifel gesetzt.

Als einer der Herrnhuter Missionaire auf Labrador den sonst gegen die Europäer scheuen Esquimaux auf grönländisch zurief: „sie sollten zu ihm kommen,“ waren sie erstaunt, ihre eigene Sprache reden zu hören, und riefen: „Unser Freund ist gekommen!“ Alle folgende Unterredungen bekräftigten dann, daß das Grönländische und Esquimauische eine und dieselbe Sprache sey.

Dasjenige, was uns von der Sprache der Grönländer und der Esquimaux, besonders durch Cranz und Kalm, bekannt worden ist, zeigt eine so sonderbare Bildung, daß auch der berühmte Smith Barton ihr nirgends unter den amerikanischen einen Platz anzuweisen wagte. Einzelne Wörter sind offenbar denen einiger amerikanischer Nationen ähnlich. So z. B. heißt der Vater bei dem Grönländer Attat, bei den Poconchis (Americ.) Tat; bei den Esquimaux heißt der Himmel Taktuk; bei den Poconchis aber Taxah; das Land Nuna, bei den Galabis Nono und bei den Caraiben Nonum.

Dagegen findet er nun auch mehrere Wörter der Grönländer mit einigen gleichgeltenden Wörtern der östlichsten Asiaten, z. B. der Kurilen, Koriäken, Samojeden, ja selbst der Coreaner und der Esthen (Livländer) zutreffend.

Es sey mir erlaubt zu bemerken, und Sprachkenner darauf aufmerksam zu machen, daß überhaupt das Grönländische den Endungen und der Natur nach mir etwas Aehnliches mit diesem Slavischen (Esthnischen, Kurischen 2c.) zu haben scheint.

Einige Buchstaben fehlen dieser Sprache, und keine Wörter fangen mit B D F G L R Z an. Sie haben einen Dualem. Die Deklination ist leicht; nur der Genitivus bekömmt ein b oder wenn ein Vokal folgt, ein m. Die übrigen Casus bekommen ein affixum von einer Präposition.

Bei den Verbis gibt es nur drei Tempora; das Praesens, Praeteritum und Futurum *).

Die Schreibart ist nicht hochtrabend, nicht orientalisch, wie dieß doch gleichfalls bei mehreren Nordamerikanischen der Fall ist, sondern einfach; indeß bedienen sie sich dennoch der Gleichnisse. Auch haben sie eine Art von Poesie, jedoch ohne Sylbenmaß, und auch ohne Reime; ihre kurzen Sätze werden nach einer gewissen Cadenz oder Takt gesungen.

Auch der Charakter und die Talente beider Völker stimmen mit einander bis auf Familien-Nüanzen überein; und ein Knabe, ein junger Esquimaux, der von den Mährischen Brüdern gut behandelt ward, zeigte keine geringen Geistesfähigkeiten.

Jetzt rufe man nun folgende Thatsachen zurück.

Die Hitze des Senegals, welche das Ei siedet und die nackte Fußsohle aufreißt, schmälert dem Neger weder die Leibesgröße, noch die Fähigkeiten des Körpers und Geistes. Dem Hunde, dem einzigen Hausthiere, dem die Natur die Dauerhaftigkeit zugestand, seinem Herrn fast über alle Zonen der bekannten Erde zu folgen, dem Hunde raubte sie dagegen dort seine Stimme und seine Bekleidung; die ungeheure Kälte der Polarwelt, welche alle organische Körper verkleinert, welche die Birke und die stolze Tanne zur Erde hinabdrückt, verkleinerte den Fuchs und nahm dem Hunde sowohl seine Sprache als seine Talente.

Nur allein an der Dauerhaftigkeit des Menschen scheitert die Gewalt der Temperatur unserer Erde, selbst in ihren Extremen. Hierzu stählte freilich den Menschen das Vorrecht, den Maniok, den Pisang und den Zuckergeist eben so gemächlich in seine Natur zu verwandeln, als das rohe Löffelkraut oder den Wallfischthran. Und wenn gleich sein Körper in Rücksicht der Größe und der Gestalt die Macht des Klimas, so wie jeder organische Körper fühlen mußte, so erfährt er dies dennoch in einem weit unbedeutendern Grade als alle die übrigen Quadrupeden; denn seine Fähigkeiten bleiben dabei unverändert. Hier zeigt sich also die Erhabenheit unseres Geschlechts, die vollgültige Aussteuer, deren uns der Schöpfer vorzugsweise gewürdiget hat, und wodurch er uns zu Herren der ganzen Erde, aller

*) M. s. hierüber genauer Cranzens Hist. v. Grönl. I. S. 278 u. f.

übrigen lebenden Geschöpfe einsetzte. „Der Mensch dauert überall über der Erde, und nimmt die Hauptgrundlage seiner Größe und Herrschaft, das Talent, welches allein alles unterjocht, fast gänzlich unverändert überall mit sich.“

Nach dieser wohl nicht unwichtigen Episode kehren wir zu der Untersuchung der Länder von Nordamerika zurück. Hier folgen die vasten Gegenden, welche den Polarländern theils noch selbst angehören, theils ihnen angränzen bis gegen Canada hin.

Gerade den letztern Zeiten verdanken wir treffliche Entdekkungen in diesem großen Gebiete, und für die Geschichte des Menschen wichtige Aufschlüsse.

Die Hudsonsbay oder vielmehr die sie in Westen umgebenden und diesen angränzenden Länder gewähren aber einen höchst merkwürdigen Anblick.

Man umfasse mit einem Blicke die große Erdfläche vom 70sten Grade der Breite bis gegen die fünf großen Seen, oder um dem Gemälde mehr Rundung und Vollständigkeit zu geben, und die Quellen der dortigen Flüsse darin mit aufzunehmen, bis zu der Mündung des St. Lorenz-Flusses, und begränze dies gegen Westen mit Makenzies Fluß und den steinigen und glänzenden Bergen; was für ein sonderbar gebildetes Land!

Schon die zuerst angenommene Gränze zeigt indeß eine Fläche mit mehr als 130 einzelnen Seen bedeckt, welche durch kleine, bald brauchbare, bald unbrauchbare Flüsse verbunden, sich theils gegen Osten in die Hudsonsbay ausleeren, theils nach Südosten die 5 großen Wasserbehältnisse von Canada bilden, die denn wiederum durch einen mächtigen Abzugskanal, den Cataraui, oder St. Lorenz-Fluß, sich ins Meer ergießen.

Diese ungeheure Landfläche hält uns also noch jetzt gleichsam die Denkmäler ihrer ehemaligen Ueberschwemmung, wahrscheinlich der jüngsten großen Fluth auf unserm Erdball, vor Augen. Hierdurch und durch die gen Westen höher liegenden Regionen erklärt es sich, wie diese bewundernswürdige Gruppe stehender Gewässer als zurückgebliebene Meeresvertiefungen entstanden, und zugleich beständig durch die von oben zu ihnen hineinfließenden größern und kleinern Flüsse in Bewegung gesetzt, frisch erhalten werden.

Da diese Gegenden die Hauptsitze der Thierarten sind, welche den vorzüglichen Gegenstand des Handels ausmachen, so mußte dem sich hiermit beschäftigenden Europäer äußerst daran gelegen seyn, sie genauer zu kennen.

Schon in den frühern Jahrhunderten waren es die Engländer, welche auf diesen Theil der Erde so vorzüglich ihren Untersuchungsgeist verwendeten. Man darf sie deshalb mit Recht für die Entdecker von Nord-Amerika ansehen.

Cabot, wenn gleich ein Venetianer, ward dennoch 1497 von König Heinrich VII. von England zur Entdeckung nach Nord-Amerika gesandt. Er lief im Frühlinge dieses Jahrs von Bristol aus, und entdeckte die Küsten von Neuland bis Florida; also die Küsten fast von ganz Nord-Amerika. Gleich darauf setzte sein Sohn Sebastian Cabot, in England geboren, diese Untersuchungen fort. Sodann machte Forbisher drei Reisen dorthin; daher noch die nach ihm genannten Straßen. Hierauf fand (1587) Davis die für den Wallfischfang wichtige Straße, zwischen Grönland und dem Eingange zur Hudsonsbay, welche noch nach ihm benannt bleibt. Ihm folgte Lancaster und Weymouth; diesen aber der eben so berühmte als unglückliche Hudson. Dieser seltene Nautiker, dem man einen so großen Theil der westlichen Polargegenden verdankt, verdient hier wohl einige Zeilen.

Lancaster, der erste Engländer, der mit 3 großen Schiffen (1591) eine Reise nach Ostindien zu Stande brachte, hatte die Idee einer nordwestlichen Durchfahrt nach Ostindien besonders rege gemacht. Obgleich nun Weymouth, der eben deshalb nach Nord-Amerika gesandt war, unverrichteter Sache von seiner Expedition zurück kam, so hatte er dennoch im hohen Nordwest nicht nur mehrere tiefe Einschnitte in das Land entdeckt, sondern zugleich verschiedene Strömungen des Meers von Westen her bemerkt, so daß hierdurch die Hoffnung zu einer kürzern und bequemern Fahrt in dieser Gegend nach Ostindien nur stärker belebt wurde.

Man vertrauete hierzu dem sehr erfahrnen Seemann Heinrich Hudson eine neue Ausrüstung an. Er trat deshalb seine erste Reise von Gravesand am 1sten Mai 1607 an, und entdeckte auf dieser Fahrt die östliche Küste von Grönland höher nach Norden als dieß bisher geschehen war. Er war bis gegen den 82sten Grad der Breite hinaufgefahren, woselbst ihnen das Eis den weitern Weg verschloß. Er sahe Spitzbergen für einen Theil von Grönland an; und in sofern zählt ihn R. Forster unter die Entdecker dieser nördlichsten Insel.

Schon im folgenden Jahre suchte er, in einer Richtung, die mehr nach Osten ging, seinen Plan auszuführen. Allein im August kam er bereits unverrichteter Sache zurück.

Nun trat er 1609 in holländische Dienste, und lief aus gleicher Absicht nach N. W., entdeckte aber nur den Hudsons-Fluß.

Er ging darauf von neuem nach England, und unternahm im folgenden Jahre endlich seine vierte Reise. Sie war der Erdkunde von eben so großer Wichtigkeit, als ruhmvoll für Hudson; möchte sie nur nicht so unglücklich für ihn ausgefallen seyn!

Am 17ten April 1610 lief er von Blakwall unweit London aus, und beging gleich Anfangs die Unvorsichtigkeit, den ge-

schickten Seemann Coolburn, den man ihm zum Gehülfen mitgegeben hatte, vielleicht aus Scheelsucht, zurück zu schicken. Hierdurch gab er nicht nur dem Schiffsvolk ein Beispiel von Insubordination gegen die Herren des ganzen Unternehmens, sondern er machte sich auch auf dem Schiffe selbst mehrere Feinde.

Hudson ging nun über Island nach Grönland hin zu der Davisstraße. Da er diese durch Eis verschlossen fand, hielt er sich westlich, und indem er weiter nach Süden kam, sahe er ein großes Land, welches er Magna Britannia (jetzt Terra di Labrador) benannte, und lief oberwärts in eine völlig neue, breite Straße, sie heißt nach ihm die Hudsonsstraße, bei deren westlichem Ausgange er die Südseite Cap Diggs, die Nordküste aber Queen Anna Foreland benannte.

Diese Straße führte ihn nun in die große, mit Recht seinen Namen führende Hudsonsbay. Denn er entdeckte sie nicht nur, sondern sie ward zugleich das Monument seines Todes.

Jene zuerst erregte Unzufriedenheit unter dem Schiffsvolk, nahm, bei dem unsäglichen Ungemach, welches der harte Himmel sowohl als der Hunger in diesen erfrornen Gegenden herbei führten, täglich zu. Hudson nöthigte seine Leute, die da längst die Rückfahrt wünschten, an den öden Küsten der Bay zu überwintern. Das Schiff war bald eingefroren, nur das dortige Schneehuhn, wie auch einige Rennthiere und Seevögel, ferner die Knospen einer balsamischen Tannenart (Forster hält sie für den Tacamahac, Populus balsamicus) schützten gegen den Hungertod und das Ueberhandnehmen des Skorbuts. Jetzt wuchs die Unzufriedenheit täglich. Hudson hatte einen jungen Green, einen liederlichen Menschen, der aus einem angesehenen Hause Englands entlaufen war, vom Untergange gerettet; er hatte ihn, da er nackt und bloß zu ihm kam, gekleidet, mit Geld versehen, und nun ihn zu sich auf das Schiff genommen, kurz er war sein zweiter Vater.

Aber eben dieser Green, ein undankbarer zänkischer Bösewicht, den Hudson selbst gegen sein Schiffsvolk, mit dem er häufig in Zwist gerieth, in Schutz nahm; dieser war es, welcher jetzt gegen seinen edeln Wohlthäter am härtesten auftrat. Er, und der ebenfalls dem seltenen Manne feindliche Steuermann Ivett, wiegelten die Mannschaft stets weiter gegen ihn auf, und vermochten sie endlich, ihren Capitain nebst seinem Sohn, Johann Hudson, noch ein Knabe, und den jungen Woodhouse, einen Mathematiker, wie auch 6 andere von Hudsons Anhängern, in einem Boote auszusetzen, und dem gewissen Tode, in diesem beeiseten, von den rohen mörderischen Esquimaux bewohnten Lande, Preis zu geben.

Aber die gerechte Strafe zögerte nicht. Green und mehrere seiner schändlichen Mitbrüder wurden bald darauf von den Esquimaux erschlagen, jener Mitverschworne Ivett starb auf

der Heimfahrt, und die übrige Gesellschaft langte, in stetem Kampfe mit dem Hunger und der Kälte, nach vielen Leiden in dem traurigsten Zustande in England an.

Indeß war nun jene große Bay und ihre Einfahrt entdeckt, und veranlaßte gleich darauf Buttons neue Reise im Jahre 1612.

Button bestimmte nun die westliche Küste und nannte dort nach seinem Namen die Bay, wo er überwinterte; sie ist über Prinz Wallis Fort gelegen. Hierauf drang endlich 1615 Bylot, nebst dem berühmten Seemann Baffin, durch eine ganz neue Straße zu der nördlichsten Polargegend, der Baffins- oder Bylotsbay.

Diese Reise lehrte die höchsten Punkte der dortigen Meere kennen; denn Baffin ging bis über den 78sten Grad der Breite hinauf, und nannte daselbst eine an Wallfischen sehr reiche Einfahrt Thom. Smith Sound.

Bald darauf folgten Lucas Fox und der Capt. James; jener machte mehrere Entdeckungen in Norden, während daß Letzterer den südlichsten Theil der Hudsonsbay auffand, welche daher noch jetzt seinen Namen trägt.

Durch so viele Reisen lernte man nun die Wichtigkeit der dortigen Fischereien und Peltereien stets deutlicher einsehen, und hierdurch entstand 1669 die erste Anlage zur heutigen Handelsgesellschaft der Hudsonsbay; sie erhielt ihren Freibrief am 2ten Mai durch den Prinz Rupert vom König Carl II.

In dem letzten Jahrhunderte verdanken wir zuerst den britischen Seemännern Barlow (1719) und Scroggs (1722) die weiteren Entdeckungen in diesen Gewässern.

Als aber die wichtige Frage wegen einer nordwestlichen Durchfahrt ins Südmeer die Handelsnationen beschäftigte, nahm sich England dieser Sache so warm an, daß es einen Preis von 20,000 Pf. Sterl. auf diese Entdeckung setzte. Auf die Art entstanden, durch den regen Eifer des Arthur Dobbs, die für dieses Unternehmen berühmten Reisen des Capt. Middleton im Jahre 1742; ferner 5 Jahre darnach die von Moore und Smith, wovon Ellis uns das Tagebuch geliefert hat.

Freilich bewiesen diese Reisen nur stets deutlicher die Unwahrscheinlichkeit einer solchen nordwestlichen Durchfahrt; aber sie bestimmten eine große Anzahl von Hauptpunkten und Einschnitten in der Hudsonsbay, und waren zugleich für die Völkerkunde vom höchsten Interesse.

Daß aber die englische Gesellschaft der Hudsonsbay aus Eifersucht die weitere Entdeckung der Binnenländer nicht zu verhindern sucht, das haben die neuesten Sendungen des Hearne und Lawrenz unwiderleglich bewiesen.

Hearne und der Canadier Makenzie haben aber dem großen Gebiete zwischen der Hudsonsbay, dem nördlichsten Eis=

meere, und dem Südmeere fast eine neue Gestalt gegeben. Die Lage der Binnenseen und der Flüsse ist genauer bestimmt; zwei wichtige Gränzpunkte der Küste, die Mündungen des Kupferminen- und des Makenzie-Flusses in dem nördlichen Ocean sind festgesetzt, und mit den Bewohnern aller umliegenden Gegenden sind wir bekannt geworden.

Hearnes Reise war bereits mit außerordentlichen Schwierigkeiten verknüpft, allein die letzte Reise des canadischen Emissairs Makenzie übertrifft fast alles, was man von Landreisen Mühseliges kennt; sie gränzt zuweilen, z. B. bei dem Uebertragen des Bootes über die felsigen Gebirge, fast an das Unglaubliche. Dafür erhielt er auch den Preis vor allen seinen Vorgängern. Er durchschnitt von Canada aus das ganze vaste Continent von Nord-Amerika; er durchbrach und bestimmte genau die Gebirgskette, welche die westlichen Flüsse von den östlichen trennt, und er gelangte unter $52\frac{1}{2}$ Graden der Breite und 128 Gr. 2 Minuten der westl. Länge von Greenwich, an das Südmeer. Hierdurch kam er dann den wichtigen Entdeckungen von Cooks würdigem Nachfolger, dem unermüdlichen und genauen Vancover, entgegen, und vernichtete auf die Weise eine Reihe von Träumen und Systemen über die dort geahnete Durchfahrt.

Es bleibt stets merkwürdig, daß beide Reisende, nämlich Hearne und Makenzie, in dem großen Gebiete, welches sie durchwanderten, nur auf zwei bedeutende Flüsse gestoßen sind, die sich ins Eismeer ergießen. Ihre Mündungen sind beide in Ansehung der Breite nicht sehr verschieden, beide zwischen den 68sten und 69sten Graden; allein da sie über 8 Längen-Grade, also auf 45 d. Meilen von einander stehen, so bleibt stets noch eine sehr große Fläche unbekannt, und es steht zu wünschen, daß man sie untersuchen möge, wäre es auch nur, um dadurch mehrere Punkte der Küste, also die Form des dortigen Oceans zu bestimmen.

Ebenfalls bleibt uns noch ein Gebiet von einigen tausend Quadratmeilen, zwischen der Hudsonsbay und dem Kupferminen-Flusse zu bereisen übrig. Freilich möchten diese, bei ihrer so hohen Lage nach Norden, nur in weniger Rücksicht belehrend seyn; sie dienen wahrscheinlich nur den gejagten Pelzthieren als Zufluchtsörter. Allein eben um ihretwillen durchwandern ja die Europäer selbst die viel weiter nach Westen gelegenen Regionen zwischen den südlichen Theilen der Hudsonsbay, den fünf großen Seen von Canada und den steinigen Gebirgen.

In diesen jagdreichen Revieren zeigen sich deshalb drei Nebenbuhler im Handel, alle drei Original-Engländer: nämlich die Pelzhändler der Hudsonsbay, die der Canadier und endlich der nord-amerikanischen Freistaaten.

Wenn Canada schon unter französischer Herrschaft sowohl durch Missionaire, als nachmals auch durch Handelsleute sehr

vieles zur Kenntniß der Binnenländer beitrug, so gebührt unter diesen dreien der heutigen englischen canadischen Handelsgesellschaft die Ehre, in unsern Zeiten das meiste für die Aufklärung der Geographie dieser ungeheuern Länderstriche gethan zu haben.

Seit 1766 drangen ihre Pelzhändler von dem Fort Mischillimakinak, am See Michigan, weit nach Westen vorwärts. Curry ging bis zum Flusse Saskatchiwin; und bald darauf folgte ihm Finlay. Ihr bedeutender Gewinn machte die Hudsonsbay-Compagnie rege, welche daher 1774 bis zum Störsee (102° westl. L.) vordrangen. Im folgenden Jahre gelangte Forbisher von Canada aus zum See La Crosse (108° westl. L.), und seine Reise ward ihm reichlich durch den Einkauf belohnt. Peter Pond unternahm 1778 sogar eine Reise nach dem See Athapuscow, auch der Bergsee genannt, (gegen 59° Br. 266 – 270° L.) und erreichte ihn.

Von nun an wurden diese Excursionen, und daher die Entdeckungen stets häufiger und westlicher. In den letzten Zeiten kam (1791) Vandriel zum Rothwildprets-Flusse, Fidler 1793 bis zu den südlichen Quellen des Saskatchiwin, des Bad-Flusses, der Cattanhowes; also südlich zum steinigen Gebirge, nördlich aber bis über den Sklavensee zu den glänzenden Bergen, unstreitig eine Verlängerung jenes Kettengebirges nach Norden hin.

Wenn es indeß bestimmt gewiß ist, daß Lawrenze von den südöstlichsten Etablissements der Hudsonsbay-Compagnie in den Jahren 1790 und 1791 gar nach Californien gekommen, und auf dieser Reise jenseit der steinigen Gebirge einen bedeutenden See entdeckt hat, der an Größe dem Huronen-See gleichkommt (wie ihn auch die letzte große Weltcharte von Arrowsmith zeigt), dann wäre freilich nur allein die letzte Reise von Makenzie noch wichtiger.

Schwerlich findet sich auf der Erde ein Welttheil, in welchem das letzte (18te) Jahrhundert so außerordentliche Entdeckungen gemacht hat; vorzüglich wenn man sich dabei erinnert, daß die von Europa aus westlichen Gränzen von Nord-Amerika, die Küsten des Südmeers gleichfalls in diesen letzten Jahren genau bestimmt sind.

Jene erstaunliche Länderfläche, die sicher mehr als 166000 Quadratmeilen beträgt, mag noch wohl mehrere Völker und Thierarten und sonst zahlreiche merkwürdige Produkte enthalten.

Dieß würde man sich vielleicht wegen der Größe des Gebiets, wegen seiner Unbekanntheit und weiten Entlegenheit unwillkührlich sagen.

So ist indeß der Fall nicht. Schon konnte man nach der Ansicht der Lage, verbunden mit richtiger Kenntniß der Einwirkung des Klimas, diesen neu durchwanderten Ländern keine sehr große Varietät im Thier- und Pflanzenreiche zutrauen.

Und die zuvor bemerkte innere Bildung, der außerordentliche Ueberfluß an großen und kleinen Wassermassen vermehrt diese Vermuthung; denn es ergibt sich daraus ein lange ersoffener, junger, zu einer sehr großen Mannigfaltigkeit von Pflanzen und Thieren des Landes minder geschickter Boden. Fast alles, was in dem warmen Westindien, oder noch mehr in dem heißen Asien und dem glühenden Afrika das Leben in millionfacher Gestalt hervortreibt und erhält, das mindert hier die Kälte des Himmels und das dadurch viele Monate lang gefrorne, mit unzählbaren Seen bedeckte Erdreich.

Das Klima dieses großen Gebiets ist freilich selbst unter einer und derselben Breite verschieden. Je weiter man gegen Westen fortrückt, je weiter man sich nämlich von der Hudsonsbay entfernt, desto milder wird die Luft. Und warum? weil die Winde, welche über Grönland und dort umherliegende Eisländer und über die größten gefrornen Wassermassen der Baffins- und Hudsonsbay wehen, nur erst nach einer längern Reise, auf der sie bereits an Intensität der Kälte verlieren, zu den westlichern Ländern gelangen.

Dieses Phänomen war bereits von Carver auch in geringern Breiten am See Michigan bemerkt; es wird ferner durch die Wetterobservationen der nord-amerikanischen Staaten und durch Umfrevillens Nachrichten bestätigt. Hearne's und Makenzie's neueste Reisen stimmen hiermit völlig überein; auch beweist Ersterer von der nordwestlichen Küste von Amerika unläugbar, daß sie unter gleicher Breite eines mildern Himmels genieße, als die Ostküste, z. B. die von Labrador oder die Einfassung der Davisstraße.

Im Ganzen bleibt das große Gebiet ein bis jetzt an Pflanzen und Thieren armes Land, bewohnt von einzelnen Horden oder wandernden Stämmen Wilder, welche ihr Leben zu fristen mit stetem Jagen und Fischen beschäftigt seyn müssen, und die dennoch oftmals im tiefsten Elende schmachten, ja wohl gar vor Hunger umkommen.

Es lohnt der Mühe, näher mit der Lage und dem Lokal dieser dürftigen Menschen bekannt zu werden; denn es bietet einen trefflichen Beweis gegen den Werth des rohen, freien Natur-Zustandes dar, dem Rousseau und ähnliche Philosophen so laut das Wort reden.

Wenn man unter diesen Völkern eine große Hauptabtheilung annimmt, so zerfallen sie in Nord- und Süd-Indier; beide wohl reich an Nebenzweigen, besonderen Stämmen.

Die den Esquimaux zunächst wohnenden Nationen, welche vornämlich durch die Pelzhändler der Hudsonsbay-Compagnie, und auch zum Theil durch die canadischen uns in den letzten Jahren genauer bekannt geworden sind, belegt man mit der allgemeinen Benennung der Nord-Indier.

Ihr Gebiet ist außerordentlich groß. Hearne begränzt es fast mit dem 58sten und 68sten Grade der Breite. Er setzt ihnen von Osten nach Westen zu enge Gränzen, da wir, durch Makenzie's neuere Reisen belehrt, sie nicht blos von der Hudsonsbay bis an den Kupferminen-Fluß, sondern sicher mehr als 8 Längengrade weiter bis über Makenzie's Fluß hinaus setzen können.

Hearne gesteht ja auch selbst, daß die Indianer des Kupferflusses völlig ein und eben dieselbe Nation mit den Nord-Indiern ausmachen, und daß ihre Sprachen nur, wie die Dialekte einzelner Provinzen Englands, von einander abweichen.

Hier wäre also eine Fläche von beinahe 10 Graden der Breite und wenigstens 30 der Länge; denn man sieht keinen Grund, anzunehmen, daß diese Indier sich in Norden nicht durch mehrere Längengrade über Makenzie's Fluß hinauswagen sollten.

Dieses Gebiet, wenigstens von mehr als 30000 Quadrat-Meilen, hat mancherlei Abwechselungen. Hearne beschreibt den großen Theil desselben, welchen er selbst durchwanderte, als eine erhobene Fläche von felsigem Boden, die zwar hier und da mit Holzungen bekleidet ist, allein im Ganzen doch nur eine sparsamere Vegetation zeigt. Ihre vorzüglichsten Pflanzen sind Moose und ein Kraut, welches der Indianer Wish-a-capuca nennt.

Unter diesen Moosen sind einige Arten, wie auf Island, für den Menschen von großem Werthe. Gekocht nehmen sie eine gallertartige Consistenz an, und liefern, wie der Sago, eine sehr nahrhafte Speise; ein Vortheil, der für die Jäger-Nationen dieser Gegenden, bei oftmals eintretendem Mangel an Wildpret von höchster Wichtigkeit ist.

Jenes Kraut aber, Umfreville schreibt es Weesuc-a-pucka, ist eins der vorzüglichsten Arzneimittel der Nord-Indier. Ein Aufguß von dessen wohlriechenden Blüthen stärkt den Magen und wirkt kräftig gegen rheumatische Beschwerden. Zu Pulver gerieben und äußerlich gebraucht, heilt es selbst veraltete Geschwüre, ja den kalten Brand.

Die erstaunliche Menge von stehenden Gewässern, womit das Land wie übersäet ist, bringt gleichfalls mehrere schnellwachsende Wasserpflanzen hervor, wovon sich vorzüglich die hier in sehr großen Schaaren ziehenden Wasservögel ernähren. Hierdurch gewähren diese Seen keinen geringen Vortheil für Nationen, die ohne Ackerbau durch die Jagd dieser Zugvögel sich ihres Lebens Unterhalt erleichtern. Sie sind so zahlreich, daß man oftmals in einem Frühjahre nur von einer einzigen Art Gänse 6000 tödtet, und geben wegen der warmen Federn oder Daunen gedoppelten Nutzen.

Einen wichtigern Vortheil gewähren aber in dieser Rücksicht eben diese Seen, durch den Fischfang. Bald sind es Störe,

bald Lachse und verschiedene Arten von Barsen, Karpfen und Hechten, welche sich reichlich in den meisten dieser Seen und ihren Flüssen fangen; doch haben die mit Holzung versehenen Gegenden hierin den Vorzug.

Der Fischfang mit der Angel ist leicht; allein der mit Nezzen wird im Winter bei dem tiefen Einfrieren der Oberfläche mühsam. Durch große in das Eis gehauene Löcher werden die Netze eingesenkt und durch eigene kleine Anker nach Willkühr fest gehalten. Da diese Fischereien oftmals das einzige Hülfsmittel zur Erhaltung ganzer Stämme sind, so unternimmt sie der Nord-Indier mit vielen abergläubischen Ceremonien. Das seltsamste Gemisch von Dingen, z. B. Menschen- und Biberhaar, Eingeweide von der Moschus-Ratte, geronnene Milch aus den Mägen saugender Thiere genommen, werden neben dem Köder, als ein Zauber, ins Wasser gelassen, und der zuerst gefangene Fisch darf niemals gekocht, sondern nur geröstet werden.

Der dritte wichtige Vortheil, welchen diese Seen gewähren, ist die bequeme Verbindung weit entfernter Gegenden unter einander. Fast alle diese Seen hangen nämlich bald durch kleinere, bald größere Flüsse mit einander zusammen. Mehrere dieser letzteren sind freilich selbst für die leichtesten Böte (Canots), wenigstens in der trocknen Jahreszeit, zu seichte. Indeß ist alsdann dieser unbefahrbare Zwischenraum selten sehr groß. Die Waaren werden ausgeladen, und so wie das leichte Boot selbst, auf den Schultern, eine, auch wohl mehrere Meilen fortgetragen, und bei abermaliger Erreichung von fahrbarem Wasser, schifft man sich neben den Handelsproducten und Proviant von neuem ein. Ein solcher Zwischenraum heißt ein Trageplatz (Portage). Die Gewohnheit und die Leichtigkeit des Baues der Canots, findet hierdurch Mittel, von der Hudsonsbay oder von Canada aus, einen bequemen Handelsweg zu bilden, der fast von dort bis gegen die steinigen Gebirge fortläuft. Was für erstaunliche Vortheile kann der kultivirte Mensch hieraus für seinen Handel dereinst ziehen, wenn er diese Gewässer gehörig benutzt und sie in förmliche Kanäle ausbildet! Auch haben schon die vereinigten Staaten von Nord-Amerika seit mehreren Jahren diese trefflichen Winke der Natur benutzt, und werden hierdurch bald die Wasserfahrten vom atlantischen Meere zum westindischen Ocean für die meisten Staaten eröffnet haben.

Bei so wichtigen Vortheilen dieser vielen Gewässer scheint es billig, hier die gesammte Masse dieser Gewässer, und ihren Ursprung etwas genauer anzuzeigen.

Eine Total-Ansicht der Länder von der Hudsonsbay in Norden und in Süden bis zu den 5 großen Seen von Canada, in Westen aber bis zu den steinigen Gebirgen, zeigt ein Land, das, in Rücksicht der Bewässerung, auf der ganzen uns bekannten Erde nirgends seines Gleichen findet.

Hier, wie fast überall, entspringen die Flüsse von jenem fortlaufenden Kettengebirge, das in Norden beinahe das Eismeer erreicht, und in Süden höchst wahrscheinlich mit den Gebirgen von Mexico, Panama, Peru und Chili bis zum Feuerlande hinab, die große Scheidewand bildet, welche Gatterer den ersten Bergmeridian nannte.

Mehrere einzelne Seitensprossen dieses großen Gürtels, freilich nur von geringer Länge, treten astförmig nach Osten ins Binnenland.

Die Flüsse laufen dann zu beiden Seiten der Bergkette in Osten und in Westen hin. In Westen konnte sich, bei ihrer Nähe zum großen Ocean, gewöhnlich das Südmeer genannt, keine große Wassermasse weder zu einem großen ansehnlichen Strom, noch zu einem großen See anhäufen, verschiedene kleinere oder größere Flüsse ergießen sich dennoch in das nahe Meer.

Ganz anders mußte aber ihre Wirkung nach Osten, Südost und Süden seyn. Hier war der Abstand zum Meere, selbst der nächste in Osten zur Hudsonsbay weit, noch weiter aber der zum Meerbusen von Mexiko. Hier gewannen daher die mehreren Quellen, welche dem Gebirge entsprungen waren, Gelegenheit, sich bei ihren vielfachen Krümmungen zu begegnen, in einander zu fließen, und große Ströme, oder wenn die Natur des Bodens dazu Anlaß gab, ansehnliche Seen zu bilden.

Das Land selbst war aber im höhern Norden gegen die Hudsonsbay hin ungleich breiter ausgedehnt. Der Ocean hat weiter gegen Süden hinab bei seinem Einbruche das Land tiefer ausgeschliffen, und hätte höchst wahrscheinlich Amerika ziemlich genau in zwei Hälften zerschnitten, wären nicht die Gebirge der über dasselbe bei Panama fortgesetzten großen Kette von so fester Natur gewesen, um ihm Widerstand zu leisten. Er mußte mithin diese Felsen gleichsam wurmförmig stehen lassen, und dazu dienen, daß man noch jetzt die Nord- und Südhälfte des großen Continents wie durch einen Faden an einander hangend erblickt.

Oben in Norden, dem jetzt breitern Lande, fand sich aber nicht etwa bloß die Fortsetzung jenes Kettengebirges; es liefen hier mehrere, wenn gleich geringere, dennoch nicht unbeträchtliche Gebirgsketten fast in ähnlicher Richtung mit jenem Bergmeridian von Süden gegen Norden, nämlich die sogenannten blauen Gebirge, die Apalachen und andere parallele Ketten ins Binnenland. Auch hieran scheint die Wuth des Meeres Widerstand gefunden zu haben, und das Land blieb daher minder zerstückelt. Da aber ihre Höhe geringer war als die jenes Hauptgebirges, so zog sich das Meer zwar darüber in sein altes Bette zurück; allein eben diese vielfachen Gebirge und ihre Seitensprossen verboten dennoch dem niedrigsten Theile der Gewässer den Rückgang. Das hier sich stauchende Wasser, vereinbart mit

dem dort in mehreren Vertiefungen vorgefundenen, erzeugte vielartige, theils ungeheure, theils geringere, theils völlig kleine Seen. Das Lokal, die Natur des Bodens und endlich das Mischen mit frischem Wasser veränderte die Gewässer selbst, und so konnte das Salz stark aufgelöst verdunsten, während die von den kleineren Gebirgen des Binnenlandes stets hinzuströmenden Flüsse und Bäche eine kaum anzugebende Masse frisches Wasser hinzuführten, und eine Menge von Seen erzeugten, deren Zahl sich noch jetzt über 300 erstreckt. Sie bilden eine Wassermasse, deren Oberfläche Forster (der Jüngere) auf 15000 Quadrat-Meilen annehmen zu dürfen für billig hält.

Mag auch diese Idee nicht völlig der Entstehung dieser Seen entsprechen, sie zeigt dennoch, mehr geläutert, einen Weg zu bestimmterer Aufklärung über die Structur dieses seltenen Landes.

Nach den vorzugsweise sogenannten fünf großen Seen, welche wir bei Canada genauer werden kennen lernen, zeichnen sich unter diesen viel hundert stehender Gewässer wegen ihrer Größe besonders aus der See Winipig, der See Athapuscow und der Sklavensee. Der erste nimmt zwischen dem 96sten und 98sten Gr. westl. Länge von Greenwich und von $50\frac{1}{2}$ bis $53\frac{3}{4}$ Gr. der Breite leicht auf 700 Quadrat-Meilen ein; er steht durch den Gänsefluß mit der Hudsonsbay, und durch den Winipig-Fluß mit dem Oberen See (Lac superior) in Verbindung. Der schmale Athapuscow oder Bergsee (Arabasca), viel weiter nach Nordwesten gelegen (zwischen 58 und 59 Gr. der Br.), erstreckt sich fast durch fünf Grade der Länge, und an ihm ist das englische Fort Chippeway gelegen, von welchem Makenzie seine berühmten Fuß- und Wasserreisen anhub. Der Elennthier-Fluß verbindet ihn im Süden mit den vielen kleinen Seen, die, so wie der Winipig, mit den großen Wasserbehältern von Canada zusammenhängen; in Osten führt aber eine andere Reihe von Seen und Trageplätzen nahe zum Churchill-Fluß, also zu einer Verbindung mit der Hudsonsbay. Endlich begreift einer der größten dieser Binnenseen, der Sklavensee, mehr als 8 Grade der Länge, und an einigen Orten beinahe zwei Grade der Breite. Er ist fast ein Meer von süßem Wasser, größer als der See Erie, und Makenzie gebrauchte mehrere Tage, um nur einen Theil der nördlichen Ufer zu befahren. Südlich verbindet ihn der Sklavenfluß mit dem Athapuscow (Bergsee); nordöstlich aber geht von ihm der den Namen des Entdeckers tragende Makenziefluß unter 69 Grad 14 Minuten der Breite in das Eismeer. Makenzie nannte die Insel der dortigen Mündung die Wallfisch-Insel, wegen der Menge dieser Fische, und errichtete daselbst (am 14. Jul. 1780) seinen Denkpfahl, dessen Inschrift seinen Namen, die Anzahl seiner Begleiter, die Zeit seines Hierseyns und die Breite des Orts enthielt.

Diese drei großen Seen darf man mithin als eine Fortsezzung jener fünf mächtigen Wasserbehälter von Canada ansehen. Sie laufen als eigene Stations-Magazine bogenförmig von dort gegen das Eismeer fort, und gewähren vielfache Benutzungen.

Der Mensch.

Jetzt bestimmter zu den Bewohnern dieses vasten, nur erst seit Kurzem aus der Unbekanntschaft hervorgezogenen Gebiets, zu den Nord-Indianern; Hearne hat uns das treueste Gemälde von ihnen geliefert.

Sie sind von mittelmäßiger Größe, wohlgebauet und stark, aber nicht korpulent. Sie besitzen indeß weder die Thätigkeit noch die Gewandtheit der ihnen zunächst wohnenden Knisteneaux.

Die Haut ist fast kupferfarb, aber sehr sanft und glatt; kein Volk der Erde hat dabei eine weniger riechende Ausdünstung als die Nord-Indier, sobald sie sich reinlich halten. Das Haar ist bei ihnen schwarz, straff und gerade. Die Barthaare sind zwar dünn gesäet, allein sie sind sehr hart und kraus; nur Einige haben die Gewohnheit, sie auszureißen. Unter den Achseln sind sie völlig glatt, und auch an den übrigen Theilen des Leibes nur sparsam behaart; doch reißen sie sich die Haare des Körpers nicht aus.

Ihre Gesichtszüge weichen durchaus von denen der benachbarten Indier ab. Bei einer kleinen Stirn und kleinen Augen haben sie erhobene Backenknochen, eine Habichtsnase, ein volles Gesicht und ein großes Kinn.

Alle Nord-Indianer, auch die des Kupferflusses und die Hundsribben-Indianer tatuiren sich drei oder vier parallele Striche auf jeder Backe.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß eine so sehr verbreitete Nation, selbst in den Theilen dieser Länder, welche nicht ganz ohne Fruchtbarkeit sind, nirgend eine feste Ortschaft, Flekken oder Dorf anzulegen versucht habe. Winter und Sommer wandern sie in großen Familien umher, und leben unter Zelten, welche, so wie ihre Kleider, von Hirschfellen verfertigt sind. Außer diesen Zelten und schmalen Schlitten, besitzt der Indier Raquetten, Schritt- oder Schneeschuhe, um über das Eis und den Schnee zu laufen, welche sich sehr spitz endigen und von Weiden gemacht sind, mit Riemen von Hirschleder durchzogen; ferner ein Gefäß von Birkenrinde, welches statt eines Kessels dient, in welchem vermittelst glühender Steine das Wasser und dadurch das Fleisch gekocht wird; Bogen und Pfeil oder eine Flinte; und endlich ein sehr leichtes für einen einzigen Menschen tragbares Boot. Dieses hat die Form einer Weberspuhle, und wird zum bequemen Forttragen dem Menschen, vermittelst eines

Riemens, über die Schulter gehangen. Mit diesen geringen Bedürfnissen, welche sie größtentheils den armen Weibern und den Hunden aufbürden, ziehen sie bald den Zugvögeln nach, bald jenen Hirschen, bald den Pelzthieren; oder sie verweilen zum Fischfang an irgend einem fischreichen See. Aber auch nicht einmal haben sie sich die zähmbaren Thiere zu Nutzen zu machen gewußt, die doch der Lappe, der Tunguse, der Koriäke, ja sogar der Tschuktschi in Hausthiere zu verwandeln verstand. Das Rennthier ist bei ihnen nur so wie der Bison und Moschusochse (1. Bos Bison L. 2. Bos Moschatus) für die Jagd. Ganze Heerden der letztern und große Rudel der erstern durchwandern diese Länder, und statt sich diese zu einer dauernden Nahrung und dauerndem Nutzen zu erziehen, sehen sich diese rohen Menschen gezwungen, den Triften der jagdbaren Thiere oftmals dreißig und mehr Meilen nachzulaufen, um nur ihren Hunger zu stillen. Dennoch verstehen sie es, sich des Hundes, wenigstens zum Theil, z. bedienen. Er ist ihnen nämlich mehr ihr Zugvieh und Lastvieh, als ihr Jäger. Wie bei den Kamtschadalen zieht er zuweilen den kleinen, schlecht gebaueten Schlitten; allein weit gewöhnlicher trägt er, wie unser Maulthier, die Zelte und das wenige Hausgeräthe. Diese Hunde-Race kommt dem Wolfe und dem Fuchse sehr nahe. Sie ist muthig und stark, indeß gelehrig. Weiß man, daß die aus Salzburg vormals vertriebenen Protestanten, als sie nach Nord-Amerika hinwanderten, dort durch die Zähmung eingefangener Wölfe eine brauchbare Hunderace erzielten, daß ferner bei der Entdekkung von Amerika nirgend unser Haushund angetroffen ward, so darf man kaum zweifeln, daß dieser nutzbare Hausgenosse des Nord-Indianers von einer der beiden so eben genannten wilden Raubthierarten seinen Ursprung genommen hat.

Die Jagden, welche mit Einschluß der Fischerei die Hauptnahrungsquellen der Nord-Indianer ausmachen, sind von verschiedener Art. Der Jäger nähert sich z. B. vorsichtig den Heerden der Büffel, legt sich auf den Bauch nieder und feuert oft 50 und mehrmal, ehe die Heerde dadurch zur Flucht gebracht wird.

Das Elennthier, oder wenigstens ein ihm sehr ähnliches großes Quadruped, welches hier unter dem Namen Moose Deer vorkommt, wird einzeln verfolgt und geschossen, so wie die Bären und Wölfe. Große Treibjagen werden aber durch eigene Verschläge bewerkstelliget, welche von einem sehr weiten Umfange stets enger zusammenlaufen. Das Ganze besteht aus hierzu eingerammten Pfählen, zwischen welchen oftmals Baumzweige gereihet stehen. Man sucht dann das Wild durch mehrere Jäger, auch selbst durch Frauen, langsam hineinzutreiben, und die Schützen erlegen es sodann, theils beim Eingange des engen Pfahlwerks, theils ganz im Innern selbst. Dieß ist be-

sonders bei den Büffeln und dortigen Hirschen (Dama Virginiana) häufig der Gebrauch. Entkommen nun gleich die meisten, so werden dennoch bei der großen Anzahl dieser Thiere gewöhnlich mehr davon erlegt, als die herumziehende Familie oder der Stamm für den Augenblick bedarf. Man benutzt daher oftmals nur allein die Zunge und das Fett, der Körper selbst bleibt ein Raub der wilden Thiere.

Noch kennen wir anjetzt, durch den vorzüglichen Naturalisten der Vereinigten Staaten von Amerika, Smith-Barton, verschiedene große Hirscharten, welche in diesen weiten Regionen den Jäger beschäftigen. Hierher gehört das graue Moose-Thier; ferner der Waskessi, dort der rothe Hirsch genannt; und endlich bestimmter, der Hirsch Wapiti, so heißt er bei den Shawanesen; oft wird er auch in Nord-Amerika das Elennthier (Elk) genannt.

Der Wapiti (Cervus Wapiti Smith-Barton) war bis jetzt stets mit dem größern Moose-Thier verwechselt. Indeß zeichnet ihn nicht nur die geringere Größe, die Zierlichkeit des Halses und des zum Maule spitzig zulaufenden Kopfs, so wie die dunklere Farbe aus, sondern sein Geweih ist sehr von dem des Moose-Thieres verschieden. Dieses ist breitschaufelicht, hat dabei keine lange Zinken. Der Wapiti hat dagegen, wie unser Hirsch, rundes, sehr großes, oft gegen sechs Fuß hohes Geweih, trägt Augenzinken, aber alle Zinken mit einander stehen aufwärts. Die Ohren sind lang, die großen Augen schwarz; die ganze Gestalt ist schön, und es ist höchst wahrscheinlich, daß der Hirsch von Canada (Cerf de Canada) des Perrault *) nichts anders als der Wapiti sey.

Dieses schöne Thier wird sowohl wegen seines Fleisches und Fettes gejagt, als selbst wegen seines Geweihes; die Indianer genießen besonders das junge, wiederhervortreibende Geweih, da es gallertartig oder knorpelicht ist, und daher sehr nahrhaft seyn soll.

Von Geflügel bieten sich dem Nord-Indianer mehrere Arten wilder Enten und Gänse, Kraniche und Rebhühner in Menge dar. Letztere fangen sie mit vielem Glücke in eigenen dazu aufgestellten Schnirren.

Ein höchst merkwürdiges Beispiel, wie der hiesige Mensch fähig ist, durch gescheidte Benutzung derselben sein Leben zu fristen, stellt uns Hearne in der folgenden Erzählung auf.

Als er von der Mündung des Kupferminen-Flusses zurückkehrte (Jan. 1772), ward sein Weg dadurch lehrreich, daß er über den damals eingefrornen großen See Athapuscow zu Hause

*) Mém. pour servir à l'Hist. natur. des Animaux. Sec. Part. pl. 46. Gehört zu den ersten Bänden der Mém. de l'Acad. des Sc. de Paris. 4to.

ging. Indem seine Indianer von dessen südlichem Ende aus auf die Jagd gingen, fanden sie im Schnee Spuren von menschlichen Fußtapfen. Diesen folgten sie und trafen eine kleine indianische Hütte an, und in derselben eine einzige junge Frau. Diese Einsiedlerin, von der Nation der Hundsribben-Indier, war von den Indiern von Athapuscow bereits im Sommer des Jahres 1770 gefangen, und die entsetzliche Ermordung ihres Säuglings bestimmte sie alles zu wagen, um sich von diesen Barbaren zu retten. Sie hatte indeß bald Gelegenheit zum Entfliehen gefunden; da sie aber durch mehrere Wasserreisen über Seen geführt war, so war ihr der Rückweg zu ihrer Heimath unkenntlich geworden. Hierüber trat der Winter ein; sie errichtete sich daher zu ihrem Schutze eine kleine Hütte. Seit länger als 7 Monaten, von aller menschlichen Hülfe verlassen, hatte sie sich lediglich von dem Fange der Rebhühner, Hasen und Eichhörner ernährt. Feuer verschaffte sie sich durch das Zusammenschlagen zweier harten Kiesel, wovon sie die Funken in gedörrten Moosen und Blättern auffing; obgleich diese Methode zuweilen fehlschlug, und sie mitten im Winter in die traurige Lage, ohne Feuer zu bleiben, versetzte. Bei ihrem Entfliehen hatte sie ein Stück eines alten eisernen Cirkels (Tonnenbandes), ferner die Spitze eines Pfeils und einige Sehnen von Hirschen mitgenommen. Diese dürftigen Mittel waren für ihre Talente hinreichend, sich nicht nur gut zu ernähren, sondern auch zu kleiden. Das größere Eisen diente ihr als Messer, das kleinere als Pfrieme; die Hirschsehnen wurden in Netze und Fallen verwandelt. Hierdurch fing sie die angeführten Thiere ein, und die Felle gewährten ihrer großen Industrie eine so reichliche Kleidung, daß sie, wie Hearne sich ausdrückt, einen geschmückten, theatralischen Anzug hatte.

Indeß sind alle solche Hülfsmittel, obgleich auf eine Zeitlang ergiebig, stets unsicher. Die Indianer wissen sich freilich einigermaßen durch künstliches Trocknen und Zubereiten gegen den Mangel zu schützen; und hierdurch erhalten sie besonders zwei verschiedene, lange dauernde, tragbare Speisen. Einmal verstehen sie die Fische am Feuer gut zu trocknen, und bewahren sie hierdurch ziemlich lange auf. Allein das vornehmste Nahrungsmittel in den Zeiten, in welchen sie weder die Jagd noch die Fischerei erhält, nennen die Canadier Pemmican, die Nord-Indianer hingegen Achees.

Die magern Theile des erlegten großen Wildprets werden in lange dünne Streifen geschnitten, sodann über dem Feuer geröstet oder in der heißen Sonne getrocknet, und nachmals zwischen zwei Steinen gestampft. Hierdurch wird alles gleichsam in ein grobes Pulver verwandelt, wozu man zuweilen das geschmolzene Fett der Thiere mischt. So läßt es sich bei gehöriger Sorgfalt lange aufbewahren, und bietet auf Reisen eine sehr nahrhafte

Speise dar, welche ohne weitere Zubereitung, ja ohne Salz, genießbar ist.

Dieser Vorsicht der Nord-Indianer, ihr Leben zu fristen, gesellete die Natur noch die Fähigkeit hinzu, daß ihr Gaumen und ihr Magen die widrigsten und kaum ohne Abscheu denkbaren Dinge und Mischungen annimmt.

Fast alles genießt der Nord-Indianer roh, oder er kann es — und das mit Wohlbehagen — unzubereitet genießen. Hierbei ist aber der Geschmack dieser Menschen so bizarr, daß sie die jungen so eben gebornen Hirsch- und Büffelkälber fast allem übrigen vorziehen. Auch halten sie die äußern und innern Zeugungstheile dieser Thiere roh gegessen für die größten Leckerbissen; und wenn gleich die der männlichen Hirsche äußerst zähe sind, so würden sie glauben, durch das Zerschneiden etwas am Geschmack zu verlieren; sie zerreißen vielmehr alles mühselig mit den Zähnen! Hearne kann es kaum mit Worten ausdrükken, wie widerstehend die Gebärmutter einer Elennkuh, die so eben gekalbet hat, dem Europäer ist; dennoch macht sie, roh genossen, eine der herrlichsten Speisen für den Indier.

Das seltsamste Gericht, welches eben dieser Reisende von den Nord-Indianern sehr geschätzt fand, war folgendes. Sie kochen die aus den Mägen der Hirsche genommenen halb verdaueten Kräuter und Moose in Wasser zu Mus. Hierzu setzen sie Blut und fein zerschnittenes Fett, schütten dies Gemisch in den Magen des Thieres zurück, und lassen es mehrere Tage darin bei langsamem Feuer zusammen gähren. Hearne versichert, selbst der verwöhnteste europäische Gaumen würde hieran einen Leckerbissen finden. Freilich hat er etwas Aehnliches von den neugebornen Hirschkälbern behauptet, und man wird nach dieser Aeußerung etwa den Geschmack dieses Reisenden zu schätzen wissen.

Unsere Indianer haben mit den Hottentotten und den Affen einen ekelerregenden Geschmack an menschlichem Ungeziefer gemein. Matonabbi, ein vorzügliches Oberhaupt der Nord-Indianer, den wir sogleich näher werden kennen lernen, freuete sich mit der ganzen Lüsternheit eines Epikuräers auf die zahlreichen Bewohner der Pelzkleider seiner Weiber!

Im Falle der Noth dienen aber diese trocknen Felle dem Indianer selbst zur Nahrung. Wie bei den schaudererregenden Vorfällen, welche sich in der Belagerung von Paris unter Heinrich dem Großen zur Zeit der Ligue ereigneten, stillen sie ihren Hunger mit diesem harten steifen Leder. „Zweimal, sagt Hear-„ne, war unsere Reisegesellschaft drei Tage ohne Lebensmittel. „Wir erhielten uns zu Shetanni, während ganzer sieben „Tage, nur allein mit einigen Kronsbeeren, mit verbrannten „Knochen und mit altem Leder, nebst etwas Wasser."

Ja er bezeugt durch mehrere einzelne Beispiele, daß diese ro-

hen Söhne der Natur, nachdem ihnen seit einiger Zeit weder der Fischfang noch die Jagd günstig, und zugleich aller aufgesparte Vorrath verbraucht gewesen war, sich endlich zu dem gräßlichen Mahle der Körper ihrer von ihnen selbst getödteten, schwächern Mitbrüder, oder sogar, nach Ellis Zeugniß, der eignen Kinder, gezwungen sahen.

Gefühllosigkeit und Rachsucht sind zwei Grundzüge im Charakter dieser Wilden.

Selbst ihre Weiber, in den Stunden des Gebährens, verhöhnen sie; Hearne sahe es, mit welcher scheußlichen Freude sie die Erzählung von dem Angstgeschrei und den Convulsionen eines unter den grausamsten Schmerzen Sterbenden anhörten.

Ein fürchterliches Beispiel dieses herrschenden Zuges ihres Charakters zeigte sich bei ihrem Ueberfalle der unglücklichen Esquimaux am Kupferminen-Flusse. Seit langer Zeit herrscht unter diesen beiden Nationen ein seltner Haß. Die Nord-Indier beschuldigen jene schwächeren Menschen der Zauberei; wenn einer der Ihrigen erkrankt oder gar stirbt, dann suchen sie diesen Tod, da er ihrem Vorgeben nach von den Bezauberungen der Esquimaux herrühret, bei erster Gelegenheit durch einen Ueberfall zu rächen, und viele von Letzteren auf die grausamste Art zu erschlagen.

Bei der Reise des Gouverneurs Hearne nach dem Kupferminen-Flusse vereinten sich einzig zu dieser Absicht mehrere Nord-Indianer mit seiner Reisegesellschaft. Sehr viele dieser Menschen hatten sich nie zuvor gesehen; allein der Gedanke, ihre Feinde ausrotten zu können, vereinigte sie innigst. Sie opferten deshalb jedes Privat-Interesse auf, und bildeten plötzlich eine Art von regelmäßigem Corps. Kaum hatten ihre deshalb ausgesandten Spione die Gezelte der zum Fischfang in ihren Canots auf dem Meere an die Mündung des Flusses gekommenen Esquimaux entdeckt, so machten sich die Indianer zu einem nächtlichen Ueberfalle fertig, und waren so glücklich, nicht entdeckt zu werden. Zu Mitternacht drangen sie in die Zelte der ahndungslos schlafenden Feinde ein. Jeden, den sie erreichen konnten, stießen sie mit Lanzen nieder. Bei Mehreren freueten sie sich, diese Qualen verlängern zu können, indem sie die verschiedenen Theile des Körpers, jeden besonders durchbohrten. Eine alte Frau zerstückelten sie auf die entsetzlichste Weise, und rissen ihr noch vor dem Todesstreiche beide Augen aus. Ein junges Mädchen, von etwa 18 Jahren, ward neben dem Engländer auf ihrer Flucht mit der Lanze niedergestoßen. Winselnd umklammerte sie seine Füße. Hearne schauderte, und suchte sie durch die kräftigsten Vorbitten von den Ungeheuern zu retten. Aber zwei Nord-Indier nagelten das unglückliche Schlachtopfer zugleich mit zwei Speeren frohlockend an den Boden fest. Sie gab unter dem schrecklichsten Angstgeschrei

ihren Geist auf, während daß die Indier den Engländer höhnend fragten: ob er vielleicht einer Esquimaux zur Frau bedürfe?

Dennoch sind diese Nord-Indier, nach Hearne's Zeugniß, mit andern verglichen, nicht gerade die bösartigsten; sie äußern zu Zeiten Abscheu gegen einzelne Mörder, und zeigen sich hin und wieder sogar gutherzig.

Wer wagt es indessen wohl nach diesen Thatsachen, wie Rousseau, oder noch neuerlich Liancourt, als Lobredner des freien rohen Zustandes dieser Horden aufzutreten?

Cultur, heilige Cultur, du allein bist das Palladium der Menschheit!

Viel tausend Quadrat-Meilen eines Landes, das von Seen und Flüssen bewässert, von den zahlreichsten Heerden fruchtfressender Thiere belebt, theilweise die besten Anlagen zum Anbau einer nahrhaften Vegetation darbietet, liegen hier völlig unbenutzt, vom stachlichten, verworrenen Kraute, von Wasserpflanzen und Erdmoosen erstickt, unter der eisernen Hand der Kälte und der Unfruchtbarkeit! Dies alles aber nur allein durch die Trägheit und Zügellosigkeit ihrer Bewohner! Ohne Bahn, als die Fährte des Wildprets, ohne Leitung, als die des Gestirns, irrt hier der freie Wilde stets in traurigster Ungewißheit des Unterhalts für den folgenden Morgen umher. Selbst in der rauhesten Jahrszeit kaum durch die dürftigste Bedeckung geschützt, ist er gezwungen, in diesen unbenutzten Wildnissen gleichsam instinktmäßig den Heerden des Wildes, welches er zu Hausthieren erziehen könnte, oder den großen Schaaren der Zugvögel zu folgen; zittert bei melancholischer Stille in den rauhesten Winternächten unter dem elenden Obdache des zerrissenen, mit Rauch gefüllten Gezeltes; und wird bald ein Opfer der Witterung, bald des furchtbarsten Widersachers der lebendigen Natur, des Hungers.

Ohne feste Regierung und ohne Gesetze, sind bei ihm nur die Muskelkraft und die Tollkühnheit die Gebieter. Seine Weiber, die er, wie das Thier, durch Stärke erkämpft, erniedrigt er zu Lastthieren; eheliche und kindliche Liebe sind ihm unbekannt. Ohne Religion, ja fast ohne Gewissensrüge, beraubt er nicht nur den Fremdling, sondern oftmals seinen eigenen Stamm; denn nirgends ist das Eigenthum anerkannt, nirgends gesichert. Er mordet aus Jalousie, oder aus Rachsucht; er überläßt den Kranken, nach einigen wahnsinnigen Gebräuchen des Aberglaubens, in der Einöde der traurigsten Hülfslosigkeit, und spöttelt bitter über die brennenden Schmerzen des Leidenden; den unbrauchbaren, ohnmächtigen Greis setzt er dem Hungertode aus, oder der Sohn gibt, durch einen Schatten von Mitleid getrieben, dem Vater den Todesstreich!

Dies ist das getreue, durch die gültigsten Augenzeugen entworfene Bild der Lage und Sitten dieses freien Naturmenschen,

des Nord=Indianers; und, als verabscheuete die Natur selbst das Nichtentwickeln der Geistesanlagen, womit sie ihn begabte, so bestraft sie diese Menschenrace durch die Verkürzung ihrer Jahre, und durch die möglichste Verminderung der Fruchtbarkeit der Weiber.

Man stelle nun den civilisirten Menschen dagegen, den Menschen in seiner Würde und Glorie, den Menschen in hochkultivirter Gesellschaft.

Sein Boden, von Morästen und wildem Gesträuche gereinigt, prangt mit goldenen Saaten, mit reichlich von Hausvieh belebten Wiesen, und mit regelmäßig angepflanzter, majestätischer Waldung. Die Gewässer zwängt er zu Canälen ein, und der wilden Welle des Oceans trotzt sein künstlicher Damm. Sicher führen ihn die dauerhaftesten Heerstraßen von einem Reiche zum andern, denn den Räuber schreckt das Schwert der Gerechtigkeit. Tausendfache Gewerbe und Künste, durch die ernsten Wissenschaften vervollkommnet, bieten dem Fleißigen unerschöpfliche Nahrungsquellen dar. Der Handel vereinigt gleichsam die ganze kultivirte Erde in eine einzige Familie; er bringt die Erzeugnisse der entferntesten Weltgegenden dem Ausländer vor seine eigene Thür. Weise und feste Gesetze befehlen überall Ordnung und Sittlichkeit, sichern das Eigenthum selbst für die Nachkommenschaft, und die Obrigkeit bietet dem Schwächern ihren mächtigen Arm gegen jeden ungerechten Druck des Starken.

Eigene Anstalten sorgen für die Erziehung der Jugend, für die durch Unglück Dürftigen, für die trauernde Wittwe, für den vaterlosen Waisen, für den Kranken und Hülflosen, ja für den Verlust des Vermögens durch Zufall.

Hier sieht nun der Hausvater mit Ruhe auf die Vergrößerung seiner Familie; er arbeitet für sie, er lehrt sie arbeiten, und Jeder blickt in die Zukunft mit der frohen Gewißheit eines hinreichenden Unterhalts, denn jede thätige Ausbildung des Talents erzeugt neue Bequemlichkeiten, neue Bedürfnisse, neuen Gewinn. Endlich gewährt der Glaube an einen allwaltenden Regierer der Welt und die heitere Aussicht der Belohnung des Rechtschaffenen jenseit des Grabes, jene über alles erhabene Seelenruhe und Aufmunterung zur Tugend. Schützen mächtige Kriegsheere und starke Festungen den Staat von außen, dann sichern diese trostvollen Lehren der Religion mit noch größerer Gewißheit sein inneres Wohl.

Freilich führt selbst die weitere Entwickelung der menschlichen Fähigkeiten ihren Mißbrauch mit sich; denn dies ist der Fall mit jedem Vorzüglichen und Guten; und wenn die Sucht, alles zu genießen, überall zu glänzen und überall obenan zu stehen, wenn der wilde Egoismus den hochkultivirten Menschen wahnsinnig macht; wenn das Talent sich selbst entehrt, jeder Schandthat, die der Eigenliebe fröhnt, das Wort redet, daher

alles Eigenthumsrecht, die Gültigkeit aller Verträge, alle Moral und Religion hinweg demonstrirt, dann werden die Bande der menschlichen Gesellschaft zersprengt, dann stehen wir selbst unter jenem rohen Sohne der Natur, unter dem Wilden; denn das Talent gebiert mannigfaltige künstlichere Laster; alle Sicherheit für die Gegenwart und für die Zukunft hört sodann auf; wir leben, wie so eben noch Frankreich lebte, berauben und würgen unsere eigenen Bürger und wüthen gegen das gesammte Ausland.

Aber ein ähnlicher Zustand dauert bei jenen Wilden ununterbrochen bis zu ihrer Aufklärung fort; bei den kultivirten Menschen ist dagegen diese Lage nur temporär. Bald verstopft die höhere Kultur, der weiter ausgebildete Verstand die Quellen des Elends. Die policirten Nationen erwachen endlich aus ihrer Starrsucht; sie vereinigen sich zuletzt gegen die Anarchie und gegen den schweren Despotismus einer einzigen Macht; sie zerknicken den stolzen Usurpator, wenn bei ihm die Vernunft es nicht über den Dünkel vermag, seine Rolle von selbst aufzugeben; und dann beginnt das pausenweise unterbrochene Glück des menschlichen Geschlechts, und geht von neuem seinen einfachen edlen Gang.

Doch wir kehren zu unserm Vorhaben zurück, und beschließen das ganze Gemälde von den Nord-Indianern mit der Zeichnung zweier merkwürdigen Individuen dieser Nation.

M a t o n a b b e e war der Sohn eines Nord-Indiers und einer Sklavin, welche die Süd-Indianer in das englische Fort, Prinz von Wallis, an den dortigen Gouverneur, Richard Norton, verkauften. Sein Vater starb bald, und der Gouverneur nahm sich seiner Erziehung an; als er aber nach England ging, und sein Nachfolger, Jacobs, den jungen Indier nicht mit eben so vieler Güte behandelte, so nahmen ihn die Anverwandten seines Vaters aus der englischen Faktorei hinweg, und Matonabbee lebte bis 1752 unter seiner Familie. Der bald darauf angekommene neue Gouverneur Johnston wußte ihn wieder in die Dienste der Compagnie zu bringen. Er wuchs hier zu einer Größe von mehr als 6 Fuß heran, und ward einer der schönsten, stärksten, muth- und talentvollesten Menschen seiner Nation. Die dunkle Farbe seiner Haut verminderte die Annehmlichkeit und Regelmäßigkeit seiner Gesichtszüge auf keine Weise; dabei waren sie so ausdrucksvoll, daß man dadurch das Innerste seiner Seele lesen konnte. Seit seinem neuen Aufenthalte im Fort erwarb er sich gleichfalls die Kenntniß der englischen Sprache und der der Süd-Indier, so wie auch selbst der christlichen Religion. Allein er gestand, daß sie für seine Begriffe zu hoch sey, und daß er sich von demjenigen, was sie, so wie auch die Religion der Süd-Indier, von einem Leben nach dem Tode lehre, niemals zu überzeugen vermocht habe. Indeß war

sein Verstand zu richtig, um nicht die größte Toleranz gegen jede Religion zu äußern. Auch hatte er einen sonderbaren Abscheu gegen Betrug oder Verstellung aller Art. Bei großer Gewandtheit, bei vielem Geist und Annehmlichkeit besaß er außerordentliche Bescheidenheit. Er hatte sehr vielen Anstand, und ob er gleich die spanischen Weine sehr liebte, so war er dennoch im Genusse derselben äußerst mäßig.

Vorzüglich groß war sein Talent richtig zu beobachten und zu negociiren. Er äußerte bei den Unterhandlungen, welche ihm aufgetragen wurden, zwischen den Indiern von Athapuscow und seiner Nation Frieden zu stiften, so großen Muth und so viele richtige Beurtheilung der Menschen, daß er deshalb zum Oberhaupt aller Nord-Indier erklärt wurde.

Alle diese seltenen Eigenschaften wurden aber plötzlich verdunkelt, sobald seine Leidenschaften erwachten.

Als die zuvor angeführte talentvolle indianische Einsiedlerin von Hearne's Reisegesellschaft entdeckt war, veranlaßte sie sowohl wegen ihrer Figur, als wegen ihrer Geschicklichkeit, denn diese gilt dort völlig so viel als Schönheit, einen vielfachen Wettstreit wegen ihres Besitzes. Zehn Nord-Indier traten sofort gegen einander auf, um sie einer dem andern durch den Kampf streitig zu machen. Der große Matonabbee, ob er gleich bereits sieben Frauen außer einem jungen zwölfjährigen Mädchen zu eigen hatte, rüstete sich gleichfalls für ihren Besitz zu fechten, als eine seiner Frauen sich unterstand, ihm höhnisch vorzuwerfen, er sey ja kaum im Stande, seinen sieben Frauen Genüge zu leisten. Dieser gerechte Vorwurf brachte den sonst gemäßigten Mann so sehr auf, daß er die Unglückliche sogleich erschlug.

Ein anderer Vorfall zeigt ihn noch in einem ungünstigeren Lichte.

Eine seiner Frauen, welche sich sowohl durch Schönheit als durch Annehmlichkeit auszeichnete, gab der heftigen Liebe eines jungen Indianers Gehör. Sie hielt es höher, die einzige Geliebte eines jungen feurigen Mannes zu seyn, als vielleicht nur den achten Theil des Herzens eines großen Anführers der Nation zu besitzen. Sie entwich mit ihrem Liebhaber. Der Unglückliche hatte aber die Dreistigkeit, nach einiger Zeit zurück zu kommen. Kaum war Matonabbee hiervon benachrichtiget, so nahm er mit aller Ueberlegtheit aus dem Gepäcke seiner Weiber ein neues großes Messer, ging in das Zelt des neuen Ehemannes und faßte ihn bei der Kehle, um ihn aufzuopfern. Dieser fand Gelegenheit, sich sofort mit dem Gesichte gegen die Erde gewandt, niederzuwerfen. Matonabbee versetzte ihm indeß drei große Wunden in den Rücken, und nur die schnelleste Hülfe der übrigen Gesellschaft hinderte den wirklichen Mord. Matonabbee ging sodann ruhig in sein Zelt zurück, seine Frauen

mußten ihm Wasser bringen, um das Blut abzuwaschen, und er legte dem Engländer mit innerer Genügsamkeit über sein Verbrechen die Frage vor: „Glaubt ihr wohl, daß ich es hätte besser machen können?“

Merkwürdig war dann das Ende dieses seltenen Indianers. Als großer Freund der Engländer versorgte er die Faktorei stets mit den besten Peltereien, und war im Begriff 1782 das englische Fort von neuem zu besuchen, als er erfuhr, daß die Franzosen es ruinirt hätten. Der Schmerz hierüber überwältigte ihn so sehr, daß er sich erhing, ein unerhörtes Ereigniß unter den Indianern, und ein sehr bedeutender Verlust für die Engländer.

Wie wenig selbst kein unbedeutender Grad der individuellen Cultur über die angeborne Verkehrtheit dieser Menschen vermag, dieß bewies der englische Gouverneur des Forts Churchill, Moses Northon.

Dieser Mann war von nord-indianischen Aeltern, aber im Fort selbst geboren und erzogen. Er kam darauf nach England, blieb hier fünf ganzer Jahre, erwarb sich dort keine geringe Ausbildung, und selbst Kenntniß der englischen Literatur. Diese Vorzüge wandte er aber bei der Rückkunft in sein Vaterland nur allein dazu an, um seiner Sinnlichkeit und seinen wilden Leidenschaften auf eine feinere, für die Societät höchst gefährliche Art zu fröhnen.

Als er Gouverneur des Forts geworden war, predigte er stets die größte Enthaltsamkeit und die reinsten Sitten. Aber unter dieser Maske war sein Leben eine Reihe von Schandthaten. Er trieb stets einen der Compagnie höchst nachtheiligen Schleichhandel, und begegnete aus Vorliebe für seine Landsleute den englischen Bedienten der Compagnie auf das unwürdigste. Nicht genug, daß er ein Serail von sechs jungen hübschen Indianerinnen hielt, äußerte er die wildeste Leidenschaft gegen jedes ihm anständige Mädchen; und im Fall ihm der Mann die Frau, oder der Vater die Tochter abschlugen, richtete er sie, unter dem Vorwande, als besitze er große Kenntniß in der Medicin, mit Gift hin. Hierbei trieb er die Eifersucht gegen alle ihn Umgebende auf das äußerste. Er verschloß zu Nachts selbst alle Thüren seiner mit schönen Mädchen angefüllten Wohnung, und legte die Schlüssel unter das Kopfkissen. Bei dem geringsten Verdacht gegen seine Weiber, vergiftete er sie. Sein Ende war dieser Lebensart angemessen. Da er kurz vor seinem sehr schmerzhaften Tode (er starb 1773 an einer Entzündung der Eingeweide) bemerkte, daß ein junger Engländer die Hand einer seiner Frauen, die am Kamin saß, ergriff, rief er wüthend: „Gott v..... mich, wenn ich euch nicht, so bald ich wieder „gesund bin, eine Kugel durch den Kopf jage.“ Dies waren seine letzten Worte; er starb zwei Minuten darauf unter gräßlichen Convulsionen.

Von den Nord-Indianern kommen wir nun zu ihren Nachbaren, den Knisteneaux und den ihnen angehörigen Stämmen. Auch diese, obgleich in einer südlichern und bequemern Lage, als die erstern, werden dem kultivirten Menschen nicht Anlaß geben, ihren Zustand zu beneiden. Das Gebiet dieser Nation ist gleichfalls von sehr großem Umfange. Makenzie, welcher uns am bestimmtesten mit ihr bekannt gemacht hat, giebt ihren Hauptwohnsitzen folgende Gränzen. Von dem Utawas-Flusse, der sich in Unter-Canada gegen den 46sten Grad nicht weit vor Montreal in den St. Lavrenz-Fluß einmündet, gehen diese Gränzen bis zu den Quellen des erstern, zu der Landeshöhe hinauf, welche die Flüsse der Hudsonsbay von denen der fünf großen Seen theilet. Von hier laufen sie fort bis zu dem mittleren Theile des Winipig-Flusses, begleiten diesen durch den See gleiches Namens, bis zur Einmündung des Saskatschiwin, in den mit dem Winipig zusammenhangenden Cedersee, folgen diesem Flusse (also eigentlich dem Pasquia) bis zum Fort St. George, laufen von dort zu den Spitzen des Biberflusses nach dem Elennthier-Flusse, bis zu der Mündung desselben in den See Athapuscow (den Bergsee), von dort kehren sie zu dem Missinipi- (Churchill-) Flusse zurück, nach Churchill-Fort.

Mit Ausschluß der Esquimaux bewohnen sie dieses ganze große Gebiet an der Hudsonsbay, und machen daher den beträchtlichsten Theil von denen Nationen aus, welche Hearne die Süd-Indier nennt.

Daß sie mit den Algonkins von Einem Ursprunge sind, zeigt die große Aehnlichkeit der Sprache beider Völker. Da aber der vorzüglichste Kenner der amerikanischen Sprachen und Völker, der berühmte Smith-Barton, in seiner neuesten Untersuchung über den Ursprung der amerikanischen Nationen bezeugt, daß der Name Algonkin ein generischer Name sey, der eine große Menge indianischer Stämme begreift, so darf man mit Recht das Gebiet der Knisteneaux noch für größer annehmen. Wirklich finden sich auch bei Vergleichung der Sprachen von dreißig dortigen Völkerschaften sehr viele Wörter der Knisteneaux und der Algonkins unter gleicher Bedeutung wieder, bei den Shawanesen, den Tschippewäern, den Mahikanis, den Penobscot-Indianern, den Miamis und andern weit von einander entlegenen Stämmen. Auch ergibt sich aus den ältern Nachrichten und Karten diese weite Verbreitung der Knisteneaux, so wie der Algonkinschen Sprache; denn Charlevoix sagt, diese Sprache nehme in Akadien ihren Anfang, wende sich von Südost nach Nordwest und begreife über 1200 Seemeilen.

Selbst in der Sprache der Delaware-Indier, welche sich die Lenni-Lennape, d. i. das ursprüngliche, das Original-

Volk, nennen, finden sich mehrere Wörter der Algonkins und Knistineaux oder Knisteneaux. Es bezeugen auch bereits die Nachrichten der französischen Missionäre, daß sie den Wölfen (Loups) oder Mahinganen von Neu-England durch die algonkische Sprache verständlich wurden. Wie wäre es auch möglich, daß bei diesen größtentheils umherziehenden Völkerschaften wenigstens nicht mehrere Ausdrücke gemeinschaftlich Mehreren eigen würden?

Ueberhaupt scheint es sehr schwer bei den vielartigen Wanderungen, welche die Stämme der Eingebornen von Amerika, theils willkührlich, theils gezwungen vorgenommen haben, durch die Vergleichung ihrer Sprachen und Sitten zu etwas Bestimmtem in Rücksicht ihrer Abstammungen und Verwandtschaften gelangen zu können.

Charlevoix behauptet, es gäbe nur drei Mutter- oder Grundsprachen in Neu-Frankreich (Canada), nämlich die Algonkinische, die der Huronen und die der Sioux; Letztere wohnen schon weit südwestlicher nach den Quellen des Missisippi zu.

Aber es ist höchst merkwürdig, daß zwei der Zeit nach einander so nahe liegende Reisende, als die canadischen Pelzhändler Long und Makenzie, dennoch so sehr von einander in Ansehung der Wörterbücher ein und derselben Nationen abweichen, wie dies der Fall wirklich bei dem Wörterverzeichnisse der Tschippewäer ist. Wem soll man folgen?

Die Knisteneaux sind von mittelmäßiger Statur, gut gebauet, kupferfarbig mit schwarzen Haupthaaren, welche von Einigen auf mehrerlei Art verschnitten, von Andern lang getragen werden. Ihren dünnen Bart, so wie die übrigen Haare des Körpers rupfen sie mit Drathzangen aus.

Dicke Strümpfe, die bis an die Hüften gehen, ein Leibgürtel, nebst breiten Streifen von Leder oder Tuch, Assian genannt, und ein dicht anschließendes Hemde oder Gewand, machen die Hauptartikel ihrer Kleidung aus. Hierüber wird zu Zeiten noch ein langer Mantel geworfen; auch tragen sie Schuhe und Pelzhandschuhe, und eine Art von Pelzmütze.

Die Weiber der Knisteneaux sind unter den Indianischen wohl die artigsten. Ihre Kleidung ist ziemlich der männlichen ähnlich, nur fällt die Bedeckung weiter auf die Schenkel herab. Sie lieben sehr europäische Waaren zum Putz; einige derselben tatouiren sich drei senkrechte Linien auf die Backen.

Dies Volk ist wenigen Krankheiten unterworfen; dennoch trifft man bei ihnen die Lustseuche häufig an; sie verstehen sie durch einheimische Kränter zu heilen.

Die Keuschheit ist auch bei ihnen nicht sehr geachtet, und eheliche Treue macht keinen wesentlichen Theil des häuslichen Glückes. Man tauscht dort oftmals die Weiber um, und bietet

sie dem Gaste gutmüthig an. Nur wenn sich die Frau ohne Erlaubniß oder Vorwissen des Mannes vergeht, so muß sie zu Zeiten durch den Verlust der Haare, oder gar der Nase, dafür büßen.

Selbst Blutschande, ja sogar widernatürliche Wollust sind hier gar nicht fremd.

Im Ganzen ist übrigens der Charakter der Knisteneaux milde; sie sind gastfrei und oftmals großmüthig; die hitzigen Getränke stören aber freilich nur zu häufig den innern Frieden.

Auch hier sind die Weiber die Haussklaven; sie bereiten alle Kleidung, gerben die Häute, weben die Netze, errichten die Zelte, holen das Wasser, versehen die Küche, tragen auf Reisen das Gepäck, und verrichten alle übrige Hausarbeit. Selbst der Fischfang mit Netzen fällt ihnen zu. Der Mann ist blos Krieger und Jäger, auch sticht er die größern Fische mit dem Speer.

Diese harte Lage fühlet die Frau sehr lebhaft. Sie mordet daher oftmals aus Mitleid ihre Tochter, oder sucht sich der Frucht durch gewaltsame Mittel vorzeitig zu entledigen.

Die Nord-Indianer überlassen ihre Todten den wilden Thieren. Die Knisteneaux sind in dieser Rücksicht und in Betreff der Religion höher ausgebildet. Die Leiche wird nach einem feierlichen Rauchen und Schmausen in ihrer besten Kleidung in ein mit Zweigen bedecktes Grab gelegt. Die Verwandten wehklagen, und ist ein Mann von Ansehen gestorben, so zerschneiden sie ihre Arme und Schenkel.[1]

Den Körper eines sehr bedeutenden Kriegers legt man auf ein eigenes Gerüste, ja zu Zeiten opfern sich sogar die Weiber solchen Ehemännern selbst auf, wie in Ostindien.

Die Knisteneaux verehren Gott unter dem Namen des großen Herrn des Lebens; sie beten aber auch eigene Hausgötter an. Ein solcher Götze besteht in einem etwa 8 Zoll langen geschnitzten Bilde, das in rothes oder blaues Tu[illegible] gewickelt und mit einer Kriegsmütze, worauf sich Federn oder Stacheln vom Stachelschwein befinden, geziert ist, und sie erzeigen ihm bei mehreren bedeutenden Vorfällen und Ereignissen Verehrung. Die großen Opfer, welche sie von ihrem Eigenthume darbringen, geben aber eigentlich auf den Herrn des Lebens.

Ihre Hauptfeste mit großen Ceremonien fallen periodisch im Frühlinge und Herbste. Hier werden weiße Hunde geopfert. Ueberdies haben sie mehrere andere Feste, wie z. B. nach langen Krankheiten. Gewöhnlich eröffnen sie diese Feste, wie jede Feierlichkeit, mit Rauchen und Schmausen, und untermischen sie mit vielen abergläubischen Spielereien. In dieser Hinsicht findet sich viel Aehnliches bei den übrigen canadischen Völkerschaften.

Auch die Berathschlagung über ihre Kriege gibt Anlaß zu feierlichen Versammlungen, also auch zu dem feierlichen Rau-

chen; denn letzteres ist ihnen so wichtig, daß das heilige Rohr jeden Streit schlichtet, und Niemand, der noch einen Groll gegen den Andern hegt, darf mit ihm aus einer und derselben Pfeife rauchen. Merkwürdig ist es ferner, daß der Beischlaf, 24 Stunden vor einer solchen Feierlichkeit, davon als unrein ausschließt. Auch dürfen die Weiber solchen Versammlungen niemals beiwohnen; sie tanzen und singen nur um sie her.

Diese Indier haben nicht unbedeutende Kenntnisse in der Heilkunde. Sie tragen eigene Arzeneibeutel, in welchen aber freilich auch jene Hausgötzen verwahrt werden. Indeß kennen sie viele Arten sehr wirksamer Kräuter, geben abführende Mittel und Clystiere. Sie bedienen sich scharfer Feuersteine als Lancetten und zu Scarifikationen, z. B. bei Quetschungen, und heilen, zwar schmerzhaft, aber schnell, die Frostblasen dadurch, daß sie dieselben öffnen und sofort eine heiße Messerklinge in die Wunde drücken. Sie lieben indeß europäische Arzeneimittel sehr; doch suchen sie gleichfalls häufig Hülfe in Zaubereien.

Dies ist die Völkerschaft, welche gleichsam das Mittelland zwischen der Hudsonsbay und Canada einnimmt.

Eine kurze Anzeige von verschiedenen neu entdeckten oder vielmehr durch Hearne und Makenzie besser bestimmten indianischen Stämmen mag den Einwohnern von Canada selbst kürzlich vorangehen.

Die nördlichsten Stämme der verschiedenen Indier lassen sich noch mit einiger Bestimmtheit aufzählen. Allein so bald man weiter gegen Süden hinabkommt, werden der Unterabtheilungen übermäßig viele und sie sind sogar ungewiß. Bald trennen sich große Völkerschaften, ja einzelne Stämme aus Privatstreitigkeiten, bald durch das Local. Sehr ansehnliche Stämme mußten sich in einem wüsten unangebaueten Lande, wegen ihres nur durch die Jagd oder durch die Fischerei kümmerlichen ungewissen Unterhalts, sehr weit von einander trennen, und große Jagdreviere einnehmen. Dadurch entstanden sofort neue Gewohnheiten, neue Sitten, und wo nicht neue Sprachen, doch neue Wörter und verschiedene Dialekte.

Eine Familie, die sich von ihrem Hauptstamme, welcher bis dahin hauptsächlich von der Jagd lebte, trennte, und an einem fischreichen See oder Flusse niederließ, war gleichsam genöthigt, ihre ganze Lebensart und zum Theil ihre Sprache zu verändern.

Daher wird es dem Erforscher der Stammvölker kaum möglich, bei diesen Nationen, bei welchen nur alles auf Sagen der Vorzeit beruhet, etwas Gewisses zu enträthseln.

Bei der Beschreibung von Canada werden wir das Schwankende der Eintheilung in den Völkerschaften deutlicher spüren.

Den Nord-Indiern liegen im hohen Norden nach Westen hin, zunächst die Kupfer-Indianer. Ihren Namen erhielten sie von den Kupferminen, welche sich in den beträchtlichen Hügeln

befinden, die den Kupferfluß an seinen beiden Ufern unweit seiner Einmündung in das Eismeer begleiten.

Eine dieser Minen, etwa 5 bis 6 D. Meilen vom Meere, beschreibt uns Hearne nur als eine Felsenmasse, die durch Erdbeben zertrümmert sey. Mitten durch dieselbe fließt ein kleiner Fluß. Die Indianer nannten diese Mine sehr reichhaltig, allein Hearne und seine Gesellschaft konnte nur erst nach langem Suchen ein Stück Kupfer von etwa 4 Pfunden auffinden. Dies scheint indeß wohl gediegenes Kupfer gewesen zu seyn; und da er gesteht, daß sowohl die Steine umher, als die Spalten der Felsen, einen grünen Beschlag gezeigt hätten, so scheint die Aeußerung der Indier wohl nicht übertrieben.

Diese Menschen, wie alle rohe Nationen, sind voll von Aberglauben; sie behaupten daher, ein jedes Stück des dortigen Kupfererzes habe eine bestimmte Figur, die bald diesem oder jenem Thiere, oder irgend einem Theile desselben ähnlich sey.

Das Land umher ist, als sehr hoch nach Norden gelegen, traurig; die Bäume sind zwergartig zur Erde gedrückt, und nur Löffelkraut findet sich in Menge.

Die Kupfer-Indianer selbst bilden aber, da sie eigentlich südlicher wohnen, keine Menschenrace von kleiner Statur; sie sind vielmehr mit den übrigen Nord-Indianern sicher ein und dasselbe Volk. Auch ist ihre Sprache von der der Nord-Indier, wie Hearne sagt, kaum stärker abweichend, als die Dialekte benachbarter Provinzen Englands untereinander.

Sie sind aber sehr dürftig, und ihre Weiber sind so häßlich, daß selbst die Nord-Indianer es nicht der Mühe werth achten, sie zu rauben.

Unter beinahe gleicher geographischer Breite (67°), indeß fast 20 Grad westlicher, fand dann Makenzie, um den Fluß, der seinen Namen führt, die Deguthi-Dinich, oder Zänker-Nation; und etwas südlicher die Hasen-Indier. Letztere erhielten diesen Namen von der großen Menge Hasen (wahrscheinlich Lep. hudsonius L.), welche diese Gegend hervorbringt, und die ihnen hauptsächlich zur Nahrung, so wie das Fell zur Kleidung dient. Auch finden sich in den umliegenden Gegenden schwarze Füchse, Moschusratten, Murmelthiere und wilder Flachs.

Die nördlichsten Indianer, die Zänker, ob diese sich zwar anfangs sehr drohend gegen Makenzie bezeigten, schienen dennoch gutartige Menschen zu seyn. Sie äußerten keinen Hang zum Bestehlen der Fremden; vielmehr suchten sie denselben mit Tanzen und Springen Vergnügen zu machen. Ihnen sind die Esquimaux sehr gut bekannt; auch zeigten sich in diesen dem Meere nahe liegenden Gegenden Spuren von ihnen, wie z. B. Theile von ihren Canots, vom Wallfische, und von verschüttetem Thran.

Die Hütten der Zänkernation und des noch nördlicher lebenden Stammes waren von Treibholz gebauet, hatten Mannshöhe, und die nächtlichen Lagerstätten, so wie die Hütte selbst, waren mit Weidenzweigen bedeckt. Seitwärts hatten sie in die Erde gegrabene Höhlungen, Keller, für ihren Wintervorrath. Sie leben von der Jagd und besonders von Fischen. Ihren angesehenen Todten erzeigen sie die Ehre, Bogen, Speer und Ruder auf das Grabmahl zu stellen.

Die Hasen-Indianer, welche einige Breiten-Grade tiefer, gleichfalls längs Makenzie's Flusse herabwohnen, haben mit den noch weiter südlichern Nathana und inländischen Indiern vieles gemein. Ihre Sprachen sind indeß nicht gänzlich dieselben; vielleicht nur verschiedene Dialekte.

Einen Stamm oder vielleicht nur eine Familie dieser Indianer beschreibt der Engländer als ein kleines übelgestaltetes Volk, mit grindigen Füßen, von mäßigem Wuchse, dabei von etwas minder dunkler Farbe, als die Amerikaner des wärmern Erdstrichs. Dennoch ist diese unansehnliche Nation dem Putze sehr ergeben.

Das Haar tragen sie sehr lang und lassen es in Zöpfen herabfallen. Bei einigen war der Bart lang, da andere ihn hingegen ausgerissen hatten. Die Männer tatouiren sich zwei doppelte Streifen auf jeder Backe, vom Ohre bis zur Nase. Auch steckt in dem durchbohrten Nasenknorpel bald eine Gänsefeder, bald ein Stückchen Holz.

Die Felle des Muse- und Rennthiers, mit den Haaren einwärts gekehrt, dienen ihnen zur Kleidung. Diese fällt bei beiden Geschlechtern bis auf die Mitte der Schenkel herab, und hat oftmals eine Einfassung von roth gefärbten Haaren, oder von den Stacheln des Stachelschweins (Hystrix dorsata). Die Strümpfe sind mit den Schuhen zusammen genähet, und treten hoch zu den Schenkeln hinauf. Es schien, als wenn bei diesen Völkern die Beschneidung eingeführt sey.

Ihr Schmuck bestand in hölzernen und knöchernen Arm- und Halsringen, in Kopfbändern, Gürteln, Strumpfbändern von Leder mit Stacheln, oder auch mit Klauen von Bären und Vögeln besetzt, an welchen kurze Streifen von dem Felle eines dem Hermelin ähnlichen Thiers, wie Troddeln, herabhingen. Solche Gürtel sind schön gearbeitet. Ihre Handschuhe hängen am Halse.

Die Wohnungen dieser Indier sind sehr einfach. Einige Gabeln sind in einem Zirkel gestellt und Stangen tragen das Dach, welches aus Birkenrinde oder Baumzweigen besteht. Zwei solcher Hütten werden gegeneinander über aufgerichtet, und zwischen ihnen wird ein gemeinschaftliches Feuer erhalten.

Ihre Canots (Fahrzeuge) sind klein und an beiden Enden spitz zulaufend; sie verfertigen sie aus Birkenrinde und Fichtenholz.

Unter ihrem Hausgeräth ist das Geschirr zum Kochen merkwürdig. Es besteht aus einem Gewebe, welches dort Watape genannt wird, und das von den zerrissenen Wurzeln der Pechtanne so dicht gearbeitet ist, daß es selbst die Flüssigkeiten nicht durchläßt. Hierin kocht man durchs Hineinwerfen glühender Steine die Speisen gar.

Außer großen und kleinen Netzen haben sie Angelruthen von Rennthiersehnen.

Ihre Waffen bestehen in Bogen, Pfeilen, Dolchen und Pomagans, oder Keulen zum Erschlagen der Feinde und wilden Thiere. Diese Keulen liefern die Geweihe der Rennthiere, von denen die Zacken, die äußersten ausgenommen, abgebrochen sind. Sie verfertigen gleichfalls Aexte von scharfen Steinen. Man durchbohrt sie, um einen langen Handgriff darin zu befestigen.

Ein benachbarter Stamm, die Rothmesser-Indianer, (nach ihren kupfernen Messern also genannt) liefern ihnen gegen Marder- und Biberfelle, Messer und Eisen.

Feuer zünden sie dadurch an, daß sie Schwefelkies gegen einen Feuerstahl schlagen.

Von diesen Nationen sind die Biber- und die noch südlicher wohnenden Indianer am Sklavensee nicht sehr verschieden. Nur die Art des Wildprets und der jagdbaren Pelzthiere ändert freilich Manches in ihrer Lebensart.

Alle diese Volksstämme finden sich größtentheils diesseits der glänzenden und felsigen Gebirge; einer Bergkette und Landeshöhe, welche sich ziemlich in einerlei Richtung von Norden nach Süden herabzieht, und hinter welcher die Natur gleichsam eine andere Gestalt zu gewinnen scheint.

Makenzie, der sie mühsam unter 56° nördlicher Breite durchbrach, fand sodann die Stämme der Felsen-Indianer, ferner die Atnah- oder Kinn-Indianer, die Nagailler oder Träger-Indianer, und es ist hierbei merkwürdig, daß wenn gleich die Sprache der erstern keine Aehnlichkeit mit der Sprache irgend einer Nation, welche Makenzie bekannt war, zeigte, die der ihnen nahe wohnenden Nagailler dagegen nicht sehr von der der weit von ihnen entlegenen Schippewäer, abwich.

Hierauf folgen die Nascud-Indianer, bei welchen nun schon mehreres Eisenwerk angetroffen wird. Ihr Revier und die umher liegenden Länder sind reich an Bibern, weißköpfigen Adlern, grauen Rebhühnern und Enten, Luchsen, Mardern, Hirscharten, z. B. Rennthieren, ferner Murmelthieren und Maulwürfen, Cedern, Fichten, Hemlockstannen, Cypressen, Pappeln und Birken; und außer dem Tacoutche-Flusse gibt es fischreiche Seen.

Weiter gegen das Südmeer hin kommen sodann die Slouacas-Dinais-Indier. Sie heißen Rothfisch-Männer wohl wegen einer Art von rothen Karpfen, welche ihnen außer den

weißen Karpfen, den sehr schmackhaften Forellen und den Jub hauptsächlich zur Speise dienen. Dies ist ein reinlicher, ziemlich gesitteter, bequemer lebender Stamm Indianer, von gefälligem Ansehen, bei welchen auch die Weiber besser behandelt werden, indem die Männer weit mehr Antheil an den Hausarbeiten nehmen. Ihre Häuser sind mit hieroglyphischen Figuren von rother Farbe gröblich gezeichnet. Sie äußern eine große Ehrerbietung gegen die Todten. Nachdem sie die Körper verbrannt haben, werden die größern Knochen in eigene Rollen von Baumrinde gewickelt, und an besondern Pfählen aufgehangen. Man sieht fast kein Haus ohne ein solches Grabmal.

Unweit dieser Gegend traf Makenzie noch auf einen andern, zufällig hierher gereiseten Stamm von Indiern, welche sich Naqui-Dinais nannten. Dies sind große, wohlgestaltete, sehr reinliche Menschen, nicht wie gewöhnlich die übrigen Indier mit schwarzen, sondern mit grauröthlichen Augen; das Haar ihrer Weiber hing vom Wirbel schön geflochten herab, und war mit Glaskorallen geziert. Sie handeln an der Seeküste viele Waaren gegen Peltereien ein, und nahmen den Engländer mit zuvorkommender Höflichkeit auf.

Endlich fand dann der Entdecker dieser für uns neuen Welt, längs dem Lachsflusse, der ihn zum Südmeer führte, eine Nation, die mit diesem Ocean, mit dessen Produkten, und mit dem dorthin seit einiger Zeit handelnden Europäer bekannt war.

Man könnte sie mit Recht die Lachsindianer nennen; denn ob sie gleich auch einen bis jetzt unbestimmten großen Fisch mit starken Zähnen, Dilly genannt, speisen, so besteht dennoch ihr hauptsächlichster Unterhalt in jener Fischart. Sie halten auch deßhalb den Lachs für heilig. Ihr Aberglaube läßt nicht zu, daß man sich dem Flusse mit Sachen nähere, wodurch dieser Fisch verscheucht werden könnte, wie z. B. mit Eisen oder anderem Metall. Makenzie's Meßinstrumente schienen ihnen daher ein bösartiger Talisman zu seyn. Viele von ihnen verabscheuen sogar jede andere Fleischspeise bis zu einem lächerlichen Grade; und einer ihrer Hunde, der zufällig einen Knochen verschluckt hatte, ward durch Schläge gezwungen, ihn wieder von sich zu geben. Dagegen verstehen sie die Lachsfischerei regelmäßig zu betreiben. Sie errichten große, gut gearbeitete Lachswehre, und haben eigene hölzerne Fangmaschinen oder Verschläge, von weiter Mündung und konisch zulaufender Gestalt, worin die über das Wehr springenden Lachse sehr leicht gefangen werden. Auch steht der Fischfang nicht wie bei andern fischenden Indiern Jedermann frei. Es ist eine Nationalsache. Das Lachswehr wird von dem ganzen Stamme errichtet, und der Unterhalt der ganzen Nation hängt davon ab. Ein von ihnen erwähltes Oberhaupt kann daher nur allein Erlaubniß zum Fange ertheilen. In sofern ist bei diesen Lachsindianern

eine Art von fester Regierung, eine Art von Monarchie, wie man sie unter keiner der übrigen dortigen Nationen bisher vorfand. Eben hierdurch wird diesem Volke sein Unterhalt sicher, und es ist als ein fest angesiedeltes Volk ruhiger, gegen seine Nachbarn friedlicher, zufriedener, und überhaupt in einem höher civilisirten Zustande.

Die Lachs-Indianer sind von mittlerm Wuchse, wohlgestaltet und fleischiger, als die Eingebornen des Binnenlandes. Ihr Gesicht ist rund; sie haben kleine graue Augen, keilförmige Köpfe, hohe Backenknochen, dunkles Haar, welches Einige gut gekämmt über die Schultern herabhängen lassen, Andere aber in Zöpfe flechten. Die Weiber tragen es kurz. Die Leibesfarbe nüancirt zwischen der Oliven- und Kupferfarbe.

Ihre Kleidung besteht bei den Männern in einem Mantel und in einer Mütze, worüber sie beim Regen eine runde Matte tragen, auch haben sie Schuhe von Elennshaut. Die Weiber haben nur den Mantel los oder mit einem Gurte um den Leib befestigt, nebst einer Schürze und Mütze, in Form eines umgekehrten Napfs. Nur eine fand sich mit durchlöcherter Unterlefze, wie die Küstenbewohner nach Cook. Die Zeugungstheile waren indeß unbedeckt.

Sie haben die sonderbare Gewohnheit, durch lederne Windeln dem Kopfe des Kindes eine zugespitzte Form zu geben. Sonst tragen sie große Sorgfalt für dieselben, und die Mütter führen den Säugling in einem eigenen hölzernen, mit Moos ausgepolsterten Gestelle mit sich fort, fast wie in dem Arcuccio zu Florenz.

Obgleich die Vielweiberei bei ihnen eingeführt ist, und die Keuschheit nicht sehr in Achtung steht, so wird dennoch das schöne Geschlecht im Ganzen gut behandelt; die Männer übernehmen die gröbern Hausarbeiten.

Ihre Waffen bestehen in Bogen und Pfeilen; ferner in Speeren und Wurfspießen, die sie besonders gegen die Seeottern, Seekälber und großen Fische gebrauchen. Sie hatten Aexte von Eisen, auch Hämmer und hölzerne Keile. Von den Bergbewohnern tauschen sie die Häute der jagdbaren Thiere ein, unter denen sich gleichfalls die weißen Felle des Argali, des wilden Schafs oder einer wilden Ziege finden.

Ihre Canots sind von Cedernholz; einige derselben können 15 Mann tragen. Sie verstehen sie sehr gut zu arbeiten und wissen damit äußerst geschickt zu manövriren.

Es zeigten sich unter ihnen einige Spuren des Glaubens an ein höchstes Wesen, und Makenzie gibt ihre größern Gebäude für Tempel aus.

Sie haben große auf Pfählen aufgerichtete Häuser, zu welchen man vermittelst eines Balkens kommt, dem man, um zur Leiter zu dienen, Einschnitte eingehauen hat. In diesen Häu-

fern werden die Ehrenplätze mit Matten bedeckt, und die Gäste werden ersucht darauf Platz zu nehmen. Jedoch haben sie auch kleinere Häuser oder Hütten.

Ihre gewöhnliche Speise besteht in getrocknetem oder geröstetem Lachs; allein feinere Gerichte sind präparirte Lachsroggen, oftmals mit einer säuerlichen Brühe von Stachelbeeren und Sauerampfer; denn hier gibt es nicht nur die erstern Beeren, sondern gleichfalls schöne Himbeeren und Heidelbeeren.

Gegen den reisenden Engländer bezeigten sie sich außerordentlich gastfrei, und nahmen ihn sehr freundlich und ehrenvoll in ihren großen Häusern auf. Das Oberhaupt hing ihm sogar sein eigenes Gewand, einen schönen Seeotterpelz um. Sie setzten ihm außer den so eben erwähnten Gerichten, noch als eine besondere Leckerei, sehr dünne Kuchen vor, die mit Lachsfett oder Oel verspeiset wurden. Dieses Nachessen bestand aus der innern Rinde der Hemlocks-Tanne, welche zeitig im Sommer ausgeschnitten und in eine Form gedruckt wird, und so einen Kuchen gibt, der 15 Zoll lang, 10 Zoll breit und einen halben Zoll dick ist.

Schon die gute Bauart ihrer Häuser und ihrer Canots zeigt, daß sie viele Kunstfertigkeiten besitzen; denn letztere haben noch eine besondere Verzierung: sie sind mit Fischfiguren bemalt, und der Hinter- und Vordertheil ist mit Zähnen von der Seeotter ausgelegt. Makenzie behauptet, dies habe Cook irre geführt, indem er diese für Menschenzähne angesehen habe, welchen sie nicht unähnlich sind. Einige ihrer bessern Häuser hatten aber kein schlechtes Schnitzwerk und Hieroglyphen.

Auch besitzen diese Völker einige nicht unwirksame Kenntnisse in der Wundarzneikunst. Sie suchen die Kranken durch die Moxa der Japaner (Pouhons, brennende Kegel) zu heilen, und öffnen die eiternden Geschwüre mit Messern.

Die Verstorbenen ehren sie durch lautes Wehklagen, schneiden sich desfalls die Haare kurz und errichten ihnen Denkmäler.

Die Sprache dieses sanften Volkes fand Makenzie von denen der übrigen Indianer verschieden. In ihrem Lande erreichte dieser Reisende den Endzweck seines kühnen und für die Geographie so lehrreichen Unternehmens. Der Lachsfluß ergoß sich nämlich mit mehreren Mündungen in das Südmeer. Makenzie malte mit geschmolzenem Fette und Carmin an einen Felsen der Seeküste die Worte:

„Alexander Makenzie aus Canada zu Lande, den 22sten Julius 1793."

und gab der von ihm besuchten Meeresbucht (unter 128° 2' L. und 52° 20' Br.) den Namen Makenzie's-Outlet.

Durch ihn sind uns nun nicht nur mehrere bedeutende Flüsse, z. B. der Friedens-Fluß, der ansehnliche Tacoutche-Tesse oder Columbia, der Lachs-Fluß u. a. bekannt worden; wir haben

gleichfalls die entschiedenste Bestätigung von Van Covers Zeugnisse gegen eine westliche Durchfahrt ins Südmeer erhalten, und endlich eine erstaunliche Landesstrecke, nebst einer großen Anzahl indianischer Stämme, Bewohner dieses vasten Gebiets, kennen gelernt.

Es verdient dabei wohl eine Bemerkung, daß die der See am nächsten gelegenen Nationen eines höhern Grades der Civilisation fähig zu seyn scheinen, und daß sie verschiedene Gebräuche haben, welche sowohl einigen Bewohnern der Inseln des Südmeers, ja sogar dem weiter entlegenen, aber ihnen gegenüber stehenden Asien, eigen sind.

C a n a d a.

1) Das Land.

Nicht ungern verlassen wir nun jene ungeheuern, größtentheils nutzlosen Flächen. Nur allein von einzelnen Horden roher Wilden durchwandert, tragen sie das traurige Gepräge der Unfruchtbarkeit an sich, eine nothwendige Folge des Mangels der Cultur ihrer Bewohner.

Dagegen gewähren schon die brittischen Besitzungen in Canada und Neu-Schottland einen wohlthuenderen Anblick.

Schwingen gleich sehr viele wilde Stämme der Indier auch noch dort hin und wieder ihr Tomahawk und ihr Skalpirmesser, so nimmt hier doch täglich die Anzahl der civilisirten Menschen zu; der Wilde fängt Familienweise bereits an, den Acker zu bauen; die Kultur geht unwiderstehlich, wenn gleich langsam, ihren mächtigen Gang, und zeigt in der Ferne die heiterste Aussicht für unsere Nachkommen.

Canada verdient aber als Land betrachtet eine besondere Aufmerksamkeit.

Wenn es gleich bis jetzt noch einem rauhen Klima ausgesetzt ist, so ist seine geographische Lage dennoch durchaus nicht von der Art, daß man in der Folge nicht einen mildern Himmel hoffen dürfte.

Dieses große Land (man schätzt es auf 35800 Quadratmeilen, und theilt es in Ober- und Unter-Canada, welche zusammen 19 Grafschaften, counties, enthalten), liegt unter gleicher Breite mit den ansehnlichsten Theilen des wärmeren Frankreichs (vom 43 — 50° n. Br.), und nur die Bildung des Lokals, die ungeheuern Wassermassen, die großen Waldungen und die noch nie zur Ausdünstung gebrachten Theile des Erdbodens, bringen dort einen Winter hervor, der so sehr viel strenger und anhaltender ist, als der Winter Frankreichs.

Von Nord-Osten wehen ihm die Winde über den lange mit Eis belegten Theil des atlantischen Meeres, von Norden

aber über die gefrornen Gewässer der Hudsonsbay und den umliegenden wenig aufthauenden Erdstrich.

Dennoch nahm nach Charlevoix Nachrichten (er lebte dort im ersten Drittel des verflossenen Jahrhunderts), die Kälte bereits seit den letzten hundert Jahren beträchtlich ab, und die heutigen großen Anstrengungen Englands, das Land zu bevölkern und urbar zu machen, werden höchst wahrscheinlich binnen Kurzem Canada in eins der fruchtbarsten Länder umschaffen.

Bis jetzt ist indeß der dortige Winter noch sehr streng und anhaltend. Länger als sechs Monate hindurch kann man über den alles dick bedeckenden Schnee nur in Rakketten (Schneeschuhen) fortkommen; und, wie die treffliche Generalin v. Riedesel bemerkt, mehrmals steigt der Grad der Kälte so hoch, daß der Madera-Wein gefriert; Weld spricht sogar von dem Erstarren des Branntweins. Beide Nachrichten melden, man mache dort einen Wintervorrath, indem man mehrere hundert Stück Geflügel und Fische auf dem Boden einfrieren läßt; man legt dasjenige, was davon gebraucht werden soll, jedesmal nur in kaltes Wasser, da man es denn nach ausgewittertem Eise völlig zart und schmackhaft findet.

Der Winter verschwindet in jenen Gegenden schnell. Am Ende des Aprils, sagen Weld's schätzbare Nachrichten, fängt es sehr rasch an zu thauen. Der Schnee verschwindet bald, die ungeheuern Eismassen in den Flüssen schmelzen hingegen nur langsam. Der Anblick, den sodann der Lorenzfluß darbietet, ist furchtbar. Zuerst platzt das Eis mit einem Knall, wie ein Kanonenschuß. Das Wasser, von dem geschmolzenen Schnee angeschwollen, zersprengt es, und strömt mit schrecklichem Toben den Fluß hinab. Von Inseln und Untiefen aufgehalten, thürmt es sich viele Ellen hoch im Wasser auf. Der Wind löset dann plötzlich diese Eisberge, und treibt sie zusammen in eine große Masse stromabwärts; stoßen sie hierbei längs der Küste an einen Felsen, dann ist das Krachen fürchterlich. In dieser Lage der Dinge wagt sich kein Fahrzeug auf den Fluß; dagegen haben einzelne Schiffer die Kühnheit, ihre Kähne von einer Scholle zur andern zu ziehen, über diese hinzugehen, und so über den großen Strom zu setzen.

Bereits im Mai folgt der Sommer dem Frühling. In wenig Tagen bedeckt das schönste Grün die Felder und den Wald. Die Gartenfrüchte reifen schnell, und das Korn, welches in diesem Monate gesäet ist, gibt schon am Ende des Julius eine reiche Erndte. Diese Jahrszeit, mit ihrer schönen Mischung von Frühling und Sommer, ist über alle Beschreibung reizend. Die Natur erscheint in ihrem heitersten Gewande, und die Hitze ist dabei nie drückend. Das Thermometer steigt selten über 84 (Fahrenh.) Grade. Nur, wie bei uns, gibt es einzelne uner-

träglich heiße Tage, von 96 Graden. Auch der Herbst ist eine sehr angenehme Jahrszeit.

Die Bildung dieses, so schnellen Abwechselungen der Jahrszeiten unterworfenen, Landes ist höchst merkwürdig. Sie bringt eben so vielfachen Nutzen als romantische Ansichten hervor.

Canada wird fast in jeder Richtung von großen Gewässern eingefaßt. In Norden die weite Hudsonsbay; in Osten das atlantische Meer; in Süden die fünf großen Seen, und diesen reihet sich in Osten der Regensee, der Holzsee und der große Winipeg an.

Man darf es daher in dieser Rücksicht fast mit einer Insel vergleichen; wenigstens genießt das Land mehrentheils eben die wichtigen Vortheile, als ein ganz vom Meere eingefaßtes Gebiet. Es hat aber dabei den außerordentlichen Vortheil, daß es auf das genaueste mit dem übrigen Continente verbunden bleibt; daher es denn alle darin vorkommende Produkte sofort aufnehmen und durch sich selbst hinführen kann. Und da die Landeshöhe, oder niedern Kettengebirge, welche die Gewässer, so zu der Hudsonsbay strömen, entspringen läßt, gleichfalls durch viele kleine Seen und Flüßchen tief in Canada hineintreten, ja wie bei den Uttawas in enger Verbindung mit dem Hauptflusse stehen, so wird bei besserer Benutzung aller dieser natürlichen Handelswege der Vortheil mit jeder Zunahme der Bevölkerung nur desto größer.

Der St. Lawrenz-Fluß, der große Ausleerungs-Kanal jener erstaunlichen Wasserbehälter bis über den Winipeg hin, bleibt aber stets die Haupthandelsstraße für alle Produkte und Gewerbe von Nordwest-Amerika.

Folgt man genau den Verbindungen, in welchen die in den großen See Winipeg hineinströmenden Flüsse, z. B. der Pasquia, der Saskatschewin mit dem Holzsee, Regensee und endlich den fünf großen Seen von Canada stehen, so ergibt sich, daß der Lawrenz-Fluß als der letzte zum atlantischen Meere führende Ausfluß aller dieser Gewässer betrachtet werden müsse. Eben deshalb wäre es hier gegen die Natur der Dinge, bei ihm, wie bei andern Strömen, wirkliche Quellen aufsuchen zu wollen.

Die fünf großen Seen von Canada halten, zufolge der geringsten Angaben des unter uns so rühmlich bekannten Geographen, des Professors Leiste, über 4300 Quadratmeilen Oberfläche.

Von diesen Seen, dem Ober-See, dem Huron-, Michigan-, Erie- und Ontario-See, hält nur allein der Ober-See 2025 Quadratmeilen; über 40 größere und kleinere Flüsse ergießen sich in ihn, und von seinen vier Hauptinseln, Isle-Royale, Maurepas, Philippeaux und Pontchartrain, hält die erstere gegen 20 deutsche Meilen in die Länge,

und an einigen Orten 8 Meilen in die Breite. Sein klares, aber selbst im hohen Sommer sehr kaltes Wasser, entzieht sogar in einer Tiefe von mehr als 6 Klaftern dem Auge keine Unebenheit des Bodens.

Nähme man den zum Theil noch nicht genau begränzten Winipeg nur zu 800 solcher Meilen an, so würde dies zusammen über 5000 Meilen betragen; also eine Wasserfläche etwa halb so groß als Frankreich.

Indeß ist dies noch bei weitem nicht der Umfang aller Gewässer, die man als die Quellen des St. Lawrenz-Flusses annehmen darf, da die Uebersicht einer genauen Karte der Länder zwischen dem Winipeg und dem Sklaven-See, und in Norden zwischen Canada und der Hudsonsbay eine sehr bedeutende Anzahl kleinerer, ja zum Theil beträchtlicherer Seen, z. B. des Nipissing, zeiget, welche ebenfalls jenen großen Wassermassen und zuletzt dem allgemeinen Ableitungs-Kanale angehören. Aus diesen zahlreichen Wasserbehältern drängen sich dann stets die Gewässer eins dem andern zu, um auf diese Weise endlich zu dem tiefer liegenden Oceane zu gelangen.

Liegen nun die Uebergangswege von einem See zum andern ziemlich in gleicher Fläche, oder machen ihnen nur einzelne Felsen oder hohes Gestein einigen Aufenthalt, so entstehen daraus keine Katarakten, sondern nur höchstens geringe Stürzungen.

Ganz anders ist der Fall bei einer ansehnlichen Verschiedenheit der Bettungen. Alsdann bringt die Natur große Wasserfälle hervor, z. B. jenes bewundernswürdige Phänomen, welches unter dem Namen des Niagara-Falls bekannt ist.

Die lange Kette der Allegany-Gebirge streift, nachdem sie den größten Theil von Nord-Amerika, von Südost nach Nordwesten durchschnitten hat, auf ihrem Zuge gegen die Verbindung der Seen Erie und Ontario hin. Hier tritt wahrscheinlich nur eine Seitensprosse desselben durch den 36 Meilen (engl.) langen Kanal, der unter dem Namen Niagara-Strom bekannt ist, und bildet mit keiner unbedeutenden, unter sich selbst abwechselnden Höhe das kalkige Felsenbett quer durch den Strom.

Bald nach dem Austritte des Niagara aus dem Erie hält er bei einer beträchtlichen Tiefe etwa 900 Fuß in der Breite; seine Wasser fließen mit geringerer Schnelligkeit fort. Allein weiterhin, gegen den Fluß Chippeway und das Fort gleiches Namens, werden seine Ufer von jenen Felsen beengt. Hier beginnt bereits die große Scene. Die Wassermasse, in einen engern Raum zusammen gezwängt, und zugleich durch den hineinfließenden Chippeway noch vergrößert, wird nun reißend, schlägt mit großem Ungestüm gegen die Felsen, und läßt nur höchstens einem Fahrzeuge, das sich bereits höher hinauf in den Strom gelassen, in der Mitte eine mögliche, doch stets gefährliche, Fahrt.

So strömen die jetzt wild gewordenen Wasser durch zwei Inseln, eine große und eine kleinere, dreifach getheilt dahin, und eilen bei einer Fläche von fast 4000 Fuß Breite dem mächtigen Sturze entgegen.

Das Felsenbett der östlichen Seite liegt 18 Fuß tiefer als sein übriger Theil, dagegen hat dieser einen tieferen Abgrund.

Die ungeheure Masse aller Gewässer stürzt nun, auf 672000 Tonnen in jeder Minute, über 150 Fuß lothrecht hinab. Welch ein Anblick, welch ein Toben! Jene Ostseite des großen Falls ist hufeisenmäßig gebildet; ihre etwas niedrigere Lage führt ihr bei weitem die größere Menge aller Gewässer zu, und eben dieser Katarakt, wenn gleich nur von 137 Fuß senkrechter Höhe, erzeugt die erhabenste Scene des großen Ganzen. Ein ewiger dicker weißer Dampf steigt von ihm hoch empor; bei reinem Himmel sieht man ihn einer weißen Wolke gleich über 54 engl. Meilen, und an seinem Fuße zeigt sich dann stets der schönste Regenbogen. Sein schreckliches Getöse vernimmt man aber, bei ruhigem Wetter, in der Weite von 40 (engl.) Meilen.

Den Totalanblick der drei Katarakte fasset das Auge sogleich nicht, und der Eindruck desselben übersteigt jede noch so durchdachte Beschreibung. Auch übertraf dieses Schauspiel bei weitem die Erwartung eines Kalms, Liancourts, Welds u. a. Beobachter.

Alles, was der Zufall seinem Sturze nähert, wird zerschmettert; keine Kraft ist im Stande, sich ihm zu entziehen. Ganze Schaaren starkrudernder Wasservögel des Sees Erie werden ein Opfer ihrer Unachtsamkeit. Zwar strengen sie bei dem Gefühl der Gefahr alle Kräfte an, ihr durch Fliegen zu entgehen, dennoch trifft man im Herbste eine große Zahl von zerschmettertem Geflügel an, so daß die Besatzung des Forts Niagara davon eine Zeitlang lebt. Bären, Hirsche und große Fische treiben alsdann gleichfalls auf dem Strome jenseit des Katarakts zerschmettert daher.

Zu Zeiten trifft auch ein solches Loos den Menschen selbst. Folgender traurige Vorfall ward durch die Bosheit eines Matrosen veranlaßt. Ein berauschter Indianer hatte sich einige Meilen oberwärts des Falls in seinen dort am Ufer befestigten Nachen schlafen gelegt; seine Gattin, eine junge Frau, setzte sich indeß in der Nähe ins Grüne. Ein Matrose der Kriegsschiffe des Sees Erie, der zufällig vorbei kam, fand sie hübsch; er that ihr lebhafte Anträge; allein die Indianerin wies sie von sich und lief auf den Kahn zu. Um zu verhüten, daß die junge Frau ihren Gatten nicht wecken möchte, zerschneidet der Bösewicht den Strick. Nun trieb der Strom den ahndungslosen Indier langsam gegen den Fall hin; das bald zunehmende gewaltsame Geräusch erweckt den Unglücklichen. Mit wildem Blick starrt er in die Gefahr, ergreift sein Ruder und arbeitet mit mög-

lichster Kraft dem Zuge entgegen. Allein vergebens. Er fühlt seine Ohnmacht und legt mit der ruhigsten Ergebung das Ruder nieder, verhüllt sich in seine Decke, streckt sich in den Kahn hin und stürzt entschlossen in den Abgrund.

Dieser Wasserfall ist der Veränderung unterworfen. Das Kalkgebirge, über welches er hinrollt, schleift sich aus; hierdurch bilden sich neue Höhlen und Vertiefungen des Bodens und der Seitenwände. Wirklich hat sich der Katarakt seit ältern Zeiten etwas zurückgezogen; indeß ist sich dennoch in dem letzten Jahrhunderte das Ganze ziemlich gleich geblieben, und zeigt noch jetzt das erstaunenswürdigste Phänomen seiner Art. Jenseit des Sturzes dauert das Toben und die Unruhe noch einige Meilen fort, nur erst bei Queenstown gleitet der Fluß ruhig zum Ontario hin.

Bei seinem Austritte aus diesem See zeigt der Cataraqui (St. Lorenz) abermals seine Verschiedenheit von den gewöhnlichen Flüssen, die durch Quellen erzeugt werden. Er umfaßt nämlich dort sogleich beträchtliche, unstreitig durch seinen Stoß selbst geschaffene Inseln; die große Insel Wolf (sonst Isle grande) und die kleinere Insel Howe.

Gleich dahinter erblickt man Spuren einer stärkern Zersplitterung des Landes; nämlich die kleinen Bruchstücke, welche unter dem Namen der Tausend-Inseln (Mille isles) bekannt sind.

Mit geringerer Breite fließt er von hier etwa 12 Meilen fort, häufig mit kleinen Inseln besetzt, bis er plötzlich einen beträchtlichen See, den St. Franciscus-See bildet, und dann durch das Einströmen des ansehnlichen Ottowa, die großen Inseln Jesus und Montreal. Beide Ströme stürzen über beträchtliche Felsen in einander; hierdurch thürmen sich die Wellen und werden gefährlich. Bald darauf wird es nur durch Schleusen möglich, die Fahrzeuge fortzubringen. Diese Fälle bieten ein schönes Schauspiel dar. Von nun an nimmt der Hauptstrom eine kaum zu zählende Summe von Flüssen auf, die von Norden und Süden her, zum Theil weit aus den innern Ländern kommen, unter welchen besonders der Sorel oder Richelieu, der ihn mit dem See Champlain verbindet, der St. Franciscus-Fluß, und von Norden der Maskinange, der Saguenay und St. Maurice-Strom merkwürdig sind.

Die Vereinigung bringt dann besonders durch den Sorel eine erstaunliche Erweiterung des Hauptstromes hervor. Dieser verwandelt sich hier gleichsam in ein großes Bassin, der See St. Pierre genannt, der fünftehalb Seemeilen breit, acht lang, und voll von Inseln ist, die das Fahrwasser äußerst beengen. Erst in diesem See endigt sich die Wirkung der Meeresfluth, wenn gleich noch über 120 Seemeilen vom Ausgange der Mündung entfernt.

Schon von Montreal an gewinnt der mächtige Strom ein

treffliches, reiches Ansehen. Die Dorfschaften und Städte, längs dem Ufer aufgeführt, gewähren einen wohlthuenden Anblick. Unterhalb Montreal, sagt Weld, stehen auf mehrere Seemeilen die Wohnhäuser so nahe an einander, daß sie längs diesem ganzen Wege gleichsam ein einziges Dorf bilden. Alle diese Häuser zeigen sich in der Entfernung sehr niedlich, und jedes, sey's auch noch so klein, hat eine Kirche. Da ists dann ein über alle Beschreibung angenehmer Anblick, wenn sich dem Auge, indem man um eine waldige Landspitze herumsegelt, ein solches Dorf zeigt, dessen Häuser fast über den Strom hangen, und dessen Kirchthurm über den schattigen Kirchhof zwischen den Bäumen hervorragt.

Endlich erreicht der St. Lawrenz die bisherige Hauptstadt von ganz Canada, Quebeck. Sie soll ihren Namen von einer plötzlichen Einengung des Flusses, an welcher sie gelegen ist, führen; dies heißt in der Sprache der Algonkins Quebejo.

Diese Stadt ist von romantischen Gegenden umgeben. Man sieht hier ungeheure Felsen, gewaltige Ströme, unwegsame Wälder, angebauete Ebenen, Berge, Seen, Städte, Dörfer, ja das Mannigfaltige und Unermeßliche des Anblicks verwirrt beinahe die Sinne. Vor allen andern fand Weld die Aussicht von der obern Batterie außerordentlich. „Von hier sieht man „gerade in den großen Fluß hinab; die Schiffe, die nach der „Unterstadt segeln, erblickt man dicht unter seinen Füßen. Der „Strom selbst, der 5 bis 6 (engl.) Meilen breit ist, und den „man bis an das entfernteste Ende der Insel Orleans übersieht, „wo er sich zwischen den Bergen, die ihn von beiden Seiten „einschließen, verliert, ist das Schönste, was man in der Natur „sehen kann; an einem stillen, heitern Sommerabend gleicht er „oft einem großen Spiegel, in welchem sich die reichen bunten „Farben des Gewölkes, so wie die Bilder aller Gegenstände an „den Ufern in einem unbeschreiblichen Glanze darstellen. Dem „südlichen noch dicht mit hohen Bäumen bekleideten Ufer geben „die vielen Bayen und Vorgebirge ein romantisches Ansehen; „und auf dem nördlichen stehen die Häuser, so weit das Auge „nur reicht, so dicht, daß die ganze Strecke nur ein einziges „Dorf zu seyn scheint. Hier begränzt die lange Bergkette die „Aussicht, und da man das flache Land zwischen dieser und den „Dörfern am Ufer nicht sehen kann, so scheinen die Berge unmittelbar aus dem Wasser empor zu steigen, und die Häuser „an den steilen Wänden derselben erbaut zu seyn.“

Ebenfalls in der Nähe von Quebeck findet der Naturliebhaber die beiden herrlichen Wasserfälle, den des Montmorency-Flusses und des la Chaudiere. Beide Flüsse ergießen sich in den St. Lawrenz; freilich sind sie nur Zwerge gegen jenen Riesen von Niagara; allein das Wasser des kleinen Montmorency-

Stroms stürzt dagegen von einem 240 Fuß hohen Felsen; es zerstiebet in einen weißen Dunst wie Schneegestöber, ehe es den Boden erreicht. Der Fall des la Chaudiere, wenn gleich nur halb so hoch, ist viel breiter, und seine Umgebungen sind äußerst malerisch.

Kaum hat der mächtige Cataracui die Hauptstadt bespült, so erweitert er sich plötzlich zu einem Durchmesser von 4 Seemeilen. Die große Insel Orleans theilt ihn, und nun wächst er gleichsam zu einem fließenden Meere an; denn seine Weite steigt nach und nach bis zu 20, ja bei den 7 Inseln gegen 28, also 21 geographische Meilen. Fast mit einer gleichen Eröffnung führt er nun seine stets durch mehrere in ihn hineinströmende Flüsse angeschwellte erstaunliche Wassermasse dem Weltmeere zu, und umfaßt mit einer Mündung von mehr als 20 geographischen Meilen die große Insel Anticosti.

Welch ein Strom für den Handel! selbst der Missisippi darf sich jetzt an Werth nicht mit ihm messen. Fast alle Seen und mehr als 100 Flüsse des nördlichen Amerika verbindet er; über 80 geographische Meilen ist er für sehr große Kauffahrer und über 70 selbst für Linienschiffe fahrbar; eine kaum aufzuzählende Menge, zum Theil sehr fruchtbarer Inseln umfaßt er, und eine große Anzahl der schönsten Häfen und Landungsplätze bietet er dar!

Wenn man hierneben weiß, daß ein Land von fast 39000 Quadratmeilen überflüssigen Acker- und Gemüsebau besitzt, daß dessen westliche Theile sogar die meisten Gewächse Pensilvaniens und Virginiens erzeugen, daß es mit den trefflichsten Waldungen von Eichen, Wallnußbäumen, Pappeln, Ahorn, besonders Zucker-Ahorn u. a. versehen ist, daß es sogar die stärksten Nadelhölzer zum Bau der größten Schiffe enthält, daß es nicht arm ist an den Hauptmineralien, an Eisen, Kupfer, Blei, Schwefel und Steinkohlen, für den Staatshaushalt, daß es außer unserm Hausvieh einen fast unerschöpflichen Reichthum der vorzüglichsten Pelzthiere, z. B. Biber, Marder, Ottern, Büffel und Hirscharten ernährt, daß ihm die größten und ergiebigsten Fischereien sowohl der Binnenwasser als des Oceans zu Gebote stehen, daß es endlich von einer sehr großen Menge fahrbarer Flüsse und Creeks, welche sich theils in den Hauptstrom, theils in die großen Seen einmünden, bewässert wird; was ist man dann nicht berechtigt, bei anwachsender Bevölkerung von Canada zu erwarten!

Canada ward bekanntlich in den älteren Zeiten von den Franzosen bewohnt. Denn wenn gleich die Spanier, Portugiesen und Engländer es früher entdeckten, so nahmen dennoch die Franzosen davon zuerst dauerhaften Besitz. Im Jahre 1668 legte Samuel de Champlain, eben derselbe, von welchem der See Champlain seinen Namen führt, die Stadt an, die nachmals

die Hauptstadt von Neu-Frankreich ward. Seit dieser Zeit ward Canada, von Frankreich aus, immer mehr und mehr mit Europäern besetzt, und dadurch nahm sich der wichtige Handel mit Peltereien sehr auf. Die katholische Religion ward eingeführt; drei Städte und viele Kirchdörfer wurden angelegt, und bedeutende Ländereien urbar gemacht. Die Landbewohner nannten sich nicht Bauern, sondern habitans; die Administration ward von Frankreich durch einen im Lande anwesenden Gouverneur besorgt. Die Missionaire drangen tief in das Binnenland ein, und wußten sich die Indier geneigt zu machen.

Ob nun gleich Canada im Frieden von 1763 an England abgetreten ward, so ist dennoch durch die Länge des Bewohnens, durch die den Franzosen beim Frieden zugestandene Freiheit Canada, und vorzüglich Unter-Canada, auch noch jetzt gleichsam französisch.

Bei weitem der größte Theil der Einwohner ist von französischer Herkunft. Besonders haben die Landbewohner, nach Liancourts und Welds Bemerkung, noch völlig die Munterkeit, den Frohsinn und die Eitelkeit ihres Urstammes. Sie tanzen, singen und scheinen allen Sorgen gram zu seyn. Die Weiber haben mehrere Ausbildung als die Männer; denn erstere, da sie lesen und schreiben können, werden bei allen bedeutenden Angelegenheiten zu Rathe gezogen. Dieser Vorzug rührt zum Theil daher, weil mehrere Schulen von Nonnen gehalten werden. Beide Geschlechter sind indeß dem Aberglauben sehr ergeben.

Das schöne Geschlecht ist auf dem Lande in der Jugend sehr hübsch, und die einfache Sommerkleidung, sie besteht in einem blauen oder scharlachenen Leibchen und einem Strohhut, erhöhet diese Reize. Allein es verliert sie, so wie die Indier, durch die Arbeiten in freier Luft sehr bald.

Nicht der zehnte Theil von ihnen versteht bis jetzt Englisch und will es auch nicht erlernen; selbst bei den Gerichtshöfen macht die Einführung der englischen Sprache große Schwierigkeit. Sie haben eine entschiedene Vorliebe für Frankreich, die französischen Sitten behalten unter ihnen den Vorzug vor allen Englischen; kurz, sie sind bei diesem, dem nördlichen Klima von Europa nicht unähnlichen Himmelsstriche, ihrem Ursprunge getreu geblieben.

Seit der Abtretung von Canada an England hat nun die brittische Regierung die trefflichen Anlagen, mit welchen dies Land von der Natur ausgesteuert ist, auf das thätigste zu benutzen gesucht, und hierbei gebührt dem Obristen Simcoe, Gouverneur von Ober-Canada, nicht blos als ächtem Patrioten das Lob seines Vaterlandes, er verdient wirklich die Verehrung jedes Menschenfreundes.

Mit großer Klugheit hat jetzt England aus den beiden Revolutionen, der amerikanischen und französischen, Vortheil für

Canada zu ziehen gewußt. Viel tausend Loyalisten, Vertriebene seiner ehemaligen amerikanischen Provinzen, sind dort durch fruchtbare Ländereien für ihren Verlust entschädigt, und haben sich jetzt besonders in Ober-Canada angebauet; auf ähnliche Weise sind eine große Menge französischer Royalisten dort aufgenommen worden. Dadurch, daß England aber jedem neuen Anbauer die beträchtliche Summe von 200 Morgen Landes umsonst bewilligt, während daß man in den neuen Freistaaten von Amerika die Ländereien jetzt schon theuer bezahlen muß, daß es jeden dort auf irgend eine Weise unzufrieden Gewordenen zuvorkommend aufnimmt, von keinem der Ansiedler eigentliche Abgaben fordert, sondern nur specielle Taxen (z. B. auf den Wein und auf die Erlaubniß ein Wirthshaus zu halten u. dgl.) aufgelegt hat, strömen sehr viele bereits in den vereinigten Staaten angesiedelte Familien dorthin. Die Reisemethode dieser Einwanderer ist, da sie oftmals über mehrere Gewässer zu setzen haben, eben so sonderbar, als sinnreich. Der Körper des Wagens ist aus dichtem Bretterwerk zusammen gesetzt; die Vorsichtigsten kalfatern die Fugen genau. Sobald man an einen Fluß kommt, wird der Wagen von dem Gestelle (den Rädern) gehoben, und nachdem dieses selbst in den Körper hineingelegt ist, dient der Wagen als Boot zum Hinübersetzen.

Diese Provinzen werden daneben nach einer der englischen Regierungsform ähnlichen Art regiert; aber es herrscht hier zugleich die höchste Toleranz in Rücksicht der Religion. Hierdurch fühlen sich selbst die ältern europäischen Bewohner von Canada, die Franzosen, sehr glücklich; sogar ihre Klöster dauern und ihre Geistlichen leben hier uneingeschränkt.

Ueber dies alles hat der würdige Obrist Simcoe, mit eben so unbegränztem Eifer als richtiger Beurtheilung, durch Anlegung neuer Städte, neuer Ortschaften und sehr bedeutender Landesstraßen und Handelswege, den Werth dieser schätzbaren Anlagen zu erhöhen gewußt. Die einzige Heerstraße, die Dundas-Straße (Dundas Street) nimmt gegen die Mitte des Sees Erie ihren Anfang, läuft von dort nach der ganzen Länge des Ontario hin, woselbst sie die Burlingtonbay und sodann die Stadt York berührt, bis nach der Gränze der ganzen Provinz Point Baudet, also durch mehr als 7 Längengrade fort. Ist daher diese Straße wirklich völlig zu Stande gekommen, dann reiset man auf ihr, bei ihren Einbiegungen, sicher gegen 100 deutsche Meilen fort; schon im Jahre 1799 waren bereits 120 engl. Meilen wirklich eröffnet.

Vorzüglich sucht der Gouverneur Simcoe sich des Ackerbaues anzunehmen und die Fischereien zu befördern. Er hoffet es durch zweckmäßige Vertheilung der Ländereien dahin zu bringen, daß Canada nicht nur, auch bei zunehmender Population, sich selbst genüge, sondern sogar eine Kornkammer für England

werde. Durch Aufmunterung der Fischereien gedenkt er aber England von der kostbaren Einfuhr der russischen Fische zu befreien. Er sieht den Pelzhandel, so wichtig er auch bis jetzt für Canada ist, stets als jenen großen Gegenständen untergeordnet an; und zwar sicher mit Recht, da durch eine größere Bevölkerung der vasten Wildgegenden diese Jagden stets prekärer werden müssen.

Dieses thätige und kluge Benehmen Englands hat es denn dahin gebracht, daß bereits vor ein Paar Jahren die Volksmenge der Europäer dort auf 170000 gestiegen war, wovon 140000 für Unter-Canada, und 30000 für Ober-Canada gerechnet wurden.

Bevor wir zu den Bewohnern dieser großen Länder kommen, werden folgende Hauptangaben der übrigen hier gelieferten brittischen Besitzungen nicht unwillkommen seyn, da auch sie einen Theil der Heimath der zu beschreibenden Völker ausmachen.

Schon zuvor war des gleichfalls unter brittischer Hoheit stehenden großen, öden Landes Labrador erwähnt; ein Dreieck von gegen 20000 Quadratmeilen, dessen Gebirge, die östlichen Enden des Seitenzweiges jenes Bergmeridians, mehrere kleine Flüsse theils in den Hudsons-Meerbusen, theils zum Lorenz-Fluß hinabsenden.

Neu-Schottland, von den Franzosen vormals Acadien genannt, durch das atlantische Meer in Osten, Süden und Westen, und durch den großen Lorenzstrom in Norden und Nordwesten begränzt, ward von dem Florentiner Verazzani 1524 für Frankreich entdeckt. Es ist eine Halbinsel, mit Inbegriff vom Cap Breton 1959 Quadratmeilen groß, die durch die tief eindringende Bay Fundy, vermittelst einer nur etwa 4 Seemeilen breiten Landenge mit dem festen Lande, dem an Canada gränzenden Neu-Braunschweig zusammenhängt. Daher denn auch zwei Gouvernements, Neu-Braunschweig, und Neu-Schottland; auf jenem die Stadt gleiches Namens, auf diesem Halifax unter 44° 40′ n. B. und 63° 30′ westl. von London. Neu-Schottland ward von den 3000 dorthin transportirten Familien bevölkert.

In Osten ist die langgestreckte Insel St. John; das sogenannte rothe Meer (Red sea) trennt sie vom Hauptlande. Neu-Schottland selbst wird in Osten durch den höchst schmalen Kanal von Canso (Gat of Canso) von der berühmten, vielfach und tief vom Meer zerschnittenen Insel Cap Breton getrennt; letztere hält nur 112 Quadratmeilen.

Dies rauhe Land, dessen Gebirge mit unermeßlichen Waldungen bedeckt sind, hat ein außerordentlich heißes Klima, ist aber dennoch von mehr als 50000 großentheils Europäern bewohnt, hat sehr malerische Küsten und Ansichten, und zugleich vortreffliche Häfen. Die Einfahrt in die schöne Bay von Annapolis

(in N.W.) ist prächtig, so wie der Hafen Minos; der Eingang in letztern bietet aber am Cap Splitt durch seine säulenförmigen, wahrscheinlich basaltischen, Felsen, einen romantischern Anblick dar.

Neu-Schottland ist durch seine großen Fischereien nicht viel minder werth als die reiche Insel Neuland (Newfoundland), wovon wir bei den Erzeugnissen dieser Weltgegenden bestimmter reden werden. Auch ist der Handel mit dem trefflichsten Bauholz von großer Wichtigkeit, und unter den hiesigen Bäumen verdient besonders der Zuckerahorn erwähnt zu werden, da die Quantität des daraus erzielten Zuckers bedeutend ist.

Ebenfalls ist hier der Handel mit Peltereien von Wichtigkeit; denn Neu-Schottland hat die meisten Pelzthiere mit Canada gemein.

Auf Neu-Schottland machte ein englischer Pächter den glücklichen Versuch, das starke Moose-Thier gleich dem Rennthiere zu zähmen, und sich seiner zum Vorspann zu bedienen. Ein englischer Officier, Herr Finukane, der mir diese merkwürdige Thatsache berichtete, sah im Jahre 1784. wie der Eigenthümer von diesem Thiere alle Vortheile eines guten Zugpferdes genoß. Warum sucht man nicht unsern Hirsch ebenmäßig zu zähmen?

Auch die nahe gegenüber gelegene unfruchtbare Insel Cap Breton, welche der treffliche und unglückliche St. Humphrey Gilbert entdeckte, verdient hier angezeigt zu werden. Sie ward merkwürdig wegen der vormaligen starken Festung Louisbourg, dem ehemaligen Hauptsitz der französischen Fischereien; jetzt ist sie geschleift; auch findet sich hier ein mächtiges Lager von Steinkohlen, die, wie Pennant sagt, das Newcastel von Amerika werden könnten.

2) Die Original-Bewohner, die Indianer.

So trefflich nun auch diese Bemühungen sind, Canada in ein bedeutendes kultivirtes Land umzuschaffen, so schmerzt es doch sicher den Menschenfreund, die Eingebornen, die Indianer hierbei so wenig gewinnen zu sehen. Zwar hatte wirklich der edle Simcoe den Plan, sie durch die katholischen Priester zu civilisiren; allein die traurige, den dortigen Handels-Compagnien für einträglich gehaltene Gewohnheit, die Indier mit Rum und andern starken Wassern reichlich zu versehen, vergiftet sie, schwächt ihre Gesundheit, und vermindert auf vielfache Weise ihre Anzahl fast mit jedem Jahre.

Die Original-Bewohner nehmen aber, wie sich dies besonders bei den amerikanischen vereinigten Staaten zeigt, überhaupt an Anzahl ab. In Unter-Canada haben indeß die französischen Einwohner sich hin und wieder mit ihnen durch Heirathen vermischt. Es ist dadurch eine Mittelschlacht entstanden,

der man ihren Ursprung ansehen kann. Hierdurch steht es zu hoffen, daß die sogenannten Wilden einen höhern Grad von Häuslichkeit erreichen werden, so wie gleichfalls Weld bezeugt, daß die Mährischen Brüder einigen Eingang mit ihren Lehren bei ihnen gefunden haben, und sie hierdurch auf eine erste Stufe der Civilisation zu führen bemühet sind.

Welche Stämme dieser Original-Bewohner Canada vorzüglich besitzt, wie sie dort noch jetzt ihr Leben führen, dies verdient hier, wo nicht ein genaues Detail, doch eine allgemeine Uebersicht.

Vergleicht man die berühmtesten Schriftsteller über die nordamerikanischen Eingebornen, so findet man große Schwierigkeiten, sie zu vereinigen. La Hontan gab zu seiner Zeit nicht weniger als 45 verschiedene Völkerschaften der Indier an; dennoch ließ sich diese große Anzahl durch la Potterie u. a. vermehren.

Hieran ist theils der Mangel der Sprachkunde und der richtigen Beobachtung schuld, theils aber auch die so oftmals verwechselten, oder die vielfachen, ein und derselben Völkerschaft beigelegten Benennungen. Hierdurch erscheinen mehrere Stämme von ein und derselben Nation als völlig verschiedene Völker.

Für uns sey es hinreichend, außer dem Charlevoix, Lafiteau, la Hontan und einigen neueren Reisenden, z. B. Carver, Loskiel und Makenzie, vorzüglich unsern seltenen Gatterer und den gelehrten Smith-Barton zu benutzen, besonders da Letzterer als dortiger Landesbewohner die beste Gelegenheit hat, sich mit seinem Lieblings-Studium, mit der Ethnographie von Amerika, vertraut zu machen.

Gatterer theilte die Amerikaner, welche den hier beschriebenen Erdstrich bewohnen, in folgende fünf Hauptvölker: 1) Esquimoes; 2) Huronen; 3) Schippewäer; 4) Winnebagoer und 5) Nadowessier oder Sioux. Unter den Huronen begreift er sodann den ganzen berühmten Bund der fünf oder vielmehr der sechs Mohawkischen Nationen; unter deren Schutz- und Bundesgenossen befanden sich dann gleichfalls die Delawaren; zu den Schippewäern hingegen rechnet er die Monsonis, den schon oben umständlich angeführten Völkerstamm der Knistenaux, ferner die Nipegomier, die Algonkins, die Ottowäer, die Ottogamier und die Sakier. Die Nadowessier oder Sioux zerfallen gleichfalls unter zwei Hauptzweigen, den Fluß-Nadowessiern und den die Ebenen bewohnenden, in 12 verschiedene Völkerschaften, mit deren Namen der Leser verschont bleiben mag, da hier außerdem so viel Schwankendes Statt findet.

Smith-Barton stellt an die Spitze der nordamerikanischen Nationen die Delawaren, von welchen bereits vorbin bemerkt ist, daß sie sich selbst den Ehrennamen der Ur-Nation (Lenni-Lennape) oder da Lenni überhaupt etwas Allgemei-

nes anzeiget, wohl der allgemeinen, überall verbreiteten, sich überall vorfindenden Nation, beilegen. Die Delawaren rühmen sich noch stets, vormals ein sehr mächtiges Volk gewesen zu seyn, das von der Seeküste weit nach Süden und Osten verbreitet war.

Auch gestehen ihnen die meisten der übrigen indischen Stämme ein sehr hohes Herkommen und Alter zu. Alle übrige Indier, die fünf Nationen ausgenommen, beehren die Delawaren mit den Namen ihrer Großväter. Und sogar die fünf oder sechs Nationen nennen sie ihre Onkel; ja alle Nationen im Süden und im Westen nennen die Delawaren, das Volk gegen die aufgehende Sonne (herstammend).

Von allen indianischen Nationen, von Massachusets an bis zum Missisippi, und zwischen den Seen von Canada und dem Ohio, hatten ferner nur allein die Delawaren und der Bund der fünf Nationen das Vorrecht, eine allgemeine (also wohl National-) Versammlung zusammen zu rufen.

Die große Verbreitung der Sprache der Delawaren oder wenigstens verschiedener Dialekte derselben, spricht für die ehemalige Größe dieses Volks.

Zwar hatte der Bund der fünf Nationen Alles angewandt, sich über sie zu erheben. Ein Delawar-Krieger drückte sich hierüber im Fort Pitt in der Versammlung der Häupter des Bundes, im Jahre 1777, sehr naiv auf folgende Weise aus:

„Ich erinnere mich gar wohl, wie man mir ehemals meine „Beine abgehauen, und mich dadurch in ein Weib verwandelt hat, daß man mir einen Unterrock anlegte, und mir „andere Beschimpfungen anthat; jetzt sind mir aber meine Beine wieder gewachsen; ich habe meinen Unterrock weggeworfen und wiederum Beinkleider angezogen, und weiß „sehr wohl, daß das Land jenseit des Allegany-Flusses mein „Eigenthum ist."

Seit dieser Epoche haben die Delawaren von neuem ein großes Gewicht unter den amerikanischen Völkern bekommen. Loskiel schreibt es besonders der Klugheit eines Oberhaupts der Delawaren, dem Netawatwees zu, daß diese Nation von neuem so viel Ansehn erhalten hat.

Bisher hatten sich die fünf Nationen die Oberherrschaft über alle Stämme anzumaßen gesucht. Sie hatten sich gleichfalls das Vorrecht vorbehalten, Land an die Weißen zu verkaufen.

Allein seit den letztern Jahren haben die westlichen Nationen die Absichten dieses ränkevollen Bundes eingesehen und drohen ihm den Untergang, sobald er sich nicht mit ihnen vereinigen will.

An der Spitze dieser neuen Conföderation stehen nun die Delawaren, welche selbst wiederum, dem Loskiel zufolge, in drei Stämme oder Völkerschaften zerfallen. Sie schreiben auf gewisse Weise jenen fünf Nationen Gesetze vor. Die Wyandot-

Indianer, welche im Jahre 1751 ein enges Bündniß mit den Delawaren schlossen, und ihnen vieles Land zugestanden haben, sind daher zugleich ihre Schutzherren. Die Wyandots, welche um Fort St. Joseph und Detroit wohnen, sieht Smith-Barton an, als ob sie einen und denselben Grundstamm mit den fünf Nationen haben.

Diese berühmte Conföderation, sie gibt sich selbst den Titel des starken (oder mächtigen) Hauses, besteht aus den Senekas, den Mohawks, den Onondagos, den Cajugas und den Oneidas-Indianern. Die Franzosen nannten diese fünf Nationen die Irokesen.

Eine sechste, welche sich diesen angeschlossen hat, und weshalb oft das Ganze unter dem Namen der sechs Nationen vorkommt, ist die Nation der Tuscoraras. Durch die Tschekakies aus Nordkarlin vertrieben, sollen sie wegen gemeinschaftlichen Ursprungs und wegen Aehnlichkeit der Sprachen in jenen Bund aufgenommen seyn.

Die Mohawks behaupten, sie seyen die ältesten in diesem Bunde; vielleicht nannte Gatterer deshalb die fünf Nationen überhaupt die Mohawkischen Völker.

Daß aber die Huronen (vom See gleiches Namens so benannt) bei Smith-Barton nicht als ausgezeichnet vorkommen, rührt wahrscheinlich von ihrer jetzigen Unbedeutenheit her. Seit dem Jahre 1650 wurden sie von den Irokesen, Agniern und andern Feinden aufgerieben; man findet sie größtentheils nur in einzelnen kleinen Dörfern unweit Quebeck, wo sie sich unter den Schutz der Franzosen begaben, Christen wurden und ein stilleres Leben führten; Einige haben sich auch am See Erie angesiedelt.

Wie sehr diese Verbindungen aber der Veränderung unterworfen bleiben, sieht man daraus, daß selbst die Mohawks seit dem Kriege von 1757 sich davon getrennt haben. Ein Theil hat sich an dem Lawrenz-Flusse, unweit Niagara, niedergelassen, ein anderer Theil dagegen unweit der Bay Quenti, 40 (engl.) Meilen über Cataraqui, jetzt Kingston genannt.

Der so weit verbreiteten Knisteneaux haben wir schon zuvor umständlich gedacht; auch ist es schon angezeigt, daß sie mit den Algonkins eines Ursprungs sind, wie dies die große Aehnlichkeit der Sprachen zeigt. La Hontan bezeugt, daß unter den 45 von ihm aufgeführten Nationen, 27 diese Sprache reden.

Eine sehr bedeutende Nation, die Schippewäer oder Tschippewäer, verdient aber noch eine besondere Erwähnung. Indeß zeigt sich bei Zusammenhaltung der mühsamen Vergleichstafel des S. Barton und der Wortregister des canadischen Reisenden Long sehr deutlich, daß sie mit den Algonkins eines Ursprungs sind.

Hiernach ist es denn, wie schon zuvor bemerkt ist, unbe-

greiflich, wie das Wörterbuch, welches Long mitgetheilt hat, so durchaus von dem verschieden ist, was Makenzie nachmals von der Sprache eben dieses Volks bekannt machte. Letzterer läßt die Schippewäer, die nach ihm gleichfalls ein zahlreiches Volk sind, aus den Ländern zwischen den 60 und 65 Graden der Breite, und 100 bis 110 Gr. westl. Länge herstammen. So nördlich wohnen sie indeß in unsern Zeiten nicht mehr. Sie sind jetzt hauptsächlich um die westlichen, nord- und südwestlichen Ufer des Obern Sees, besonders zwischen dem Obern See und dem See Michigan, angesiedelt, erstrecken sich aber, wie Makenzie behauptet, sehr weit nach Westen hin, und ihre Gränzen gehen sogar bis zu der Atnah-Nation fort, die jenseit des steinigen Gebirge nicht weit vom Südmeere entfernt sind.

Makenzie beschreibt die Tschippewäer als eine vorsichtige, furchtsame, nüchterne aber plumpe Nation, von schwärzlicher Farbe und groben Gesichtszügen, ohne allen Ackerbau, die auch nicht einmal als Jäger sehr thätig sind, sondern die sich mehr darauf legen, die Thiere durch Schlingen einzufangen. Sie sind nach ihm keine Kannibalen, erschlagen aber kaltblütig ihre Greise, leben in Polygamie, und ihre Weiber seufzen unter hartem Drucke.

Auch diese Nation ist sehr abergläubisch, hängt von den Zauberern ab, hat aber einige Begriffe von Entstehung der Erde und von einem höchsten Wesen.

Die Franzosen nannten die Tschippewäer die Springer (les Sauteurs). In Canada sind besonders die Gegenden zwischen dem See Huron und dem Uttawa-Fluß ihr Jagdrevier.

Endlich müssen hier noch die Sioux der Franzosen, die Nadowessier von Smith-Barton und Carver, erwähnt werden. Dies ist ein sehr zahlreicher Volksstamm, der sich aber auch in mehrere Stämme zertheilt hat; denn Carver behauptet, die Assiniboils seyen ein von ihnen getrennter Zweig. Sie bewohnen hauptsächlich die Gegenden jenseit des Missisippi an beiden Seiten des St. Peters-Flusses. Indeß finden sie sich auch zwischen dem Obern-See und dem Missisippi, und kommen also in Canada vor. Es ist daher sonderbar genug, daß selbst Smith-Barton sich so wenig Auskunft über ihre Sprache verschafft hat; denn in seiner Vergleichungstafel fehlen die meisten Wörter dieser Nation.

Die unzuberechnenden Veränderungen und Trennungen der Wilden machen es, wie Carver selbst bemerkt, unmöglich, nach einem halben Jahrhunderte ihre ursprüngliche Lage zu bestimmen. Für unsere Absicht ist es daher fast mehr als hinreichend, die bedeutendsten Hauptstämme, welche in Canada vorkommen, hier aufgeführt zu haben; wir wollen nun zuletzt versuchen, so weit es möglich ist, eine allgemeine Uebersicht ihres Aeußern, ihrer Sitten, ihrer Denk- und Lebensart zu entwerfen. Manches von dem, welches hier beigebracht werden wird, betrift zum

Theil die Nord-Indianer und die Knisteneaux; denn man darf annehmen, daß mehrere der eigentlichen canadischen Indier tief in jene eingreifen, oder mit ihnen sehr nahe verwandt sind.

Der Körper der canadischen Indier ist wohl gebauet, schlank aber muskulös, oftmals von mehr als mittelmäßiger Größe. Sie tragen ihn mit eben so vieler Festigkeit als Anstand. Er ist von einer bräunlich-röthlichen Farbe, welche freilich durch vieles Anfärben und durch Schmutz ungleich dunkler scheint, als sie es von Natur ist. Indeß gibt es auch hierin Verschiedenheiten; denn einige Nationen, z. B. die Missaguer am Ontario sind dunkler; vorzüglich nimmt dieser Grad der Dunkelheit bei den südlichen Indiern beträchtlich zu. Das andere Geschlecht ist zwar, wie bei uns, von kleinerer Statur, dagegen aber sehr zum Fettwerden geneigt. Da es gleichfalls stets der Sonne und der Witterung ausgesetzt ist, so ist die Farbe nicht sehr von der Farbe der Männer verschieden, außer bei solchen, welche beständig anständiger gekleidet gehen. Die dauernden Arbeiten der Weiber, denn bei den meisten Stämmen der canadischen Indianer liegt ihnen die schwerste Handarbeit auf, macht sie aber vor der Zeit alt. Man sieht selten eine Indianerin von 30 Jahren, die nicht eingefallene Augen, eine runzlichte Stirn und welke Haut hätte, und deren ganze Person nicht höchst widrig wäre. In ihrer Jugend finden sich dennoch hübsche Gesichter unter diesen Squaws, so nennt man in Canada gewöhnlich die indischen Schönen.

Das Gesicht des Indiers zeichnet sich größtentheils aus durch hervorstehende Backenknochen, kleine schwarze Augen und eine kleine spitzige Habichtsnase. Der Mund ist mit schönen Zähnen besetzt, und der Athem ist rein.

Das straffe, lange, schlichte Haupthaar ist schwarz. Gewöhnlich reißen die Indier alles übrige Haar des Körpers aus; die Männer sogar den Bart, denn alle Amerikaner sind bald mehr bald minder bärtig; einige junge Stutzer nehmen selbst die Augenbraunen und Haare der Augenwimpern hinweg. Diese Operation verrichten die von den Europäern sehr entfernt Wohnenden vermittelst zusammen gebogener Hölzer, die Uebrigen aber winden Eisendrath spiralförmig zusammen, und fassen viele Haare auf einmal zwischen den Windungen.

Ihre Sinne sind vortrefflich. Ungeachtet der lange Schnee ihren Augen eben so schädlich seyn sollte, als der stete Rauch in ihren Cabanen, so ist doch ihr Auge von unübertrefflicher Stärke. Eben so fein ist ihr Geruch. Lange zuvor riechen sie ein Feuer, ehe man es gewahr werden kann. Daher rührt bei ihnen der große Abscheu vor starkriechenden Sachen, z. B. Moschus. Auch ihr Ohr hört sehr weit und sehr fein.

Alles dieses sind unstreitig Folgen ihrer einfachen Lebensart, ihres durch tägliche Uebung und tägliche Strapazen gesunden,

festen Körpers. Ihr einziges Streben ist, von der zartesten Jugend an, lediglich auf die bestmöglichste Entwickelung aller körperlichen Talente gerichtet; denn sie halten sich überzeugt, daß hierdurch gleichfalls der Geist des Menschen erhöhet und gestärkt wird. Das kaum geborne Kind wird bei einigen Volksstämmen sofort in kaltes Wasser getaucht, und dann nur in eine Thierhaut oder ein Stück Tuch geschlagen, auf ein Brett, welches mit etwas Moos gepolstert ist, gebunden. So trägt es die Mutter auf dem Rücken an einem breiten Bande, das über ihre Stirn geht. Hat sie häusliche Geschäfte, dann hängt sie das Kind mit dem Brette an den ersten Baumzweig auf, und läßt es dort hin und her schwingen.

Ist das Kind stark genug, auf Händen und Füßen umher zu kriechen, so überläßt man es bei jeder Witterung, durchaus nackend, völlig sich selbst, es wate durch Schnee, Wasser oder Schlamm.

Auf die Art wird der Körper völlig, wie bei jedem andern Thiere, gegen jede Witterung gestählt; er erhält Gelenkigkeit, Stärke und Ausdauer.

Daher sind die Indier denn auch treffliche Springer und Läufer. Zwar haben sich einzelne Europäer gefunden, welche es ihnen auf eine Zeitlang an Schnelligkeit zuvorthaten, und sie gleichfalls im Springen übertrafen; allein so bald es auf einen Weg von vielen Stunden ankam, gewann der Indianer. Dabei tragen sie Gewichte von mehr als 70 Pfund täglich 7 deutsche Meilen, ohne oft den ganzen Tag Nahrung zu sich zu nehmen. Unbeladen gibt es Beispiele, daß junge indianische Eilboten in einem Tage 16 deutsche Meilen zu Fuße zurücklegten; dennoch schienen sie bei ihrer Ankunft nicht ermüdet.

Diese beiden Eigenschaften, nämlich Feinheit und Stärke der Sinne, Festigkeit und dauernde Kraft der Muskeln, wissen sie auf das Bewundernswürdigste auf ihren Jagden und Kriegen zu benutzen. Als genaue Beobachter finden sie da, wo selbst der geübteste Europäer keine Spur eines Wildes oder eines Menschen gewahr wird, die Fährte und den Eindruck des Fußes, und verfolgen hierdurch ihren Gegenstand viele Tage hindurch.

Auf dem weichsten Grase, sagt Carver, auf dem härtesten Sande, ja selbst auf den Steinen wissen sie aus der Bildung der Fußtapfen und der Weite der Schritte zu bestimmen, ob sie von einer Frau oder einem Manne sind, und selbst zu welcher Völkerschaft diese gehören.

Auch leblose Gegenstände verstehen sie hierbei auf das Bewundernswürdigste zu benutzen. Die Sonne, das Gestirn, der Wind, die Bäume, der üppigere Wuchs der gegen Süden gerichteten Zweige, das diese gegen Norden stärker bekleidende Moos, alles dient ihnen zum Auffinden der Wege. Und da

ihnen die Natur zugleich ein sehr glückliches Gedächtniß zugestand, so bringt die Vereinigung dieser Talente kaum glaubliche Phänomene hervor. Sie gehen, sagt Carver, bei klarem oder bedecktem Himmel durch einen Wald oder eine Ebene von mehr als 200 (engl.) Meilen Breite, und treffen genau den Punkt, an welchen sie gelangen wollen.

Bei Vermessungen der Gränzen von Ländern, welche sie an die Europäer abtraten, hat sich mehrmals der Fall ereignet, daß sie die Fehler der Landmesser mit dem Ausdruck verbesserten: „Bruder, dein Instrument hat die Unwahrheit gesagt."

Einem jungen Seneka-Indier legte Weld die Karte von der Provinz Neu-York vor. Nachdem man ihm auf derselben deren jetzigen Standpunkt und die Lage seines Dorfs am Bufalo-Creek angezeigt hatte, begriff er sehr bald, was sie vorstellen sollte. Sofort benannte er dann auf der Karte mit der größten Genauigkeit alle Seen und Flüsse, selbst die, welche an 200 (engl.) Meilen von seinem Dorfe entfernt lagen. Da die indianischen Namen dieser Gegenstände auch unter den Europäern noch die gewöhnlichsten sind, so hätte man es leicht finden können, wenn seine Angaben unrichtig gewesen wären.

Sie zeichen Karten mit Kohlen aus Birkenrinde. Diese Zeichnungen sind zwar sehr hart, allein sie geben die Lage und Weite der Orte, die ihnen bekannt sind, mit vieler Genauigkeit an.

Ein höchst merkwürdiges Beispiel von den Talenten der Indier in dieser Art ist folgendes. Eine, wichtiger Geschäfte halber nach Philadelphia reisende Gesellschaft von Indiern, blieb in Staunton über Nacht. Am folgenden Morgen brach ein Theil derselben früher auf. Die später Abreisenden wurden auf der Heerstraße nach Philadelphia von verschiedenen Einwohnern der Stadt zu Pferde begleitet. Nachdem man der Heerstraße einige Meilen gefolgt war, lenkten sich plötzlich die Indier davon ab, und drangen seitwärts in den Wald, ohne irgend einen Weg vor sich zu haben. Als die darüber in Verwunderung gesetzten Begleiter ihnen begreiflich zu machen suchten, sie würden sowohl den Weg als die frühere Hälfte ihrer Gesellschaft verfehlen, antworteten sie bestimmt, sie kennten den kürzesten Weg nach Philadelphia hin besser, und ihre Landsleute hätten sicher eben diese Richtung gewählt. Von nun an folgten sie stets ihrem eigenen Gange durch das Dickigt, und einige der Begleiter, welche sie aus Neugierde begleiteten, wunderten sich nicht wenig, als sie fanden, daß sie wirklich mitten im Walde auf die früher abgereiseten Indier stießen. Man maß nachmals die Richtung der Indier auf einer Karte nach, und fand, daß ihr Weg nach Philadelphia so genau war, als wäre er vermittelst eines Compasses gezogen. Wahrscheinlich, sagt Weld, hatten sie sich von Andern ihrer Nation, welche nach Philadelphia gereiset waren, genau die Richtung von ihrem Wohnsitze dorthin

erzählen lassen, und diese nie aus den Augen verloren, ob sie gleich bereits 300 (engl.) Meilen durch den Wald zurückgelegt hatten, und ihnen noch 400 zu machen übrig waren.

Selbst auf dem Meere äußern sie ähnliche Fertigkeiten; auf offner See fuhren die Indier von Neu-Schottland ohne Compaß dreißig Meilen, und landeten genau an dem Theile der Küste von Labrador, wo sie ihre Feinde, die Esquimaux, aufsuchen wollten.

Auch anderweitige Talente hat ihnen die Natur nicht versagt. Sie haben in manchem Betracht wirklichen Kunstsinn. Die Arbeiten, welche besonders die Weiber beim Ausnähen, Sticken und Schmücken ihrer Mokossins (Schuhe) zeigen, sind bewundernswerth. Die hierbei sehr geschickt angebrachten Stacheln des Stachelschweins sind auf das schönste durch, zum Theil noch jetzt uns unbekannte, Pflanzensäfte gefärbt.

Sie besitzen zugleich guten natürlichen Verstand, sehen Dinge, welche man ihnen begreiflich machen kann, jedesmal sehr richtig ein, und dringen stets auf den Hauptzweck der Sache. Hierbei übereilen sie sich nie, hören ruhig den ganzen Verlauf der Umstände, und urtheilen dann erst mit eben so vieler Ueberlegung als Bescheidenheit. Sie widersprechen daher fast niemals gerade zu; und wenn ihnen der Erzähler übertriebene, unglaubliche Dinge vorsagt, so antworten sie nur: „Bruder, wir „zweifeln nicht, daß Du dasjenige, was Du erzählst, selbst für „wahr hältst, nur kommt es uns unglaublich vor.“

Folgendes Beispiel ihrer Bescheidenheit führt der große Franklin an; es zeigt zugleich ihre Art, wie naiv sie sich über ihnen durchaus fremde Gegenstände ausdrücken, und wie sie von dem Ursprunge einiger Hauptbedürfnisse des Lebens denken.

Ein schwedischer Geistlicher hatte die Oberhäupter der Indier am Susquehanna versammelt, und machte sie in einer Rede mit den Hauptsätzen der christlichen Religion bekannt. Er sprach demnach von dem Sündenfall durch das Essen des Apfels im Paradiese; von der Menschwerdung Christi, von seinem Leiden, von seinem Versöhnungstode u. s. w. Die Indier hörten die ganze Rede ruhig an, und nachdem sie beendigt war, sagte einer ihrer Anführer zu dem Missionair: „Was Du uns gesagt „hast, ist alles sehr gut. Es ist allerdings übel, die Aepfel zu „essen, denn es ist besser Apfelwein (Cyder) daraus zu berei„ten. Wir sind Dir sehr verbunden, daß Du so weit hergekom„men bist, um uns Dinge zu erzählen, die Du von Deiner „Mutter gehört hast. Wir wollen Dir nun dagegen gleichfalls „das vortragen, was wir von der unsrigen hörten.“

„Im Anfange, fuhr er fort, lebten unsre Vorfahren nur „allein von dem Fleische der Thiere. Fiel nun ihre Jagd schlecht „aus, so liefen sie Gefahr Hungers zu sterben. Zwei junge

„Jäger hatten eines Tages einen Hirsch erlegt, und machten „Feuer an, um verschiedene Theile davon zu braten, als sie auf „einmal ein sehr schönes junges Frauenzimmer aus den Wol„ken zu ihnen herabsteigen sahen. Sie setzte sich auf jenen „blauen Bergen nieder, welche Du hier vor Dir siehest. Die „Jäger hielten es für anständig, ihr das Beste von ihrem ge„bratenen Hirsche anzubieten, nämlich die Zunge. Sie kostete „davon mit vielem Wohlbehagen, und sagte: Diese Höflichkeit „soll Euch belohnt werden. Kommet nach dreizehn Monden „wieder hierher, und ihr werdet sodann etwas vorfinden, das „Euch und Eure Kinder bis in die späte Nachwelt ernähren wird."

„Die Jäger kehrten nach der bestimmten Zeit an denselben „Ort zurück, und fanden Pflanzen, die sie nie zuvor gesehen „hatten, die aber seit dieser ältesten Zeit fortdauernd von uns „nun gebauet werden. Wo die rechte Hand des jungen Frauen„zimmers die Erde berührt hatte, war Maiz (indisches Korn) „gewachsen, zu ihrer linken Hand standen Bohnen, und da, wo „sie gesessen hatte, war Tabak aufgeschossen."

Der gute Missionair, ärgerlich über die ihm erzählten Erdichtungen, sagte: „Was ich Euch vortrug, waren heilige „Wahrheiten, allein was Ihr mir jetzt erzählt, ist ja eitel Trug „und Lüge."

Die Indier fanden sich hierdurch beleidigt, und erwiederten: „Bruder, es scheint uns, als wenn Deine Anverwandten Dir „durchaus keine gute Erziehung gegeben haben, und Dich die „Regeln der gemeinen Höflichkeit nicht gelehrt. Du sahest, daß „wir ruhig Deinen Geschichten Glauben beimaßen, warum ver„sagst Du diesen jetzt den unsrigen?"

In ihren Reden bedienen sich die Indier, gleich mehreren früheren Nationen, häufiger Bilder und Allegorien, aber es herrscht darin oftmals sehr viel Nachdruck.

Als einige Oberhäupter des Bundes der fünf Nationen vor mehreren Jahren nach London gesandt wurden, um dem König Georg II. aufzuwarten, wurden sie bei ihrer Rückkunft von ihren Landsleuten in einer waldigen Gegend im Beiseyn mehrerer Engländer gefragt, wie viele Wohnungen (Häuser; Cabanen) London enthalte. Sie antworteten: „Kannst Du die Bäu„me des Waldes zählen?" Und als jene ferner die Zahl der dortigen Einwohner zu wissen verlangten, erwiederten sie: „Kannst Du die Blätter zählen?"

Ein Indier, der einen Vater um seine Tochter anspricht, macht auf folgende Art seinen Antrag:

„Vater, ich liebe Deine Tochter; willst Du mir sie geben, „damit die zarten Wurzeln ihres Herzens sich so mit dem mei„nigen verschlingen, daß der stärkste Wind, der bläst, sie nie„mals trennen kann?"

Als der Cap. Carver den Frieden zwischen den Tschippe-

wäern und Nadowessiern wieder hergestellt, dankten ihm die Oberhäupter der Letztern in einer ziemlich langen Rede. Unter andern sagten sie ihm darin:

„Wir danken Dir für das, was Du gethan hast, Frieden „zwischen den Nadowessiern und Tschippewäern zu stiften; wir „hoffen, daß Du, wenn Du zurückkommst, dies gute Werk „vollenden, und ganz die Wolken vertreiben wirst, die noch über „uns schweben, um den blauen Himmel des Friedens zu öffnen, „und die blutige Axt tief unter die Wurzeln des großen Baums „des Friedens zu begraben.“

Um eine Völkerschaft zum Kriege anzufeuern, reden die Anführer sie gewöhnlich auf folgende oder ähnliche Weise an:

„Die Knochen Eurer im Kriege gebliebenen Landsleute lie„gen unbedeckt; sie fordern uns auf, ihr Unrecht zu rächen, und „es ist unsere Pflicht, ihnen zu gehorchen. Ihre Geister schreien „zu uns, wir müssen sie besänftigen. Höhere Geister, die Wäch„ter unserer Ehre, flößen uns den Entschluß ein, die Mörder „unserer Brüder aufzusuchen. Laßt uns gehen, sie zu erschla„gen. Sitzt daher nicht länger unthätig, folgt dem Triebe Eu„rer angebornen Tapferkeit; salbt Euer Haar; bemalt Euer „Antlitz; füllt Eure Köcher; laßt die Wälder von Eurem Ge„sange wiederhallen; tröstet die Geister der Getödteten, und ge„lobt ihnen Rache.“

Glaubt man doch beinahe, einen der Helden Homers reden zu hören!

Aus den frühern Zeiten, da die Franzosen Herren von Canada waren, bleibt die Rede des G r a n g u l a, des Oberhaupts der Irokesen, stets merkwürdig. Sie gibt zugleich Anlaß, mehrere Gebräuche der Indier zu erläutern.

Der Gouverneur von Neu-Frankreich, la B a r r e, befürchtete einen Anfall der Irokesen (der fünf Nationen), weil Letztere sich nicht ohne Ursache gekränkt hielten. Da unter den Franzosen viele Krankheiten herrschten, und die Irokesen hiervon Nachricht eingezogen hatten, so sandte l a B a r r e einen Friedensgesandten unter einer beträchtlichen Eskorte an die Oberhäupter der Irokesen ab, um wo möglich sie zu beruhigen.

G r a n g u l a, eines ihrer Oberhäupter, ließ sich bewegen, mit 30 jungen Kriegern zu den Franzosen zu kommen; die Zusammenkunft der Franzosen und Indier hatte zwischen den Armeen beider Statt.

L a B a r r e suchte in einer Rede an die Indier die Unschuld der Franzosen und das Unrecht der Indier darzuthun. Er drohete zugleich, daß wenn Letztere fortführen, die mit den Franzosen alliirten Indier zu bekriegen, so sey er genöthiget, Repressalien zu gebrauchen, und die Irokesen mit seiner ganzen Macht anzugreifen.

G r a n g u l a hatte während der Rede des la B a r r e, den

die Irokesen aus Achtung Onuntio, d. i. Großer Berg, nannten, mitten unter seinen Kriegern, mit der Pfeife im Munde, sich niedergesetzt. Die große Friedenspfeife, das Calumet, stand ihm nebst dem Wampum gegenüber.

Wampum ist ein irokesisches Wort, und bedeutet, wie Loskiel sagt, eine Seemuschel. Gewöhnlich versteht man jetzt darunter einen Gürtel oder eine breite lederne Schnur, welche mit Korallen, die aus der Venus-Muschel (Venus mercenaria Linn.) geschnitten sind, besetzt ist. Diese Schnüre dienen den Wilden als Gedenkschriften, und es ereignet sich keine bedeutende Begebenheit unter ihnen, ohne daß eine oder mehr solcher Denkschnüre dabei niedergelegt würden. Man nennt sie bei den Engländern daher Belt of Wampum, Wampum-Gürtel. Die mit violetten (aus dem Innern der Muschel geschnittenen) Korallen besetzten Schnüre sind kostbarer, als die von weißen Korallen; zuweilen sind sie von solcher Länge, daß man sie nach Ellen und Klaftern mißt; daher dann ein Fathom of Wampum; gewöhnlicher ist ein String, eine Schnur von Wampum. Die Indianerinnen zieren diese Denkschnüre mit allerhand Figuren, welche denn auf den Inhalt des Vortrags oder der Sache (hieroglyphisch) Bezug haben müssen. Nur ein Kriegs-Wampum darf etwas Rothes an sich haben.

Das Calumet oder die Friedenspfeife ist etwa 4 Fuß lang. Das Rohr ist von schwarzem leichten Holze, der Kopf, 6 bis 8 Zoll weit, bei 3 Zoll Höhe, ist von rothem Marmor, der von den sehr entfernten Gebirgen am Mississippi gebracht wird. Da die rothe Farbe sich nicht zum Frieden schickt, so wird er mit weißer Farbe-Kreide überstrichen. Das Pfeifenrohr ist gewöhnlich mit hieroglyphischen Figuren bemalt, oder mit schönen Bändern umwunden, welche selbst wieder mit Korallen geschmückt sind, zuweilen ist es auch mit gefärbten Stacheln oder mit bunten Federn geziert.

Nach beendigter Rede des Franzosen durch den Dollmetscher, trat nun Grangula auf, und hielt eine Rede, wovon das Hauptsächlichste in Folgendem bestand:

„Onuntio, ich ehre Dich; alle Krieger, die mich begleiten, ehren Dich gleichfalls. Dein Dollmetscher hat Deine Rede beendigt, ich will die meinige anfangen. Meine Stimme läuft zu Deinem Ohr. Höre meine Worte!“

„Onuntio, Du mußt glauben, da Du von Quebek abgegangen bist, die Sonne habe alle Wälder verbrannt, oder der See sie dergestalt überschwemmt, daß unsere Cabanen gänzlich mit Wasser umgeben sind, wodurch es uns unmöglich würde, heraus zu gehen. Du bist jetzt aus Deinem Irrthum gebracht, weil ich und meine Krieger hierher kommen, Dich zu versichern: daß die Tsonontaner, Goyoguaner, Ononyuthen und Agnier noch nicht umgekommen sind. Ich danke Dir in ihrem Namen,

„daß Du die Friedenspfeife wieder auf ihre Länder gebracht hast,
„die Deine Vorfahren von ihren Händen erhalten haben; daß
„Du die mörderische Streitaxt, die so oft von dem Blute der
„Franzosen roth geworden ist, unter der Erde hast liegen lassen."

„Höre, Onuntio, ich schlafe nicht; ich habe die Augen „offen, und die Sonne, die mich erleuchtet, läßt mich an der „Spitze einer Schaar von Kriegern einen großen Hauptmann „entdecken, der im Traume redet. Er sagt, er habe sich die„sem See nur genähert, um mit den Onontaguern aus der „großen Friedenspfeife zu rauchen. Grangula aber weiß ge„gentheils vielmehr, daß es nur geschehen ist, ihnen die Köpfe „einzuschlagen, wenn so viele Franzosen nicht krank wären."

„Höre, Onuntio, unsere Weiber hätten die Kopfschlager, „(Macanes, kurze Keulen) genommen, unsere Kinder und Greise „trügen Bogen und Pfeile nach Deinem Lager, wenn unsere „Krieger sie nicht zurück gehalten hätten, als Dein Abgesandter „in meinem Dorfe erschien. Davon habe ich nun geredet."

„Höre, Onuntio, wir haben keine Franzosen geplündert, „als diejenigen, welche Pulver und Blei und Kugeln den Uta„miern und Illinesen, unsern Feinden, zuführten. Wir haben „es gemacht wie die Jesuiten, welche alle Branntweinfässer zer„schlagen, die man in unsere Dörfer bringt, aus Furcht, die „Besoffenen möchten ihnen die Köpfe einschlagen."

„Wir haben den Utamiern und Illinesen die Köpfe einge„schlagen, weil sie die Friedensbäume abgehauen. Sie sind ge„kommen und haben große Castorjagden in unsern Ländern an„gestellt, und die Männchen und Weibchen (der Biber), wider „die Gewohnheit aller Indier, weggeführt. Wir haben weniger „gethan als die Franzosen und Engländer, welche ohne Recht „die Länder, die sie besitzen, vielen Völkerschaften weggenom„men, welche sie aus ihrem Lande gejagt, um Dörfer, Städte „und Festungen daselbst zu bauen. Dieses Wampum bestätiget „mein Wort."

„Höre, Onuntio, meine Stimme ist die Stimme der „fünf irokesischen Cabanen. Höre, was sie Dir antworten. Als „sie die Axt zu Catarakui in Gegenwart Deines Vorgängers „mitten im Fort begruben, so pflanzten sie an eben den Ort den „Friedensbaum, daß er daselbst sorgfältig erhalten würde; da„mit dieses Fort anstatt eines Aufenthalts der Krieger, nur ein „Aufenthalt der Kaufleute seyn sollte; daß anstatt der Waffen „und der Kriegsbedürfnisse nur Kaufmannswaaren und Castore „hineingebracht werden sollten. Höre, Onuntio, nimm Dich „in Acht, daß eine so große Anzahl Krieger, als diejenige, die „hier ist, sich nicht in einem so kleinen Fort eingeschlossen finde, „und dadurch jenen Baum ersticke. Es würde Schade seyn, „wenn man ihn, da er so leicht Wurzel geschlagen, hindern „wollte zu wachsen, und mit seinen Zweigen Dein und unser

„Land zu decken. Ich versichere Dich im Namen der fünf Na-
„tionen, unsere Krieger werden unter seinen Blättern den Tanz
„des Calumets tanzen, sie werden ruhig auf ihren Matten blei-
„ben, und die Axt nicht wieder ausgraben, um den Friedens-
„baum abzuhauen, so lange nicht ihre Brüder, Onuntio und
„Corlar (der englische Gouverneur) zusammen genommen oder
„einzeln es unternehmen werden, die Länder anzugreifen, welche
„der große Geist unseren Vorfahren zugetheilt hat. Dieser Wam-
„pum-Gürtel enthält (bestätigt) mein Wort, und dieser zweite
„die Macht, welche mir die fünf Nationen gegeben haben."

So bedächtig die Indier auch bei solchen Vorträgen sind, so fehlt es ihnen dennoch durchaus nicht an der Fähigkeit, schnell und oft witzig zu antworten. Ein Utavas-Indier, ein großer Trunkenbold, ward, als man ihm über seine übermäßige Neigung zum Rum Vorstellungen machte, gefragt: ob er wohl wisse, woraus der Rum gemacht würde? Er antwortete: „Das
„starke Wasser müsse ein Extract aus Zungen und Herzen seyn;
„denn wenn ich es getrunken habe, setzte er hinzu, so fürchte
„ich mich vor nichts, und rede, daß es ein Wunder ist."

Schon in den hier beigebrachten Proben von den Talenten der Indier entdeckt man mehrere Hauptzüge ihres Charakters.

Unter denselben zeichnet sich der Sinn der Freiheit, der gänzlichen Unabhängigkeit, besonders aus.

Die mehresten dieser Nationen haben temporäre, durch die Wahl bestimmte Oberhäupter; denn Oberherren kann man sie nicht eigentlich nennen. Ein Oberhaupt, Sachem oder Chief der Delawar-Nationen, ist eigentlich, nach Loskiels Ausdruck, nur der erste Mann unter seines Gleichen. Ein solcher Chief muß für seinen Unterhalt selbst sorgen. Da er indeß oftmals Fremde bewirthet, so kömmt man ihm freiwillig mit Lebensmitteln zu Hülfe. Er wird von seinem Stamme erwählt; er darf durchaus kein Fremder seyn, selbst nicht einmal aus einem andern Stamme eben desselben Volkes. Er hat wiederum seine Räthe, theils versuchte Kriegsmänner, theils andere erfahrne Alte; auch sind die übrigen wohlhabendsten Hausväter der Nation als Stützen des Oberhaupts, oder Sachems, anzusehen.

Der Sachem ist denn zwar berechtigt, Zwistigkeiten zu schlichten; allein Zwangsmittel darf er dabei nicht wagen, er würde sonst Gefahr laufen, von Allen verlassen zu werden. Bloß durch gründliche, freundschaftliche Vorstellungen muß er das Volk zu regieren suchen. Nur die Unordnung, welche der Trunk hervorbringt, kann er mit mehrerer Härte ahnden, und den Gebrauch der starken Getränke verbieten. Indeß sind die Oberhäupter auch selbst hierin oft zu nachsichtig. Gewöhnlich sind diese Chiefs gütig und gastfrei.

Jedes Unternehmen, was die Nation angeht, wird im Rathe

vorgetragen. Das Oberhaupt redet indeß darin nicht selbst, sondern es hat seinen Sprecher. In den wichtigsten Angelegenheiten, nämlich bei Kriegserklärungen oder Friedensschlüssen mit andern Völkern, kann der Rath und durch ihn der Sachem zwar Frieden schließen, aber nicht den Krieg ohne Einwilligung der Generale oder Capitaine erklären. Nur ein solcher, der wegen seiner anerkannten Tapferkeit und Erfahrung zum Anführer im Kriege erwählt ist, kann den Krieg anfangen, aber er hat dagegen wiederum nicht das Recht, dem Kriege Einhalt zu thun, oder Frieden zu schließen.

Die Irokesen, oder die sechs Nationen, ja die meisten der übrigen indianischen Völkerschaften, welche in Canada vorkommen, haben ähnliche Einrichtungen. Die sechs Nationen bilden gleichsam sechs verbündete Republiken, deren jede ihre Sachems, oder Oberhäupter hat. Jede Republik zerfällt dann wie bei andern Indiern in Nationen, in Stämme, welche sich gewöhnlich den Namen irgend eines Thiers wählen; sie nennen sich z. B. der Wolf, die Schildkröte u. s. w. Zu Onondago hält dieser Bund seine allgemeine Versammlung, oder wie sie sprechen, sein großes (gemeinschaftliches) Feuer; dort wird alles Wichtige, was den ganzen Bund angeht, entschieden, und daher darf jede andere Nation in dieser Rücksicht nur sich dorthin allein wenden; denn es würde Mißtrauen erzeugen, mit den Chiefs einer einzelnen Nation dieses Bundes unterhandeln zu wollen.

Diesen Trieb nach Unabhängigkeit und der völligen Freiheit, suchen die Indier auf jede nur mögliche Art zu befördern.

Selbst in der frühesten Jugend bereiten sie sich deßfalls schon vor, Schmerzen und anhaltende Leiden zu ertragen. Die Kinder bleiben sich stets selbst überlassen, und von den Aeltern werden sie auf keine Weise beschränkt, viel weniger aber hart behandelt oder durch Schläge zurechte gewiesen. Den Knaben gibt man sehr früh Bogen und Pfeil in die Hände; man läßt sie stets mit einander kämpfen, und der Ueberwundene verschmerzt den Sieg seines Gegners sehr schwer. Die Väter reden ihnen beständig nur von den Großthaten der Voraltern, und feuern ihren Ehrgeiz, ihren Muth und ihre Rachsucht gegen die Feinde der Nation bei jeder Gelegenheit auf das lebhafteste an. Sogar den Mädchen sucht man hohes Gefühl für Unabhängigkeit beizubringen. Die höchste Strafe, welche die Aeltern den Töchtern bei groben Vergehungen anthun, besteht darin, daß sie dieselben mit Wasser besprützen. So unbedeutend diese Züchtigung uns auch scheinen mag, so ist sie den jungen Indianerinnen äußerst empfindlich. Man hat Mädchen gesehen, welche sich darüber das Leben nahmen.

Du sollst keine Tochter mehr haben, sagte nach

solcher Bestrafung die Tochter zu ihrer Mutter, verließ sie, und erhing sich.

Dieser hohe Ehrgeiz und Freiheitssinn bringt aber auf einem andern Wege oftmals Besserung bei den Kindern zuwege. Eine Mutter, die über die Unart der Tochter gerührt war, und deshalb Thränen vergoß, sagte zu der Tochter, die nach der Ursache ihrer Thränen fragte: „Du entehrst mich;" und dies bewirkte sofort die Besserung.

Um die Knaben zu der großen Hauptbeschäftigung des Mannes, zu dem Kriege, vorzubereiten, läßt man sie außer jenen Waffenübungen oft sehr lange fasten. Sie ertragen dieß nicht nur mit vieler Geduld, sondern sie setzen sich sogar freiwillig großen Schmerzen aus. Man sieht junge Knaben, welche sich ihre Arme an einander binden und zwischen dieselben glühende Kohlen legen; derjenige wird dann laut gepriesen, der den brennenden Schmerz am längsten, ohne eine Miene zu verziehen, erträgt. Sogar Mädchen unterziehen sich zu Zeiten dieser Feuerprobe. Ein solches Abhärten gegen jeden Schmerz bewirkt dann bei den Männern, wie wir sogleich sehen werden, fast übermenschliche Unempfindlichkeit bei den unerhörtesten Qualen der Kriegsgefangenen. Bei dem andern Geschlechte erzeugt es hingegen das völlig ruhige Ertragen der schweresten Niederkunft. Es würde für eine Indianerin entehrend seyn, bei der Entbindung zu klagen, oder nur einen Seufzer hören zu lassen.

So übertriebene Begriffe von Ehre, Ungebundenheit und Gleichheit lassen die Indier auf alle übrige Nationen, welche sich unter das Joch irgend eines andern Volks, eines Großen oder gar eines Unterdrückers beugen, mit tiefer Verachtung herabsehen, und selbst bei der Ueberlegenheit der Talente, die sie bei uns Weißen täglich erfahren, halten sie sich dennoch weit über uns erhaben.

Daher entspringt bei ihnen vorzüglich die große Verachtung der Neger. Völlig unbekannt mit den schändlichen Mitteln, wodurch diese Unglücklichen in den Sklavenstand gerathen sind, glauben die Indier, ganze Nationen der Schwarzen hätten sich aus Feigheit von den Weißen unterjochen lassen. Ihre Verachtung der Afrikaner ist deßhalb so groß, daß sie es als die größte Entehrung ansehen, für einen Neger geschimpft zu werden. Kaum den Thieren schätzen sie den Neger gleich, und behandeln ihn mit der kältesten Grausamkeit.

Einen großen schönen Neger, der von den Indiern in dem Kriege gegen die Freistaaten zum Gefangnen gemacht, und durch das Loos einer vornehmen Indianerin zugefallen war, wünschte sein Herr loszukaufen. Man bot der Indianerin ein außerordentliches Lösegeld. Sie blieb aber völlig ruhig bei diesem Antrage, und da man weiter in sie drang, nahm sie

mit großer Kälte ein starkes Messer und durchstach den Schwarzen mit den Worten: „Nun könnt ihr Euren Neger hinnehmen.“ Der Unglückliche rang lange mit dem Tode, bis ein Krieger seinen Leiden durch das Tomahawk ein Ende machte.

Was für Empfindungen des Abscheus würde dieser hohe Geist der Freiheit nicht den Indiern gegen solche Nationen der alten Welt einflößen, welche, wie dieß der Fall war bei den schwarzen Banden des 15ten und 16ten Jahrhunderts, viel tausend ihrer kraftvollsten Mannschaft jedem, der ein Land unterjochen wollte, für eine Summe Geldes hingaben, und sich mithin Wuchers halber zu jedem noch so schlechten Unternehmen erniedrigten.

Dagegen äußern die Indier selbst für einen Feind die größte Achtung, sobald er sich als ein tapferer Mann zeigt.

Der canadische Pelzhändler Long fand sich nebst einem andern Engländer, Shaw, und seinem Bedienten in einem hölzernen Handelshause von einer großen Anzahl Indier eingeschlossen. Sie hatten dem andern Kaufmanne den Tod geschworen, sangen bereits ihre Todten-Kriegslieder, und drangen halb trunken auf die drei Europäer ein. Diese waren zwar mit guten Schießgewehren versehen, allein es war ihnen dennoch völlig unmöglich, einer solchen Menge rasender Wilden auf die Länge Widerstand zu leisten, nur Long's gescheidte Kühnheit rettete sie. Er rollte nämlich ein Faß mit Pulver in das vorderste Zimmer, schlug ihm den Boden aus und richtete ein Schießgewehr mit gespanntem Hahn gegen das Pulver. Die Indier traten jetzt mit Speeren und Tomahawks bewaffnet in das Haus, als Long ihnen in seiner fürchterlichen Stellung drohend zurief:

„Wer von euch alten Weibern (das größte Schimpfwort „für einen Krieger) ist ein braver Krieger? Wir alle wollen heute sterben!“

Mit Entsetzen liefen die Indier zurück und riefen dem Engländer zu: „Der Herr des Lebens hat dem Biber (dieß war der Name, welchen Long von den Indiern erhalten hatte) große Stärke und Muth gegeben.

Sie sandten sofort Friedensboten an die Engländer, ließen sie völlig ungekränkt, und bezeigten dem Long bei jeder Gelegenheit große Achtung.

Diese Sucht nach Ehre und Unabhängigkeit mußte dann bei ihren Kriegen auf das höchste steigen, ja einen Grad erreichen, der kaum bei uns denkbar ist. Er artet dort in die kälteste Grausamkeit aus und in eine Gefühllosigkeit, die bei jedem anderen menschlichen Individuum Schauder erregt. Eine kurze Auseinandersetzung ihrer Kriege wird dieß nur zu sehr bestätigen.

Die Kriege der Indier werden zwar förmlich angekündiget; allein selbst bei dieser Ankündigung kommt schon der Kriegsbote

in Gefahr, von den Feinden erschlagen zu werden. Mehrmals bedient sich daher die Nation zu diesem mißlichen Geschäfte eines Fremdlings, dem als Gefangenen das Leben erhalten ward, und der nun Sklave ist. So sehr dieses Verfahren den heutigen Europäern gesetzwidrig scheint, so hat die Art der indischen Kriege dennoch für uns mehr Anstößiges, und scheint zugleich mit jenem hohen Ehrgeize der Indier völlig im Kontrast zu stehen. Sie greifen nämlich die Feinde fast nie im offenen Felde an; sie suchen vielmehr ihren Ruhm darin, durch nächtliche Ueberfälle den Feind hinzurichten. Die Waffen der canadischen Indier bestanden vormals hauptsächlich in Bogen und Pfeil, in Streitkolben und Skalpirmesser. Jetzt haben die erstern unserm Feuergewehr Platz gemacht, allein die Streitaxt (das Tomahawk) und das Skalpirmesser sind noch immer ihre Lieblingswaffen.

Ein solches Tomahawk ist eine kurze Axt oder Beil, dessen Stiel bei Einigen zugleich zu einer Tabakspfeife ausgehöhlt ist. Sie verstehen dieses furchtbare Gewehr auch in die Ferne als Wurfspieß zu gebrauchen, und Einige haben es deßhalb an einem um die Hand gewickelten Riemen befestigt.

Das Skalpirmesser, ein gewöhnliches starkes Messer, hängt in einer eigenen Scheide, bei einigen Wilden am Halse, bei andern im Leibgürtel. Es wird größtentheils nur bei den erschlagenen Feinden dazu gebraucht, um diesen die Haut des Schädels nebst den Haaren abzustreifen. Der Sieger setzt dem Erschlagenen den Fuß auf den Hals, zieht das um die Linke gewickelte Haar stark an, schneidet mit dem Skalpirmesser rund um die Schläfe die Kopfhaut los, und reißt entweder mit den Zähnen oder mit der Hand die ganze Kopfhaut ab. Letztere heißt sodann der Skalp, und dieser wird getrocknet und roth gefärbt auf einer Stange als Siegeszeichen empor getragen.

Dieser schrecklichen Operation unterwerfen oftmals die Wilden ihre lebenden Gefangenen, welche sie nicht selbst mit fortführen können, und man hat mehrere Beispiele, daß, wenn die feinere Knochenhaut nicht mit abgelöset war, der Unglückliche nach unsäglichen Schmerzen erhalten und geheilt worden ist.

Eben so widrig und sonderbar scheint uns die Ehre, welche die Indier auf einen vorzüglichen Skalp setzen.

In einer Versammlung von Indianern rühmten sich ein Mohawk und ein Tschippewäer ihrer Großthaten gegen einander, und forderten sich bei dieser Gelegenheit auf den ansehnlichsten und besten Skalp heraus.

Sie schieden von einander mit der Verabredung, an einem bestimmten Tage der Versammlung jeder einen Skalp zur Entscheidung über ihre Geschicklichkeit vorzulegen.

Als sie um die festgesetzte Zeit zurückkamen, legte der Mo-

hawk seinen Skalp vor der Versammlung nieder. Er bestand aus der Haut von dem Kopfe und dem Nacken eines Mannes, mit feinem Moose ausgestopft, auf das genaueste mit Hirschsehnen zusammen genähet und mit Augen versehen. Die Versammlung fand den Skalp sehr vorzüglich, und beehrte den Mohawk mit dem Namen eines großen tapfern Kriegers.

Jetzt trat der Tschippewäer auf, sahe den Mohawk mit verachtendem Ernst an, und sagte: „Dies ist nur ein alter Weiber Skalp, zugleich befahl er seinem Sohne, nun den von ihm verfertigten Skalp herbei zu bringen. Es erschien dann die Haut von einem ganzen Manne, mit Daunfedern ausgestopft und auf das sauberste zusammen genähet.

Voll Verwunderung gab die Versammlung sogleich diesem den Vorzug. Der Mohawk zog sich jetzt voll Schaam und Rache zurück. Er lauerte seinem Ueberwinder beim Herausgehen auf, und erschlug ihn mit dem Tomahawk.

Was die Gefechte selbst anlangt, so arten diese gewöhnlich bald nach einigen Salven aus dem Schießgewehr in ein Handgemenge aus. Hierbei zeigen denn die Indier kaum glaubliche Anstrengung und Tapferkeit. Da nämlich Jeder zuvor weiß, was für ein entsetzliches Schicksal seiner als Gefangenen erwartet, so geht die Tapferkeit bald in die wildeste Wuth über.

Nach entschiedenem Siege werden die getödteten, ja die nicht mehr lebendig fortzubringenden Feinde skalpirt. Die Gefangenen hingegen führt man gebunden mit sich fort, läßt sie bei weiten Märschen in die Heimath, zu Nachts stets auf die Erde gestreckt, und an eingeschlagenen Pfählen, die Arme, Beine und den Hals gebunden, ruhen, und bindet Jeden zugleich mit einem Indier des siegreichen Corps zusammen. Eine jede Bewegung oder Aeußerung des Gefangenen sich zu befreien, weckt daher den freien Indier auf.

Dieser eingezwängten Lage ungeachtet, gibt es Beispiele, daß so gefesselte Personen nicht bloß entkommen sind, sondern zu gleicher Zeit grausame Rache an ihren Siegern genommen haben.

Ein kleiner Haufe von zehn Indiern hatte die Kühnheit, einen Streifzug gegen die westlichen Theile von Neuengland zu thun. Sie waren so glücklich, einige Zeit unentdeckt zu bleiben, erschlugen mehrere Feinde, skalpirten sie, und führten eine Frau, mit Namen Row, nebst ihrem zwölfjährigen Sohne gefangen mit sich fort.

Auf dem Heimzuge ward dann die Gefangene jedesmal zu Nachts auf die eben beschriebene Art gebunden. Dennoch fand sie in der zweiten Nacht, beim tiefsten Schlafe der Indier, Mittel, sich ihrer Bande, völlig unbemerkt, zu entledigen. Sie gebot dem nun gleichfalls losgebundenen Sohn das genaueste Stillschweigen, brachte mit der größten Geräuschlosigkeit alle

Waffen der Indier in weite Entfernung und gab zugleich ihrem Sohne eine Ax. Nun fing sie damit an, mehrere Indier selbst mit einem zweiten Tomahawk, jedesmal mit einem einzigen, mächtigen Schlage zu tödten. Der schwächere Sohn hatte indeß den einen nur stark verwundet, und sie lief jetzt Gefahr, durch sein Erwachen, von neuem unglücklich zu werden, als sie auch diesen gerade bei seinem Erwachen niederschlug. Sie fuhr jetzt mit dem fürchterlichen Morden der Schlafenden fort, und nur eine einzige Frau entkam ihrer Rache.

Die Heldin skalpirte die Erschlagenen, und brachte die blutigen Siegeszeichen triumphirend zu ihren Landsleuten zurück.

Man zwingt die Gefangenen, bei ihrer Annäherung zu dem Hauptsitze der Sieger, ihren Todtengesang anzustimmen. Sie werden durch eine Reihe Weiber und Kinder geführt, welche sie mit Knüppeln und Steinen empfangen, und sie unter dem gräßlichsten Freudengeschrei zerschlagen.

Bald darauf wird das Loos der Einzelnen entschieden. Ausgelöset werden die Gefangenen niemals. Einige widmet man dem Hause des Lebens, wie man sich ausdrückt, Andere dem Hause des Todes. Die Ersteren nimmt man in die Familien auf, verheirathet sie, und behandelt sie durchaus auf das beste. Den Andern wird nun von den Oberhäuptern der Todestag festgesetzt, jedoch bleibt dieser Tag den unglücklichen Schlachtopfern vorerst verborgen. Während dieser Zeit werden sie reichlich genährt und gepflegt. Man gibt ihnen sogar bis dahin ein Mädchen zur Frau, und diese behandelt ihren temporairen Eheherrn mit außerordentlichem Zuvorkommen. Ruhig genießt jetzt der Gefangene alle Freuden des Lebens bis zu der Annäherung seines letzten Tages.

Um die Zeit wird ein starker Pfahl im Dorfe errichtet, und in einiger Entfernung zirkelförmig mit brennenden Holzstößen umgeben. Ein Krieger sagt sodann dem Gefangenen: „Sein Schicksal erwarte ihn.“ Dieser antwortet sodann lakonisch: „Es ist gut;“ und geht nun mit finsterer aber stolzer Miene zu dem Scheiterhaufen.

Wenn er die Flammen und den Marterpfahl, und die nach seinem Blute dürstenden Feinde gewahr wird, stimmt er zum letzten Male seinen Todtengesang an. In einem wilden Trauertone singt er: „Ich gehe zum Tode, aber ich werde sterben „wie ein tapferer Mann; meine Feinde werden mich martern, „allein sie werden mir keine Klage entreißen. Ich fordre ihre „Wuth auf, und sie sollen es nicht dahin bringen, daß ein „Krieger meiner Nation sich entehre. Ich aber gehe zu den „großen Kriegern meines Stammes, welche vor mir umgekommen sind.“

Unter solchen, eines Regulus nicht unwürdigen, Ausdrücken, läßt er sich nun ruhig an den Pfahl binden; allein er wird

an denselben nicht gänzlich fest gebunden, man läßt ihm vermittelst eines langen Strickes einen bedeutenden Spielraum für freiere Bewegung. Und schon dieses ist der Anfang der Qualen. Das Feuer ist nämlich nur so weit entfernt, um für ihn sehr schmerzhaft, aber nicht tödtlich zu werden.

Jetzt nehmen die eigentlichen Martern gewöhnlich durch die Jugend und das weibliche Geschlecht ihren Anfang. Die Knaben schießen aus einer beträchtlichen Entfernung schwache Pfeile gegen alle Theile des Schlachtopfers ab. Sie veranlassen nur heftige Contusionen oder kleinere schmerzende Wunden. Die Weiber durchbohren die Haut mit Messern, schlagen mit Knütteln, oder brennen ihn mit glühendem Holze. Andere reißen ihm die Nägel von Händen und Füßen; sie zerquetschen ihm die Finger und Zehen; reißen ihm große losgeschnittene Streifen Fleisch vom Leibe, brennen die blutenden Stellen oder reiben sie mit Salz ein. Und während nun dem Unglücklichen die umgebenden Flammen diese unaussprechlichen Qualen erhöhen, jubeln die Ungeheuer, rühmen sich mit frohlockendem Gebrülle ihrer Unmenschlichkeit, gerade wie die Mörder bei der Pariser Bluthochzeit und die revolutionären Franzosen bei den Würgereien in der Abtei, oder bei ihren Mitrailladen oder Noyaden.

Der Gefangene zeigt aber bei diesen Qualen ein erstaunliches, der menschlichen Natur kaum zuzutrauendes Phänomen. Triumphirend besingt er seiner Ahnherrn Großthaten. Er erzählt, wie viele sie von den Anverwandten und Vorfahren seiner Peiniger skalpirt und erschlagen haben, wie sie die Gefangenen zu martern verstanden; mit dem bittersten Hohne wirft er seinen Feinden vor, wie weit sie ihnen darin nachstehen.

Ja es gibt Beispiele, daß der Gefangene selbst seine Peiniger durch übernatürliche Anstrengungen in Furcht und Erstaunen setzte.

Nach einem der hartnäckigsten Kämpfe ward ein Anführer der Irokesen endlich von den Huronen mit großem Verlust von ihrer Seite überwältigt und lebendig gefangen. Er ward nebst anderen Gefangenen verdammt, langsam verbrannt zu werden. Man ließ ihn völlig ungebunden auf der Marterbühne. Als einer seiner Mitgefangenen hierbei Aeußerungen des Schmerzes von sich gab, verwies er ihm seinen Kleinmuth, und feuerte ihn zur Standhaftigkeit an, während er selbst mit Verachtung auf die Huronen herab sah. Einer seiner Peiniger gerieth hierüber in Wuth, trat auf das von Flammen umgebene Gerüste, zerschnitt dem Irokesen die Häute des Kopfes und riß sie ihm in vielen Stücken herab. Der Unglückliche sank ohnmächtig nieder, ohne indeß nur einen Klageton oder Seufzer von sich zu geben. Man hielt ihn für todt, und jedermann begab sich zurück, als er plötzlich aus seiner Ohnmacht erwachte, einen

Feuerbrand ergriff, nun auf seine Feinde eindrang und sie herausforderte. Mit einem gräßlichen Geschrei der Furcht und Wuth fielen nun viele mit Keulen und brennenden Pfählen über ihn her, und ein falscher Tritt, der ihn zum Fallen brachte, überlieferte ihn nun von neuem den Furien. Sie erschöpften durch die sinnreichsten Martern ihre Kraft an ihm, und da sie sich jetzt seiner völligen Ohnmacht versichert glaubten, warfen sie ihn auf die glühenden Kohlen. Zu ihrem Entsetzen raffte er sich aber nochmals auf, und lief mit Feuerbränden bewaffnet auf das Dorf zu, um es in Flammen zu setzen. Indeß ward er bald wieder eingeholt; man hieb ihm nun Arme und Beine ab, und wälzte den Rumpf in die Gluth. Selbst aber in dieser schaudervollen Lage schien er noch fürchterlich. Auf den Knien und den Ellenbogen schleppte er sich aus dem Brande mit drohendem, wildem Blicke hervor, und nur der ihn erschöpfende Blutverlust zwang ihn zur Ruhe. Ein Hurone kürzte indeß seine Leiden, und hieb ihm den Kopf ab.

Einen ähnlichen Fall erzählt Long. Der alte Scrany, ein großer Krieger der Muskoger, ward endlich gefangen, und die Feinde, die Schawanesen, verurtheilten ihn zu den entsetzlichsten Martern. Er bestand sie mit Hohnsprechen und Verachtung, und da man Flintenläufe glühete, ihn damit zu martern, rief er seinen Peinigern zu, er verstehe besser, wie man einen Krieger quälen müsse, und wollte es ihnen zeigen, wenn sie ihn losbänden und ihm einen der glühenden Flintenläufe in die Hand gäben. Mit Erstaunen gewährten ihm die Schawanesen seine Bitte. Jetzt faßte er das glühende Rohr, schwenkte es mit unglaublicher Kraft um sich her, bahnte sich durch die in Schrecken gesetzten Feinde einen Weg, sprang mit seinem so hart verwundeten Körper von einem steilen Ufer in den nächsten Fluß, und obgleich ein Regen von Kugeln um ihn hersausete, gelang es ihm dennoch, nackt und zerfetzt in sein Vaterland zu entkommen.

In ältern Zeiten war es bei den nordamerikanischen Wilden gewöhnlich, das Fleisch der Gefangenen zu essen, und selbst die Kinder davon kosten zu lassen. Einer Indianerin brachte ihr Mann einen gefangenen Engländer. Sie hieb ihm sogleich den Arm ab und tränkte mit seinem Blute ihre Kinder. Als ein französischer Missionär ihr über diese Unmenschlichkeit starke Vorwürfe machte, sagte sie ihm mit großem Ernste:
„Krieger will ich aus ihnen ziehen, und daher füttere ich
„sie mit Menschenspeise."

Indeß sind diese Gräuel dort noch seltener geworden, als bei uns; es würde wenigstens schwerer fallen, unter den canadischen Wilden hiervon seit mehreren Jahren so viele Beispiele aufzuweisen, als in Frankreich bei der letzten Revolution. Und eben dieser Wilde, welcher als Krieger sich als das

rachsüchtigste Ungeheuer zeiget, äußert im friedlichen Leben Höflichkeit, Gastfreiheit und wirkliche Großmuth; er entläßt keinen Fremden ohne ihn zuvor zu speisen, und ohne für seine Ruhe Sorge zu tragen. Auch unter sich leben sie sehr einträchtig. Man hört fast nie von Zank und Streit, so lange sie nüchtern bleiben. Sie haben auch beinahe gar keinen Begriff davon, individuelle Reichthümer sammeln zu wollen, oder sich um Privateigenthum zu entzweien. Alles, was sie thun, geht ihren Stamm oder die ganze Nation an.

Ihre häuslichen Einrichtungen sind einfach, obgleich auch hierin, nach den verschiedenen Völkerschaften, einige Veränderungen, bei dem Anzuge, bei dem Hausrathe und der Cabane oder dem Hause vorkommen.

Die canadischen Indier tragen keine Pelze; sie tauschen oder handeln vielmehr für ihre Peltereien Wollwaaren zur Bekleidung ein, z. B. Decken, Tücher u. dgl. Aber ihr Anzug ist nur leicht. Eine um den Leib geschlagene Decke ist der Hauptschutz gegen die Kälte. Beinkleider von rothem oder blauen Tuch, welche fest anschließen und zugleich die Strümpfe ausmachen, und dabei aus Elends- oder Büffelleder geschnittene weiche Schuhe (Mocossins), machen die Hauptkleidung aus.

Das Gesicht zieren sie durch sonderbares Bemalen mit den grellesten Farben. Zinnoberroth, blau und schwarz sind ihre Lieblingsfarben. Das Blaue, die Farbe des ruhigen Himmels, deutet vorzüglich auf den Frieden; bei Kriegstänzen oder im Kriege selbst sieht man sie dagegen mit den beiden ersten Farben gleichsam übertüncht. Auch zeichnen sie sich damit vielerlei Thiergestalten auf die Haut.

Die Kriegsanführer zieren sich mit Platten von schlechtem Silber, welche theils auf der Brust hangen, theils um die Arme schließen. Auch tatouiren sie Figuren von Thieren auf die Haut. Ein irokesischer Hauptmann hatte seine Brust hierdurch so schwarz gebeitzt, daß er daher nur der schwarze Prinz benannt ward. Mehrere Krieger durchbohren sich den Nasenknorpel und tragen Federn oder Ringe darin.

Das andere Geschlecht unterscheidet sich vornämlich durch den Weiberrock. Er besteht in einem Stücke Tuch von drei Ellen, das um die Hüften geschlagen wird, und bis über die Kniee herabhängt. Vermögendere Frauen tragen feine Hemden, welche oftmals mit silbernen Knöpfchen unten besetzt sind und bis auf die Fersen herabgehen. Sie bemalen ihr Gesicht nur mit einzelnen rothen Flecken, tragen aber das Haar lang, oft bis auf die Kniee herabhangend, zieren es häufig mit silbernem Geschmeide von verschiedener Form, und salben es, damit es glänze, mit Bärenfett.

In den Ohren tragen sie gleichfalls allerhand Geschmeide.

Auch die Männer lieben diesen Putz, und zerren das Ohr dadurch zu einer erstaunlichen Länge.

Die Cabanen, Wohnungen, sind freilich nach den Völkerschaften selbst verschieden, doch aber stets sehr einfach. Die der Delawaren haben ein spitzes Dach, die der Irokesen hingegen sind gleichsam gewölbt.

Das Rathhaus oder der große Carbet unterscheidet sich hauptsächlich durch die Größe. Einige Völkerschaften, z. B. die Nadowessier, fand Carver stets unter Zelten.

Im tiefen Winter suchen die canadischen Wilden selbst unter dem gefrornen Schnee Schutz. Sie stützen ihn durch Flechtwerk, so daß der gefrorne Schnee das Dach bildet. Man befindet sich warm darunter, und der englische Gouverneur ließ oftmals einen Theil seiner Truppen auf diese Weise campiren, um sie zu Winterfeldzügen vorzubereiten.

Bei der Anlage der Dörfer findet nur selten Regelmäßigkeit Statt, doch ist oftmals das Ganze mit Pfählen und Palisaden, wie eine Festung, umgeben.

Die Einrichtung selbst ist, so wie der Hausrath, sehr einfach. In der Mitte ist ein Platz für das Feuer, umher sind Pritschen oder Bänke zum Sitzen, die auch als Tische und Betten dienen. Als Unterbetten werden Bären- oder Elendshäute hingebreitet; denn zum Bedecken selbst genüget die wollene Decke (Blanket), welche am Tage das Oberkleid ausmacht.

Seit der Bekanntschaft mit den Europäern haben die Indier eiserne, auch metallene Töpfe, Beile und den Feuerstahl; die Schüsseln sind gewöhnlich von hartem Holze, und werden hauptsächlich nur von den Hunden gewaschen. Reinlichkeit ist überhaupt hier nirgends zu Hause.

Die canadischen Indier sind freilich, gleich jenen Knisteneaux, große Liebhaber der Jagd, sowohl wegen der Nahrung als wegen des Pelzhandels mit den Weißen. Ihre Jagdmethoden sind auch den beschriebenen ziemlich ähnlich.

Indeß stehen dennoch mehrere dieser Völkerschaften jetzt schon um einige Grade der Kultur höher, als ihre nördlichern Nachbarn; sie treiben, wenn gleich nur spärlich, den Feldbau und die Viehzucht. Zu diesen Völkerschaften gehören die Irokesen, die Cahnuagas, und wenn gleich in einem weit geringern Grade, die Delawaren.

Es hat aber nicht wenig Mühe gekostet, einige dieser Stämme zu diesen friedlichen Beschäftigungen zu bewegen. Ihre Hauptneigung, sich durch die Jagd zu ernähren, stimmt mit ihrem Wahn von unbeschränkter Freiheit und Gleichheit zu sehr überein, und viele der angesehensten Häupter benutzen daher selbst noch jetzt jede Gelegenheit, ihre Nachkommenschaft in eigenen Reden gegen den Landbau einzunehmen. Sie stellen ihnen stets vor, die Weißen suchten sie nur deswegen zu

dieser festen und sichern Lebensart zu überreden, um sie desto gewisser zu unterjochen, und nach und nach gänzlich auszurotten.

Die Einschränkung ihrer Jagdreviere durch Verkauf vieler Ländereien an die Europäer, die dadurch weiter und schwerer herbeizuschaffenden Nahrungsmittel aus dem Thierreiche, und der tägliche Anblick des gewissen, bequemer zu erhaltenden Unterhalts, dessen die um sie herumwohnenden Weißen genießen, hat indeß verschiedene Völkerschaften schon seit geraumer Zeit zu einigem Grade der Kultur gebracht.

Ihre Hauptnahrung besteht aber noch stets im Maiz; doch bauen sie auch Kartoffeln, Pastinaken, Rüben, Gartenbohnen und vorzüglich Tabak. Den Maiz wissen sie dann auf vielfache Art zu benutzen, theils geröstet, oder gesotten, theils zu Mehl gestampft, theils mit dort wachsenden Beeren vermischt. Loskiel zählt zwölf verschiedene Arten der Benutzung des Maizes. Das bekannteste Gericht hierunter ist die Sagamite, ein Brei aus geröstetem und nachmals gestampften Maiz mit Wasser oder anderer Brühe. Auch ziehen die Irokesen Obst in eigenen Gärten, andere Völkerschaften, z. B. die Delawaren, hingegen nicht.

Der Baum, welchen sie am höchsten schätzen, ist der Zucker-Ahorn (Acer saccharinum). Bekanntlich gibt der aus dem verwundeten Stamme rinnende Saft einen sehr brauchbaren, nahrhaften und heilsamen Zucker. Wir werden bei anderer Gelegenheit seinen Werth umständlicher darlegen.

In der Viehzucht stehen die Indier aber noch viel weiter zurück, als in dem Landbaue. Nur sehr wenige von ihnen halten wegen der Milch einige Kühe, die meisten höchstens Schweine und Pferde; und letztere werden doch nur eigentlich von den südlicher wohnenden Stämmen gezogen.

Die Gelegenheit, in der Jagd Nahrung und Thätigkeit vereint zu finden, und sich hierdurch zugleich zu ihrer wahnsinnigen Hauptbeschäftigung, zu dem Kriege, abzuhärten, wird schwerlich bei ihnen das ruhige Leben des Landwirths vorerst in Ansehen kommen lassen; und das Betragen der Europäer gegen sie ist bis jetzt nicht dazu geeignet, um jene wilden Triebe des Krieges und der Rache aufzugeben. Bei Auseinandersetzung der Verhältnisse der Freistaaten von Amerika gegen die dortigen Indier, wird sich dieß nur zu sehr ergeben.

Man sieht es auch der Zeitrechnung der Indier an, daß sie mehr für die unregelmäßige Lebensart, für die Jagd, als für die Kultur bestimmt ist.

Ihre Monate werden benannt nach der Jagd, nach dem Rothwerden der Hirsche, nach dem Abwerfen ihrer Geweihe, nach dem Hervorkommen der Erdeichhörner. Ferner haben sie einen Bibermonat, einen Schädmonat, nach dem Schädfisch (Clupea alosa L.), einen Störmonat, einen Froschmonat, end-

lich einen Reisemonat (Oktober, wo sie auf die Jagd ziehen). Nur einige sind nach Gewächsen benannt, z. B. der April ist der Pflanzenmonat, der Mai der Blumenmonat, der September der Korn- (Maiz-) Monat.

Nach dem Monde geschieht dann, wie fast bei allen frühern Völkern, die Theilung des Jahres. Sie zählen 12 synodische Monate und geben nach Verlauf von 30 Monaten einen zu. Beim Neumond sagen sie, der Mond sey todt; die erste Wiedererscheinung des Mondes nennen sie sein Wiederaufleben.

Die Finsternisse des Mondes und der Sonne sehen sie als Ohnmachten dieser Himmelskörper an.

So wie den Grönländern konnte auch diesen Indiern der Polarstern und der große Bär nicht entgehen. Den ersten benennen sie, der Stern nicht fortrückt, und der große Bär behält auch bei ihnen den Namen des Bären (Okuari); die drei Sterne des Schwanzes halten sie für drei ihn verfolgende Jäger.

Auch die Venus ist von ihnen bemerkt und bezeichnet, sie nennen sie den Wiederbringer des Tages, also den Morgenstern.

Die Heirathen der Indier geschehen gewöhnlich ohne großes Gepränge. Long und Carver reden indeß von Hochzeitstänzen. Die Irokesen verloben die Kinder sehr frühzeitig, selbst schon von 4 bis 5 Jahren. Bei andern Völkern bewirbt sich der (erwachsene) Bräutigam um die Braut durch Geschenke, welche er ihren Aeltern zusendet. Werden diese angenommen, so wird die Heirath vollzogen. Hierbei dienen dann mehrere der älteren Gäste als Zeugen; und es wird ein Stock in so viele Theile zerbrochen, daß ein jeder eines dieser Stücke mit sich nimmt. Trennen sich nachmals die Eheleute aus Mißvergnügen, dann geschieht dadurch die förmliche Ehescheidung, indem diese Stücke in ihrer Gegenwart von den wiederum versammelten Zeugen verbrannt werden.

Oftmals sind indeß die Heirathsceremonien viel einfacher. Der Liebhaber kommt zu Nachts in die Cabane der Braut, denn bei Tage von Liebe zu reden ist der indianischen Schaamhaftigkeit zuwider, bietet ihr ein brennendes Hölzchen dar, und wenn die Schöne es ausbläst, bedient er sich der Rechte des Ehemanns. Im entgegengesetzten Fall verläßt er sofort die Cabane der Braut auf immer.

Die junge Frau wohnt bei einigen Völkern bis zu ihrer Niederkunft im väterlichen Hause.

Der Ehebruch ist selten; bei einigen wird er in Rücksicht der Frau mit dem Verlust der Haare, der Nase oder gar des Lebens bestraft.

Polygamie ist zwar erlaubt, indeß nicht häufig, da es dem jagenden Indianer so schwer fällt mehrere Frauen zu ernähren.

Die Ergötzlichkeiten und Vergnügungen der Indier bestehen größtentheils in ihren Tänzen. Long zählt deren eilf verschiedene Arten. Der ernsthafte Charakter der Indier zeigt sich bei allen deutlich. Der Kriegstanz ist bei ihnen begreiflich der wichtigste und ansehnlichste, sie ahmen darin auf eine dem Zuschauer fürchterliche Art sogar das Gefecht selbst nach, und begleiten es mit dem dabei gewöhnlichen Gebrülle; mehrmals gibt es sogar bei diesen Tänzen Queischungen und Verwundungen.

Als eine besondere Auszeichnung muß das andere Geschlecht es ansehen, bei den Tänzen der Männer zugelassen zu werden; gewöhnlich tanzen die Squaws abgesondert. Die Indier lieben die Musik; allein die ihrige ist rauh, unmelodisch und monoton. Selbst ihr berühmtes Kriegslied, sagt Weld, ist nichts als ein elendes Recitativ; und ihre Musik, ihr Gesang mit Trommeln und Pfeifen begleitet, ist überhaupt nur in der Entfernung erträglich.

Ihre übrigen Ergötzungen bestehen besonders im Ball- und Würfelspiel. Bei den Irokesen bedient man sich gelb und schwarz gefärbter Pflaumenkerne als Würfel. Die Spielsucht wirkt bei ihnen höchst ausschweifend. Oft verlieren sie allen Hausrath, ihre Kleidung, ja ihre Waffen. Ganze Dorfschaften spielen gegeneinander mehrere Tage hindurch, und setzen eine beträchtliche Menge Waaren und Güter auf das Spiel.

Obgleich bei diesen Naturmenschen eigentliche wissenschaftliche Kultur von keiner Gattung zu erwarten steht, so nöthigte sie doch die Lage der Dinge selbst zu einer Art von Arzneikunde. Sie mußten auf Heilmittel der Verwundeten und der Kranken bedacht seyn. Es ist durchaus nicht zu läugnen, daß sie einige sehr wirksame, uns zum Theil noch völlig unbekannte Arzeneien besitzen.

Sowohl die ältern als neuesten Nachrichten kommen darin überein, daß sie mehrere Kräuter kennen, durch deren ausgepreßte Säfte sie höchst wichtige Kuren zu Stande bringen. Besonders geschickt sind sie in der Wundarzneikunst, bei Wunden, Quetschungen und Verrenkungen. Sie tadeln das Schneiden unserer Wundärzte in solchen Fällen sehr, ob sie gleich zuweilen selbst mit scharfen Kieseln Blut lassen oder scarificiren. Man hat aber viele Beispiele, daß ihre Kräuterumschläge und Bähungen Schäden und Knochenbrüche heilten, oder auch Splitter und andere fremde Körper aus Wunden herausbrachten, an welchen die Kunst der französischen und englischen Wundärzte scheiterte.

Auch innere Kuren unternehmen sie durch Pflanzensäfte mit vielem Glücke. Indeß bleibt doch stets das Schwitzbad ihr kräftigstes Mittel. Sie wenden es mit oft kaum glaublichem Vortheile an, aber eben daher dann auch zu Zeiten völlig am

unrechten Orte. Der Kranke wird hierbei in eine sehr enge Cabane, oft nur in einen Verschlag oder in ein genau schließendes Gezelt von Fellen gebracht. In der Mitte desselben legen sie glühende Steine und besprengen diese mit Wasser. Der dadurch erzeugte heiße Dampf setzt den völlig entkleideten Kranken in den heftigsten Schweiß. Bei gefährlichen Krankheiten verbinden sie hiermit zugleich Tränke von Kräutern. Long bezeugt, daß er auf diese Weise Kranke vom Tode retten sah. Die Indier selbst setzen indeß bei allen ihren Kuren ein fast unbegränztes Vertrauen auf übernatürliche Wirkung, auf Geister und Zauberei; denn es gibt fast keine Art von innerer Krankheit, welche sie nicht für die Wirkung der Zauberei ansehen.

Ihre Priester, zugleich stets Beschwörer und Zauberer, sind daher gewöhnlich auch die Aerzte. Sie geben sich durch gräßliche Geberden, durch die widrigsten Stellungen und Gaukeleien das Ansehen von Begeisterten, und suchen unter großem Geschrei und Geheul die bösen Geister von und aus den Kranken zu verjagen.

Diese Priester werden denn gleichfalls bei wichtigen Angelegenheiten um den Ausgang derselben zuvor befragt. Mehrere Reisende führen höchst sonderbare Beispiele von den Talenten solcher Betrüger an. Carver, der, so sehr er auch allen Schein der Leichtgläubigkeit von sich abzuwenden sucht, jedoch stets etwas davon an sich behält, behauptet durch Beispiele, die er erlebte, die Vorhersagungskraft der Indier. Ein glückliches Ungefähr mag dann zu Zeiten diesen Gauklern auf das günstigste zu Hülfe kommen.

Diese Tendenz zum Aberglauben zeigt sich bei den canadischen Wilden vorzüglich bei ihren Träumen. Wenige der unkultivirten Nationen setzen einen so entschiedenen Werth in die Träume. Sie feiern deshalb sogar ein eigenes Traumfest. In den Träumen finden sie aber nicht bloß sichere Prophezeihungen, sondern sie halten es zugleich für unerlaßliche Pflicht, Alles zu erfüllen, was ihnen darin anbefohlen wird.

Um bei wichtigen Angelegenheiten durch Träume von ihren vermeinten Schutzgeistern zuvor über den Ausgang benachrichtiget zu werden, unterwerfen sie sich oftmals strengem Fasten. Der hierdurch sehr geschwächte Körper verfällt gleichsam in eine Krankheit, die sich dann durch Fantasien besonders im Schlafe äußert. Da sie zuvor stets an das zu unternehmende Vorhaben gedenken, so bleibt dieß gewöhnlich der Gegenstand ihrer Träume, woraus sie sodann für oder wider den guten Ausgang der Sache prophezeihen.

Wie strenge sie auf die Erfüllung dessen halten, was ihnen geträumt hat, beweisen mehrere Beispiele.

Einem Indianer, welcher geträumt hatte, er gelange zum

Besitze der Frau eines seiner Landsleute, trat der Ehemann seine, obgleich innigst geliebte, Frau wirklich ab.

Zuweilen scheint es indeß, daß Einige von ihnen bei aller Religiosität Träume erdichten, um sie zu ihrem Vortheile zu benutzen. Es war daher nur Wiedervergeltung, wenn Sir William Johnson auf gleiche Weise mit einem Indier verfuhr.

Einem Oberhaupte der Mohawks-Indianer träumte nämlich mehrmal hinter einander, S. W. Johnson habe ihn mit Rum und Tabak, und zuletzt gar mit einem schönen, besetzten Kleide beschenkt. Sir William gestand ihm jedesmal dasjenige zu, wovon im Traume die Rede gewesen war. Nun fing aber der Engländer gleichfalls an zu träumen, und erklärte dem Mohawk, ihm habe geträumt, er sey von dem Indianer mit einem Landstriche beschenkt worden, um sich ein Haus darauf zu errichten. Der Mohawk, Hendric genannt, erwiederte lächelnd: „Bruder, wenn Dir dieß wirklich geträumt hat, so muß ich es Dir abtreten.“ Der Engländer zeigte ihm alsdann den Distrikt an, der der Gegenstand des Traumes gewesen war, nämlich einen Strich des schönsten Landes längs dem Mohawk-Flusse von neun englischen Meilen. Johnson nahm davon wirklich Besitz, und machte daraus ein sehr schätzbares Landgut. Der auf die Art sehr getäuschte Indianer kam aber zu ihm und sagte:

„Bruder, laß uns nun nicht weiter gegen einander träu-„men. Denn ich habe nur ein besetztes Kleid bekommen, „Du hingegen ein sehr großes Bette, worin meine Vorfah-„ren oftmals geschlafen haben.“

Bei diesem sprechenden Beweise für die Stärke des Aberglaubens der canadischen Indianer, finden sich dennoch die beiden großen Grundlagen der wahren Religion nicht verdrängt.

Auch diese Wilden glauben an einen einzigen allmächtigen Gott, an den großen Geist, den Herrn des Lebens, mit vieler Zuversicht; und sie hoffen auf einen künftigen Zustand, auf ein glücklicheres Daseyn jenseit des Grabes.

Sie rufen den großen Geist bei jeder ihnen wichtigen Gelegenheit an. Einige ihrer Lieder oder Gebete, welche zugleich nicht ganz ohne Poesie sind, scheinen zu beweisen, daß sie den Schöpfer selbst von großen Gegenständen zu unterscheiden wissen, die sonst bei manchem Volke sogar als die Hauptgötter verehrt wurden, nämlich von der Sonne und von dem Monde, wenn sie gleich diese Gestirne als Unter-Gottheiten ansehen mögen.

Folgendes ist das Lied der Tschippewäer beim Anfange ihrer Jagden, von Carver übersetzt.

„Ich will aufstehen vor der Sonne, und jenen Hügel besteigen, „um zu sehen, wie das neue Licht die Dünste verjagt, und

„die Wolken hinwegtreibt. Großer Geist, verleihe mir „Glück! Und wenn die Sonne weg ist, o Mond! dann „leihe mir hinlängliches Licht, mich sicher nach meinem „Zelte, mit Wild beladen, zurück zu führen."

Gott oder der große Geist kann nach ihren Vorstellungen durchaus nicht der Urheber des Unglücks oder des Bösen seyn. Sie sehen ihn, wie Loskiel behauptet, für den Schöpfer aller Dinge an, der den Früchten Kraft zum Wachsen mittheilt, und die Meteore hierzu eigends eingerichtet hat.

Sie haben zwei Klassen von Untergöttern, gute und böse. Selbst in den frühesten Zeiten empfahlen schon die Alten bei ihren Berathschlagungen über Krieg und Frieden, man solle nicht den bösen Geistern, sondern den guten Gehör geben, denn letztere riethen stets zum Frieden. Den Kriegsgott, bei den Irokesen Arescovi genannt, rufen sie bei Eröffnung des Feldzugs feierlich an.

Das Bild dieser Aftergötter (Manitto) ist ein im Kleinen von Holz geschnitzter Menschenkopf, den sie, wie die Knisteneaux, mit sich führen. Bei ihren Opfern aber formen sie ihn in menschlicher Größe, und heften ihn an einem Pfosten des Hauses fest. Uebrigens halten sie auch verschiedene Thiere für ihre Hausgötter.

Sie haben mehrere große und kleine Opferfeste. Der ersten zählt Loskiel fünf. Diese Feierlichkeiten werden gewöhnlich von großen Versammlungen begangen, und erfordern Tanz, Gesang und Schmäuse, welche oftmals lange dauern. Man weihet dabei den Göttern durch das Verbrennen etwas von den genießbaren Sachen, sey es Fleisch, Maiz, Tabak u. dgl.

Folgendes mag einen allgemeinen Begriff von solchen Feierlichkeiten geben.

Die Missionaire der Mährischen Brüder wohnten einer solchen Cerimonie, einem großen Brandopfer der Wilden, bei. Die Gelegenheit zu demselben war der Traum eines Knaben. Erscheint ein großer Raubvogel im Traume und sagt dem Knaben, er müsse ihm Fleisch braten, dann muß der Knabe den ersten Hirsch oder den ersten Bären, den er schießt, der Gottheit opfern. Einer der Alten des Stammes, der die ganze Leitung der Feierlichkeit übernimmt, ladet viele Gäste in ein sehr langes Haus, in welchem drei Feuer brennen. Die beiden äußern Feuer dienen zum Braten und Kochen des erlegten Thiers, bei dem mittleren hängt das Opferfell. Hierauf werden zwölf gerade geschmiedete Stöcke in einen Kreis gesteckt, und mit einer wollenen Decke behangen. Auch werden zwölf Steine, die zuvor durch die Feuer glühend gemacht worden, in einen Kreis gerollt; jeder Stein wird dann einer eigenen Gottheit geweihet. Der größte ist, wie die Indier sprechen,

geweihet dem großen Gott im Himmel; der zweite der Gottheit des Tages, der Sonne; der dritte der Nachtsonne, dem Monde; der vierte der Erde; der fünfte dem Feuer; der sechste dem Wasser; der siebente dem Hause, der Wohnung; der achte dem Maiz; die vier übrigen jeder einer der vier Weltgegenden.

Der Alte nimmt sodann eine hohle Kalebasche, worin Maizkörner zum Klappern befindlich, in die Hand, und tritt mit dem Knaben, der das Opfer veranlaßt hat, in den Kreis, wirft eine Hand voll Tabak auf die glühenden Steine, und während daß der Rauch davon aufsteigt, ruft er unter stetem Klappern den Namen einer der Gottheiten.

„Dieser Knabe, spricht er, gibt (weihet) Dir einen schönen „fetten (Hirsch) Bock und einen Brei; erbarme Dich seiner „und gib ihm und seiner Familie Glück."

Brennt der Tabak, so klatscht der Alte in die Hände, und setzt sich nach Verbrennung desselben nebst den Gästen zu den beiden äußern Feuern zum Mahle nieder.

Zwei Männer werden indeß bei dem mittleren Feuer gestellt, woselbst sich das Opferfell befindet. Hier singen sie gleichfalls unter dem Geräusch der Klapper den Traum ab, und hüpfen von einem Ende des Hauses bis zu dem andern. Zuletzt nimmt der Alte das Opferfell, richtet den Kopf und die Geweihe nach Norden, hält es auf seinen Armen empor, und beschließt hierbei die ganze Cerimonie mit einem ungewöhnlichen Laut oder Ton.

Wahrscheinlich haben die christlichen Missionaire verschiedener Categorie, Anlaß gegeben, daß sich bei den Indianern seit etwa 40 Jahren, wie Loskiel behauptet, sonderbare Neuerungen und Sekten in ihrer eigenen Religion vorfinden. Die Urheber dieser Sekten geben theils überhaupt Visionen, Reisen in den Himmel, in das Land der Geister vor, theils fordern sie von ihren Anhängern Reinigungen und Büßungen, um zu dem glücklichen Reiche der guten Seelen zu gelangen. Und diese Reinigungen mußten, nach Einigen durch Brechmittel, nach Andern aber durch Prügel bewirkt werden. Kurz man sieht diesen Neuerungen den Ursprung sogleich an.

Indeß erhellt es unläugbar aus den Feierlichkeiten bei ihren Beerdigungen, daß die bedeutendsten Völkerschaften seit langer Zeit auch ohne den mindesten Einfluß der christlichen Prediger, auf das entschiedenste die Fortdauer der Seele nach dem Tode geglaubt haben.

Folgendes dichterische Lied bei dem Grabe eines angesehenen Kriegers der Nadowessier, das uns Carver übersetzt geliefert hat, bestätigt dieses, und verdient in mehrerer Rücksicht bekannt zu werden.

Sobald der Krieger seines Todes durch den Arzt vergewissert worden, nimmt er ruhig Abschied von den Seinigen, und

befiehlt für diejenigen ein Gastmahl anzurichten, welche ihm eine Trauerrede halten werden.

Gleich nach seinem Ableben bekleidet man ihn auf eben die Art, wie er es gewöhnlich bei seinen Lebzeiten war, und setzt ihn bemalt und bekleidet, die Waffen neben ihm, aufrecht in die Mitte der um ihn versammelten Freunde. Hierauf hub einer derselben folgende Rede an:

„Du sitzest noch unter uns, Bruder, Dein Körper hat noch „seine gewöhnliche Gestalt, und ist dem unsrigen noch ähn„lich, ohne sichtbare Abnahme; nur das Vermögen zu han„deln fehlt ihm."

„Aber wohin ist der Athem geflohen, der noch vor etli„chen Stunden Dampf zum großen Geiste empor blies? „Warum schweigen jetzt die Lippen, von denen wir erst kürz„lich so nachdrückliche und gefällige Reden hörten? Warum „sind die Füße ohne Bewegung, die noch vor wenigen Ta„gen schneller waren, als das Reh auf den Gebirgen? War„um hängen diese Arme ohnmächtig, die die höchsten Bäume „erklimmten und den härtesten Bogen spannten? Ach, je„der Theil des Gebäudes, welches wir mit Bewunderung „und Erstaunen ansahen, ist jetzt wieder so unbeseelt als es „vor dreihundert Wintern war."

„Doch wir wollen Dich nicht betrauern, als wenn Du „für uns auf immer verloren wärest, oder als wenn Dein „Name nie wieder gehört werden sollte, Deine Seele lebt „noch in dem großen Lande der Geister, bei den Seelen „Deiner Landsleute, die vor Dir dahin gegangen sind. Wir „sind zwar zurück geblieben, um Deinen Ruhm zu erhal„ten, aber auch wir werden Dir eines Tages folgen. Be„seelt von der Achtung, die wir bei Deinen Lebzeiten für „Dich hegeten, kommen wir jetzt, Dir den letzten Liebesdienst „zu erzeigen. Damit Dein Körper nicht auf der Erde lie„gen bleibe und den Thieren auf dem Felde oder den Vö„geln in der Luft zur Beute werde, wollen wir ihn sorg„fältig zu den Körpern Deiner Vorgänger legen, in der „Hoffnung, daß Dein Geist mit ihren Geistern speisen, und „bereit seyn werde, die unsrigen zu empfangen, wenn auch „wir in dem großen Lande der Seelen anlangen."

Wenn diese Parentation weder so wortreich, noch so übertrieben, noch so ausgefeilt ist, als viele der europäischen, so erwartet man wohl schwerlich darin so viel Beobachtungsgeist, richtiges Urtheil und natürliche Beredtsamkeit.

Auch bezeugen die Missionaire, daß man sogar Anzeigen von einer zu erwartenden Trennung der guten und bösen Seelen nach dem Tode unter den Indianern finde.

In der Art des Begräbnisses und der Beerdigung, sind freilich diese Völkerschaften abermals unter sich verschieden.

Einige Nationen haben einen gemeinschaftlichen Begräbnißplatz. Dieser besteht bald, wie bei den Sioux oder Nadowessiern, in einer großen Höhle; bald in eigenen nicht weit von dem Dorfe entfernten Begräbnißplätzen, Kirchhöfen; bald in bloßen Erddämmen, in welchen die Todten aufrecht hingestellt werden, da sie hingegen bei ersteren eine liegende Stellung erhalten. Andere Nationen haben nur einzelne Begräbnißplätze, und legen ihre Todten zwischen einige Bretter in die Erde; gewöhnlich ist hierbei der Kopf der Leiche nach Osten gerichtet; und bei dem Grabmale werden verschiedene Attribute seiner ehemaligen Lebensart aufgehangen. So z. B. bei einem Krieger Waffen, bei einem Arzte Schildkröten oder auch Kalabasch-Schaale u. dgl.

Fast alle fangen diese Beerdigungen mit Wehklagen und Heulen an. Die Männer dürfen dabei keine Thränen vergießen; dieß wird dafür aber von den Weibern desto reichlicher ersetzt. Die Nadowessier äußern ihren Schmerz durch tiefes Zerritzen ihrer Arme und Beine; auch besuchen die Weiber häufig die Gräber und streuen ihre abgeschnittenen Haarlocken darauf, wobei sie oftmals sehr dichterische Klagelieder absingen.

Bei verschiedenen Völkerschaften finden besondere Todtenfeste Statt. Dieß besteht bei einigen, z. B. bei den Nantikoks, darin, daß mehrere Monate nach der Beerdigung die Leichen wieder ausgegraben, ihre Gebeine gereinigt und getrocknet, sodann in neue Leinwand gewickelt und wiederum eingescharrt werden. Hierbei wird sodann ein großes Gastmahl gegeben. Dieß alles geschieht den Seelen der Verstorbenen zu Ehren, welche man noch in der Nähe der Gräber zu seyn glaubt. Eben diese Meinung ist auch die Ursache, weßwegen man jede Verletzung der Gräber für eine Beleidigung der Nation ansieht.

Bei andern Nationen wird zu diesem Feste, welches auch das Gastmahl für die Seelen, der Seelenschmaus genannt wird, ein eigener Anführer oder Direktor gewählet. Unter seiner Leitung gehen sodann alle aus mehreren Dorfschaften zusammen berufene Mitglieder der Versammlung paarweise nach dem Beerdigungsplatze, dem Kirchhof, decken zuerst in feierlich stiller Betrachtung die Leichen auf, und erheben sodann laute Klagelieder.

Hierauf sammelt und reinigt man die Körper oder die Gebeine, bekleidet sie mit neuen Biberröcken, und diejenigen, welche dazu besonders ernannt sind, tragen die Leichname in ihre Cabanen.

Alsdann wird im Dorfe ein großes Fest und Gastmahl gehalten, wobei auch Spiele und Kämpfe zu Ehren der Todten gegeben werden. Alles dieses wird aber stets durch Klagelieder feierlicher. Tages darauf werden die Todten, unter Begleitung der ganzen Versammlung, in eine dazu eigends er-

richtete große Halle getragen und hierin feierlich aufgehangen; hierbei setzt man zugleich Geschenke für sie hin. Endlich werden die Körper abermals in feierlicher Procession zu der großen Grube gebracht, zu dem allgemeinen Grabe. Hierin werden sie regelmäßig niedergelegt, Jeder der Versammlung nimmt etwas Erde, als ein heiliges Andenken, mit sich, die Todtenlieder ertönen von neuem, man bedeckt die Körper mit neuem Pelzwerke, und beschließt die ganze Cerimonie, indem man alles mit Baumrinde, Steinen und Erde zufüllet.

Jetzt glaube ich eine concentrirte Darstellung der bedeutendsten Merkwürdigkeiten vor Augen gelegt zu haben, wodurch sich die unkultivirten Völkerschaften der nördlichsten neuen Welt auszeichnen. Es wird eben so wenig zweckwidrig als unangenehm seyn, die ganze Uebersicht mit einigen Bemerkungen beendigt zu sehen, die als Resultate des Vorhergegangenen auf den Zustand jener Original-Amerikaner überhaupt Bezug haben.

Schlußbemerkungen über die Original-Bewohner des nördlichsten Amerika.

I.

Uebersieht man die ungeheuern Länder von Smiths Sound in der Baffinsbay unter dem 79sten Gr. der Breite, bis zu dem Parallelkreise des 40sten Grades; und von dem östlichsten Grönlande bis gegen das ihm entgegen liegende Südmeer, mit den vielartigen Volksstämmen der Original-Amerikaner in diesen Ländern, so drängen sich dem Beobachter sofort einige höchst merkwürdige Resultate auf.

Das erste ist die erstaunliche Geringfügigkeit der Menschenmasse, womit dieses unermeßliche Gebiet belebt ist. Ohne hier eine Aufzählung der unkultivirten Nationen von Nord-Amerika vornehmen zu wollen, welche ohnehin nur erst dann paßlich seyn kann, wenn zuvor ganz Nordamerika beendigt seyn wird, ist es genug, auf einzelne Thatsachen, die zum Theil schon in der hier gegebenen Beschreibung vorgekommen sind, Rücksicht zu nehmen.

Grönland enthielt etwa sechs tausend Menschen; Labrador kaum zwei tausend Esquimaux, und wahrscheinlich werden die übrigen großen Länder der Hudsonsbay und die Küsten des Eismeers, welche von diesen Polarzwergen besucht werden, schwerlich eine gleiche Anzahl von Individuen dieser Völker aufzuweisen haben.

Auf der ganzen großen Erdfläche, welche die Nordindier für ihre Heimath halten, sahen wir keine Spur einer festen

Ansiedlung. Mögen doch wohl kaum ein Paar tausend Individuen ihr kümmerliches Leben, in diesen zum Theil sehr fruchtbaren Ebenen, durch Jagen und Fischen fristen!

Auch die hierauf folgenden, tiefer wohnenden, obgleich sehr weit verbreiteten Knistenaux befanden sich in einem ähnlichen Zustande. Ihre Zahl ist eben so gering; sie sind fast eben so unfruchtbar, und ihre Weiber suchen den Zustand der Mutter durch die gefährlichsten Methoden zu schwächen.

So wie man weiter nach Süden zu den Stämmen der Ureinwohner von Canada fortrückt, zeigt sich fast ein eben so widriger Zustand der Population. Weiß man gleich nicht genau, wie gering dort die Menschenzahl der einzelnen Völkerschaften ist, denn sie selbst suchen den Europäern ihre unbedeutende Volksmenge zu verhehlen, so ergibt sich diese Dürftigkeit dennoch aus einzelnen Angaben. Eine Nation, sagt Loskiel, welche 1000 Mann ins Feld stellen kann, wird für groß angesehen. Die Mohawks, obgleich ein bedeutender Stamm, stellen nur 700 Krieger. Die Chirokesen hält man für das mächtigste Volk, und man schätzt sie dennoch nur überhaupt auf 15000 Köpfe. Der ganzen Conföderation der fünf Nationen gestehen Einige nur 1500 Krieger zu. Auch von den Tschippewäern, obgleich dieses Volk über einem sehr großen Landstrich verbreitet ist, gesteht Mackenzie, daß er zwar ihre Anzahl nicht schätzen könne, daß er aber gewiß sey, sie entspräche auf keine Weise der Größe ihrer Besitzungen.

Freilich waren alle diese Nationen oder Stämme vormals volkreicher, ehe die Europäer ihnen theils das Land abhandelten, theils sie darum betrogen, theils sie daraus gewaltsam verdrängten. Allein um die Zeit war auch ihr Gebiet noch ungleich größer, und das Verhältniß ihrer Population zu der Arealfläche ihrer Besitzungen war auf die Weise wohl dasselbe, es stand nämlich vielleicht in eben dem Mißverhältniß mit der Bevölkerung, wie heut zu Tage.

In Europa ist ein Staat nur mäßig bevölkert, wenn er auf einer Quadratmeile 1000 Menschen ernährt. Das Gebiet der Nordindier beträgt über 30000 Quadratmeilen. Nähme man selbst 5000 Nordindier an, so gäbe dieß nur etwa auf 6 Quadratmeilen erst einen einzigen Kopf, und selbst die Indianer der südlicher liegenden Theile von Nordamerika würden bei ähnlicher Vergleichung kaum etwas günstigere Resultate für ihre Volksmenge liefern.

Während daß man also in den meisten Theilen der alten Welt Tausende oder wenigstens Hunderte von Menschen auf eine Quadratmeile zählt, so erhielten wir dagegen hier noch nicht einmal eine ganze Zahl, sondern nur Brüche!

Dennoch sind diese Amerikaner dabei Polygamen, wodurch höchst wahrscheinlich bei der temporairen Absonderung von

den einzelnen Weibern, welche sie beobachten, die Bevölkerung sicher nicht viel verlieren kann. Wir sahen aber, was bei der Vielweiberei in Afrika für eine unermeßliche Masse von Menschen hervorgebracht ward. Wenn nun gleich die Klimate dieser beiden Gegenden außerordentlich verschieden sind, so zeigt dennoch das in dieser Rücksicht mittlere Europa, wie unbegreiflich dürftig der höhere Theil von Nordamerika bevölkert ist.

Auffallender wird dieß alles noch durch die bewundernswürdigen Fortschritte der Population, welche die neu angesiedelten Europäer, sowohl in Canada als in den vereinigten Staaten von Nordamerika in unsern Zeiten hervorbringen, und die man einem sehr großen Theile nach durchaus nicht den starken Einwanderungen der Fremden beimessen darf.

Dieß sind dann sprechende Beweise für den Werth der Kultur, für den ackerbauenden, regelmäßig eingerichteten Menschen.

II.

Das zweite wichtige Phänomen, in Rücksicht der Nord-Amerikaner, welches vielleicht mit eben so vielem Rechte hier die erste Stelle hätte einnehmen können, ist dasjenige, wovon bereits zuvor einige Erwähnung geschehen ist.

Nämlich alle diese Stämme der Ureinwohner lebten, und leben fast noch jetzt, ohne eigentliche Viehzucht und ohne eigentlichen Ackerbau. Diese Erscheinung ist einmal schon an und für sich selbst merkwürdig, sie ist es aber zugleich deßwegen, weil es sich durch dieselbe vorzüglich erklären läßt, warum diese Gegenden so wenig bevölkert sind, und endlich wird sie es dadurch noch mehr, weil sie offenbar mit dem Ursprunge dieser Völkerschaften in genauester Verbindung zu stehen scheint.

Schon vor vielen Jahren zog ich hieraus den Schluß *), wie schwierig es hierdurch werde, diese Völkerschaften, als von den gegenüber liegenden Nationen der alten Welt abstammend ansehen zu wollen.

Die Nordamerikaner hatten nämlich eben sowohl, als die unter gleichen Parallelen mit ihnen gelegenen Asiaten, das Rennthier, den wilden Ochsen, und wie wir jetzt noch bestimmter wissen, eine wilde Schaaf- oder Ziegenart. Sie hatten dabei sicher eben so viele, ja man darf, nach den zuvor beigebrachten Thatsachen behaupten, noch größere Talente, als jene Völker unserer Hemisphäre. Gesetzt also, sie wären Abkömmlinge der alten Welt, die durch irgend eine Art, aus irgend einer Ursache in die neue Welt wanderten oder dorthin geführt wurden, dann konnten sie, im Fall sie bei ihrem Wandern auch keines ihrer Hausthiere mit sich hinüber brachten, dennoch in Amerika ähnliche Thierarten zum Zähmen vorfinden. Und

*) Zimmermanns geographische Geschichte des Menschen und der vierf. Thiere. 1783. 3ter Theil. S. 253—260.

da ihnen der hohe Werth der Hausthiere bekannt war, da sie sie einzufangen verstanden, so begreift man durchaus nicht, wie sie ihre Sorglosigkeit gegen sich selbst so weit trieben, und dieser für sie unendlich leichteren und sicherern Methode sich zu erhalten, die unsichere Jagd vorzogen? Nachdem wir genau alle Nationen des nördlichsten Amerika kennen gelernt haben, ist es durchaus ungegründet, daß irgend eine derselben Heerden von zahmen Caribous (Rennthieren oder wenigstens ihnen sehr nahe stehenden Hirschen) oder von Bisonten oder von Moschusochsen ernährt, und auf die Weise, wie die Tschuktschen oder Tungusen, die bequemere Lebensart der Nomaden dem ungewissen Jägerleben und seinen häufigen höchst traurigen Folgen vorgezogen hätte. Hatten sie, im Fall sie Abkömmlinge jener Asiaten waren, so gänzlich ihren väterlichen Haushalt, seine Einrichtung und Bequemlichkeit vergessen? Waren sie aber keine Abkömmlinge, sondern durchaus in Amerika original, wie kam es denn, daß viele von ihnen nicht von selbst darauf verfielen, die großen fruchtfressenden, leicht einzufangenden und zu zähmenden Thierarten in Hausthiere zu verwandeln? Thaten sie es doch, wie dieß die zuvor beigebrachten Thatsachen unwiderleglich ergeben, an richtiger Beurtheilung, an einer vernünftigen oft schönen Ausbildung ihrer Reden und Lieder, so wie an vielen Kunstfertigkeiten und andern Talenten wirklich mehreren der angeführten asiatischen Nomaden zuvor!

Wenn daher der Jägerstand der erste, der roheste Anfang einer menschlichen Gesellschaft ist, wenn es nothwendig einer viel längern Zeit bedurfte, nutzbare Thierarten zu zähmen und in Hausgenossen zu verwandeln, so gibt diese Ansicht der Amerikaner allerdings einen neuen Grund mehr für die Hypothese derjenigen Weltbeobachter, welche Amerika als einen jünger bewohnten Theil unserer Erde ansehen; als einen Theil, der nur nach einer längern Zeit dem Wasser abgewonnen, dem Menschengeschlechte zum Wohnsitze dienen konnte.

Alle Folgen dieses wichtigen Satzes hier aufzuzählen würde zweckwidrig seyn; sie gehören in jene geographische Menschengeschichte. Hier reicht es hin, zu bemerken, daß sich eben daraus jene Kärglichkeit der Bevölkerung der Amerikaner von selbst ergibt, und daß die Bevölkerung dieser Stämme um etwas zunimmt, so wie man gegen Canada hinabgeht, wo sie bereits anfangen, in verschiedener Rücksicht einer ordentlichen Gesellschaft zu genießen, wo schon einige Grade der Dämmerung der Kultur sich bei ihnen mehr zeigen, als bei den Esquimaux oder bei den Nordindianern.

III.

Unbegreiflich und schaudererregend scheint auf den ersten Anblick bei diesen Völkern der erstaunliche Trieb nach Krieg

und Mord, ihre unersättliche Blutgier gegen den Feind und die beinahe übermenschliche Grausamkeit gegen die Gefangenen; die fast gänzliche Fühllosigkeit, mit welcher der Wilde den entsetzlichsten Martern trotzt, ja gleichsam über sie triumphirt.

Ohnstreitig treffen hier mehrere Ursachen zusammen, um so äußerst befremdende, der menschlichen Natur widrige Wirkungen hervorzubringen.

Eine derselben darf man mit Grund in die Unkultur selbst, in die rohe Lebensart eines Jägervolks setzen.

Was läßt sich von dem täglichen, ja stündlichen Morden und Peinigen der uns am nächsten stehenden Thierarten wohl anders erwarten, als Härte, Grausamkeit und Ungefühl gegen die Leiden uns ähnlicher Wesen? Mag die Jagd, periodisch oder pausenweise getrieben, den Körper härten, ihm Gewandtheit geben, Kraft und Stärke erzeugen, mag sie Einzelnen zum Ergötzen dienen können; Liebe gegen unsere Mitgeschöpfe, feinere Gefühle, Humanität erzeugt sie doch wahrlich nicht. Die Jagd aus Noth und Bedürfniß als einziges Mittel zum Lebensunterhalt, von einer ganzen Völkerschaft ununterbrochen fortgesetzt, ist aber sicher die erste Stufe zur Härte und zur Unmenschlichkeit. Das Angstgeschrei des gejagten Thiers, das Wimmern des verwundeten, das Tröpfeln seines Bluts, dieß alles beständig vor den Sinnen zu haben, erzeugt Gleichgültigkeit gegen jedes Leiden, es stumpft die Gefühle ab, es bildet den barbarischen Wilden. Wird nun dies alles dabei auf keine Weise durch Häuslichkeit, durch mildere Beschäftigungen, gemäßigt, bildet sich durch die Kultur kein Grad der Humanität, so erzeugt diese Lebensart eine erbliche Schwiele über das Herz, die Gefühle gegen den Bruder werden erstickt, und so konnte der beständige Jäger den rohesten, barbarischen Krieger hervorbringen.

Sollte es außerdem der Wahrheit gemäß seyn, daß die Amerikaner, wie man dies gleichfalls von den Negern behauptet, mit minder empfindlichen Nerven, mit einer dickeren, geringer fühlenden Haut als andere Völker begabt sind, dann wäre jene uns übermenschliche Standhaftigkeit bei den größten Qualen einigermaßen erklärbar. Läßt sich dieß aber wohl so ganz mit den so feinen Sinnen dieser Völker vereinbaren? Hat der, der so scharf und weit sieht, so genau und so weit riecht, hierzu nicht ein feineres Gefühl in seinen Nerven? Nähme man indeß an, daß Stupidität eine Begleiterin des physischen Ungefühls sey, so findet sich bei unsern Amerikanern allerdings eine wichtige Ausnahme. Viele dieser Völkerschaften haben einen sehr richtigen Verstand, sie haben Wärme für die Ihrigen, deutliches Gefühl von dem Werthe der Rechtschaffenheit, sie haben nicht etwa nur dummen Stolz, sondern sie zeigen wahre Ehrliebe, und wenn sie sich auf eine grausame Art zu dem

Geschäfte des Krieges vorbereiten, so liegt der eigentliche Grund hiervon in ihrem hohen, ja übertriebenen Sinne für Freiheit.

Wie bei den Bewohnern der alten Welt ist hier also wohl ebenfalls ein Gemisch von Gutem und Bösem. Die Rohheit, die Folge der späteren Ausbildung dieses Erdtheils, macht uns die schlimmen Seiten des Charakters wohl nur auffallender.

Man sey aber billig, man gebe auf die Kriege dieser Völker ohne Vorurtheil, ohne sich durch diese uns fremde Rohheit irre machen zu lassen, Acht, und man wird doch Mehreres finden, wodurch sie sich besser vertheidigen lassen, als verschiedene der Kriege des hochkultivirten Europäers.

Die Kriege der sogenannten Wilden nehmen eigentlich nie ihren Ursprung aus Vergrößerungs- oder Eroberungssucht. Gewöhnlich werden sie dadurch veranlaßt, daß eine Nation das Jagdrevier der andern, oft ohne eigentlichen Vorsatz verletzt, und also den Unterhalt des Nachbarn hierdurch schmälert. Und wie leicht kann sich dies ereignen? Ein Rudel Wildpret betritt auf seiner Flucht einen nahe liegenden Wald oder Erdstrich, der erhitzte, oftmals hungrige Jäger folgt, ohne genau an die Gränze zu gedenken. Wird die Verletzung des Jagdgebiets wahrgenommen, und verschafft der Beleidiger nicht sofort Genugthuung, dann entsteht ein Krieg.

Wenn diese Ursache zum Streite offenbar nicht ohne Grund ist, so zeigt sie zugleich bei diesen Nationen gleichfalls ein öffentliches Anerkennen des Eigenthums; nicht aber etwa des Privat-, sondern des National-Eigenthums; denn von dem in dem großen Jagdrevier sich vorfindenden Wildpret lebt hauptsächlich die gesammte Nation.

Eine zweite Veranlassung der Kriege unter diesen Völkern ist die ihnen gleichsam zur andern Natur gewordene Rachsucht. Wirklich scheint bei ihnen dieser entsetzliche Zug einen wahren Bestandtheil ihres Charakters auszumachen, denn selbst der ausgebildete Indianer vermag es nicht über sich, ihn auszulöschen. Hier ein Beispiel, das zugleich für die zuvor angeführten guten Anlagen der Indier spricht.

Joseph Brandt, ein Mohawk, ward in seiner ersten Jugend in eine Schule von Neu-England geschickt. Er zeigte viel Fähigkeiten, und machte beträchtliche Fortschritte im Lateinischen und Griechischen. Man brachte ihm auch die Grundsätze der christlichen Religion bei, und er bewies sich als einen warmen Verehrer des Christenthums, übersetzte auch, in der Hoffnung dereinst seine Nation zu bekehren, das Evangelium Matthäi und die Liturgie der englischen Kirche in das Mohawksche. In seinen Sitten zeigte er vielen Anstand, und selbst viel Sanftes. Brandt hatte seine Studien noch nicht völlig beendiget, als der englisch-amerikanische Krieg ausbrach. Die ihm angeborne Ruhmbegierde machte, daß er die Schule so-

gleich verließ, und er stieß mit einem Corps Mohawken zu den englisch-königlichen Truppen. Er that sich bald durch Tapferkeit und Klugheit hervor, und stieg daher zum Kapitain in königlichen Diensten und zum Oberhaupte seiner Nation.

Brandt benahm sich fast bei jeder Gelegenheit als ein sehr anständiger Mann. Er wußte die Mohawken nach Endigung des Krieges zu überreden, daß sie Neuyork, wo sie am Mohawkflusse wohnten, verließen, und sich nebst ihm in Canada, in der Gegend des Grand River, der in den See Erie fließt, ansiedelten. Er selbst behielt eine ansehnliche königliche Pension, und stand als ein eben so gescheidter als tapferer Mann bei den Wilden und auch bei den Europäern in keinem geringen Ansehen. Die Frau von Riedesel fand in ihm einen sehr gebildeten und vorzüglich sanften Mann. Indeß ward dieser sonst so schätzbare, ausgebildete, wohl unterrichtete Brandt dennoch zu Zeiten von jener furchtbaren Hauptleidenschaft seiner Nation fortgerissen.

Er erhielt in einem Scharmützel eine Wunde in die Ferse. Die Amerikaner wurden indeß geschlagen und 60 Mann nebst dem Offizier zu Gefangenen gemacht. Der englische Oberst Johnston, dem sie sich ergeben hatten, war in der freundschaftlichsten Unterredung mit ersterm, als Brandt unbemerkt herbeischlich, und ohne die mindeste weitere Veranlassung den Officier mit seinem Tomahawk todt schlug. Der englische Oberste, über diese schändliche Verrätherei äußerst aufgebracht, machte dem Mohawk die bittersten Vorwürfe. Brandt nahm sie ruhig hin, und erwiederte, es sey ihm leid, ihn gegen sich aufgebracht zu sehen, allein seine Wunde habe ihn in dem Augenblicke so heftig geschmerzt, daß er es nicht in seiner Gewalt gehabt habe, an diesem einzigen Gefangenen Rache zu üben.

Dieser Zug in dem Charakter der Uramerikaner, die Rachsucht, ist freilich entsetzlich; man sehe aber nur ruhig in der alten Welt um sich, und man findet Nationen, welche, wenn gleich kultivirt, ihnen hierin nicht nachstehen.

Folgender Zug der Rache eines amerikanischen Indianers zeigt, daß diese Menschen selbst hierbei nicht alles Gefühl von Gerechtigkeit verläugnen.

Ein Indier tödtete zufälligerweise einen Andern von seiner eigenen Nation. Der Bruder des Erschlagenen ging in die Cabane des Mörders, und als er in derselben eine Frau nebst einigen jungen Kindern erblickte, fragte er Jenen, ob dies seine Kinder wären. Als der Hausherr dieß bejahte, sagte Jener zu ihm: „wenn gleich meines Bruders Blut um Rache schreit, so werde ich dennoch, da deine Kinder so jung sind, und ihre Mutter noch nicht versorgen können, vorjetzt gegen diese Stimme taub bleiben.“ Hiermit verließ er die Hütte, und lebte mit dieser Familie friedlich. Kaum war aber der älteste Sohn her-

angewachsen und hatte den ersten Hirsch geschossen, so ging er von neuem zu dem Mörder. „Nun, sagte er zu dem Mörder, „habe ich Dir lange genug Frist gegeben, ich kann nicht län„ger der Stimme meines Bruders widerstehen; er fordert laut „Dein Blut; Dein Sohn ist im Stande, die Deinigen zu er„nähren, jetzt mußt Du Deine Schuld bezahlen."

„Ich bin bereit zu sterben, antwortete Jener, und danke Dir „für Deine lange Nachsicht." Weib und Kind brachen bei diesen Worten in laute Thränen aus, allein der Vater verwies dem Sohne seine Weichlichkeit und sagte: „vergossest Du „Thränen, als Du den Hirsch tödtetest? und wenn Du ihn „mit trocknen Augen konntest sterben sehen, warum weinest Du „jetzt um mich, da ich bereit bin, dasjenige willig zu leiden, „was unsere Sitten auf das gerechteste fordern?"

Unbeweglich gegen sein eigenes Blut forderte er jetzt den Bruder des Erschlagenen auf, seine Pflicht zu thun, und empfing mit unerschüttertem Muthe den Todesstreich.

Diese sogenannten Wilden sind indeß oftmals eines seltenen Edelmuths fähig.

Ein Canadier, der sich im stürmischen Wetter auf einer Jagdpartie in der Nacht verirrt hatte, stieß zufällig auf die einzelne Wohnung eines europäischen Ansiedlers. Durchnäßt und von langem Gehen erschöpft, bat er um Obdach und einen frischen Trunk; aber der gefühllose Weiße wies ihn mit harten Worten von sich.

Nach langer Jahresfrist traf eben diesen Weißen ein gleiches Schicksal. Es war ein heißer Tag, und da er viele Meilen gemacht hatte, freuete er sich, die Cabane eines Indianers zu finden. Er trat in die Hütte, und bat, ohne den Besitzer wieder zu erkennen, um Erlaubniß auszuruhen, und um Erfrischung. Dieser erinnerte sich sogleich des unbarmherzigen Europäers, gestand ihm aber willig einen Ruheplatz zu, gab ihm ein Nachtquartier und versorgte ihn nach bestem Vermögen mit allen Nahrungsmitteln. Hinreichend gestärkt, wollte der Landbauer jetzt die Hütte unter vielen Danksagungen verlassen, als der Wilde ihn zuvor folgendermaßen anredete:

Bruder, als ich vor mehrerer Zeit ebenfalls ermattet und durstig zu dir kam, versagtest du sogar dem rothen Manne (so nennen sich die Indianer in Rücksicht von uns Weißen) den Eintritt in deine Hütte. Siehe, ich erkannte dich sofort, und erquickte dich auf das möglichste. Laß daher künftig nie deinen rothen darbenden Bruder ungestärkt von dir gehen.

Einen ähnlichen Zug von großer Gutherzigkeit der Wilden gegen die ihnen sonst so gehässigen Weißen erzählt Raynal. Die von einem zertrümmerten Schiffe geretteten Matrosen wurden von einem Indianer in Canada auf das liebreichste aufgenommen.

Daß übrigens die Kriege der Wilden überhaupt mit so un-

menschlicher Grausamkeit begleitet sind, davon liegt offenbar die Hauptursache in der Unkultur; nur allein wahre und allgemeiner verbreitete Kultur sondert Grausamkeit von Tapferkeit ab.

Ob aber auch selbst eine höhere Civilisation die Ausartung der Heftigkeit eines an sich reizbaren Volks in die roheste Wildheit zu hemmen vermag, darüber mögen uns die Gräuelscenen der französischen Revolution das Nöthige sagen.

Wollte man es indeß wagen, die Kriege der kultivirten Nationen unserer östlichen Welt, und vorzüglich ihre Ursachen, mit jenen Kriegen der Uramerikaner zu vergleichen, so überlasse ich es der ruhigen Vernunft über beide das Urtheil zu fällen.

Die Kriege der alten Welt zielen nur zu häufig auf Ländervergrößerung und auf Herrschen ab, und hiebei wird denn oftmals alles aus den Augen gesetzt, was Rechtlichkeit und Grundsätze heilig machen. So sehe man auf das empörende Benehmen Roms, des Erz-Raubstaats, gegen Carthago. Welchem Manne von einigem Gefühl schaudert nicht bei der Darstellung des Betragens der Consuln, als sie Willens waren Carthago zu zerstören!

Nachdem der niedrige Betrüger Censorinus der unglücklichen Republik alle Waffen, alle Catapulte mit dem Versprechen abgelogen hatte, mit dieser Einbuße ihrer Vertheidigung zufrieden zu seyn, trat er nun plötzlich mit der empörenden Anrede hervor: „Carthago müsse dennoch gänzlich zerstört werden!!" Und wirklich ward nun diese große Handelsstadt von 700,000 Menschen, nach unglaublichem Morden und Gräueln, in einen Steinhaufen verwandelt.

Die Kriege der Wilden sind aber auch noch von einer andern Seite nicht mit den unsrigen vergleichbar. Ihre Kriege bringen ungleich geringere Calamitäten über das Menschengeschlecht als die, welche wir so eben auf unserer Halbkugel erlebten.

So schrecklich der Wilde auch seine Feinde behandelt, so trifft dieß einmal nur eine geringe Anzahl, auch sind seine Kriege nicht von langer Dauer, und seine Verheerungen sind von solcher Art, daß sie dem Lande nur auf eine sehr kurze Zeit schädlich sind. Der Wilde ist, seine Kriegswuth abgerechnet, höchst selten ein gänzlich unmoralischer, principloser Mensch. Er raubt selten, er schlägt nicht die hundertjährigen Waldungen, das große Bauholz seiner Feinde nieder, er schändet nicht dessen Weiber und Töchter, er predigt nie Ungehorsam gegen die Oberhäupter der Nation, er lästert nie gegen den großen Geist.

Möge der Deutsche hingegen einmal nach Schwaben und Franken hinblicken, oder der Belgier, der Schweizer und Italiener in seine Heimath, wie behandelten ihn die Heere der

edeln Freiheit und Gleichheit? Fiele doch auf ewig der Vorhang vor ihren Gräueln nieder, und verlöre doch der Geschichtschreiber auf immer die Erinnerung daran!

Der hochkultivirte Mensch weckte durch die Kultur unendliche Bedürfnisse, machte unendliche Nüanzen von Leidenschaften darnach lüstern, setzte zu ihrer Befriedigung das ganze Talent seines Geistes in ein tausendfaches Spiel, erzeugte durch neue Combinationen neue Begierden, neue Laster. Gewann er daher an Bequemlichkeit, an Geschliffenheit, an äußerer Humanität, so war dagegen eine weit genauere Aufsicht nöthig, es bedurfte der äußersten mit Energie verbundenen Wachsamkeit, damit diese große Geistesentwickelung nicht zugleich in die furchtbarste Geißel, ja in den geschliffensten Mordstahl für die Societät ausartete.

Wie sehr würde man aber Unrecht thun, wenn man dieß für eine Apologie des rohen Zustandes des Menschen ansehen wollte. Würde wohl ein Mann von richtigem Sinn und Gefühl einen solchen Zustand im Ernst vertheidigen und der Kultur hohnsprechen können?

Zwar blenden die Scheingründe, mit welchen Raynal dieß sich zu Schulden kommen ließ, anfangs ein ungeübtes Auge *); genauer betrachtet, schwinden sie vor der ruhigen Vernunft, wie der Thau vor der Mittagssonne. Was sagen nämlich die Exclamationen gegen die Bedrängnisse, welche einzelne Theile des Staatshaushalts bei den civilisirten Völkern treffen? Nichts weiter, als daß jede menschliche Einrichtung Unvollkommenheiten hat und haben muß.

Ist es nicht lächerlich, einen Caligula, Nero, oder ihnen jetzt ähnliche Geschöpfe zum Beweise aufführen zu wollen, wie sehr der civilisirte Mensch unter Tyrannen leidet, da dieß alles ja nur temporär, bald vorübergehend ist, da es mit dem Urheber des Menschendrucks aufhört. Die Verkauflichkeit des Menschen in einigen Staaten ist allerdings traurig; die Monopole, der Stolz der Reichen oder des Adels, die übertriebenen Abgaben, die Einzwängungen durch Herrenrechte, die Mühseligkeiten bei jedem anständigen Gewerbe in die Höhe zu kommen, alles dieß ist theils mehr, theils minder drückend; allein einmal beweiset dieser Druck doch nur das Mangelhafte der Einrichtungen der Societät, und leidet denn nicht der Mensch als Wilder noch weit mehr? Ist es nicht lächerlich, die Glückseligkeit der Unabhängigkeit bei einem Volke zu preisen, welches nicht sicher ist, morgen vor Hunger umzukommen, oder von dem Feinde aus verjährter Rache, oft selbst ohne Ankündigung des Krieges, erschlagen zu werden? Gewißheit seines Unterhalts und die Fortdauer dieser Gewißheit für die Fami-

*) *Raynal* Hist. philos. des Etabliss. etc. T. 6. S. 201. u. f.

lie, also die Sicherheit der Societät hört selbst kaum einmal unter der willkürlichen Regierung eines Deys der Raubnester gänzlich auf, und dieß ist die große Basis des civilisirten Lebens, die nur durch die hochgeschliffenen Franken während der Revolution erschüttert worden ist.

Nur der Mißbrauch der Kultur kann, wie schon zuvor gesagt ist, schädlich werden, und es ist widersinnig, irgend eine Sache nach ihrem Mißbrauche einseitig beurtheilen zu wollen. Hier steht mithin der Hauptunterschied unerschüttert: In der Natur des rohen Zustandes des Menschen liegt die Unsicherheit seiner Existenz; in der Natur der Civilisation hingegen die Sicherheit derselben.

Noch mehr. Es ist völlig der eigenen Natur des Menschen zuwider, so bald er nur neben einander wohnt, das weitere Entwickeln seiner Fähigkeiten und daher der größeren Zahl neuer Bedürfnisse zu verhindern. Sogar der einfache Hausrath des Wilden nach seinen Abwechselungen und Mannigfaltigkeiten unter den verschiedenen Stämmen legt hiervon ein gültiges Zeugniß ab. Wenn sich also hieraus einmal die Unmöglichkeit ergibt, die von Raynal so hochgepriesene Glückseligkeit lange erhalten zu können, so erhalten wir auch zugleich auf diese Weise einen Maßstab, um das Alter der Amerikaner, als Volk, schätzen zu können.

Aber auch individuell bietet die Civilisation Schutz gegen die Leidenschaften, und selbst im Kriege zeigt sich ihr Werth. Der rohe Wilde gibt in jedem Augenblicke seiner Leidenschaft Gehör; der civilisirte Mensch wird durch Gesetze gefesselt; und nur bei völliger Auflösung der Bande der Societät finden Mitrailladen und Noyaden Statt. Die Franzosen bewiesen im siebenjährigen Kriege, unter ihrem rechtmäßigen Oberherrn, daß auch der kultivirte Krieger selbst auf dem Boden des Feindes mit Milde verfährt, Rechtlichkeit schätzt, und weder das Blut des Gegners verschwendet, noch dessen Nachkommenschaft auf Jahrhunderte beraubt.

IV.

Nimmt man bei allen ursprünglich amerikanischen Nationen Rücksicht auf das, was wir Religion nennen, so findet man durchaus keine einzige Nation ohne allen Kultus, und ohne alle Idee von höheren Wesen, von Geistern. Es zeigte sich nur eine einzige unter ihnen, so weit sie uns mit einiger Genauigkeit bekannt geworden sind, welcher die beiden Hauptstützen aller Religion, nämlich die Idee eines allerhöchsten Geistes, eines einzigen Gottes, und die Idee eines Daseyns nach dem Tode fehlte.

Es scheint indeß sehr bemerkenswerth, daß gerade diese einzige Nation, diese rohesten Menschen, nicht die Bewohner

des höchsten Nordens waren, denn letztere, die Esquimaux und Grönländer, nehmen jene beiden Hauptsätze als wahr an. Es waren vielmehr die ihnen zunächst wohnenden Nordindier.

Dieses Volk findet sich, wie wir sahen, eigentlich in einem noch dürftigeren Zustande als jene im höchsten Norden lebenden Menschen, weil ihnen das Meer fehlt, mithin ihre Nahrung weit weniger sicher ist, als den Bewohnern des fischreichen Oceans die ihrige. Erinnert man sich nun des dauernden Kummers und Ungemachs, in welchem die Nordindier leben, wobei ihre Weiber das Elend ihres Daseyns so sehr fühlen, daß sie auf stete Vernichtung ihrer Leibesfrucht sinnen, dann scheint es begreiflich, wie sich unter diesen Völkern, die sich von der Natur so stiefmütterlich berathen glauben, nicht die Idee von einem großen wohlthätigen Urwesen, sondern nur die von bösen Genien und Feen erzeugt. Solcher Feen, wie sich Hearne ausdrückt, glauben sie viele; vielleicht für jedes Naturphänomen eine eigene.

Aber auch selbst dieser Glaube an übernatürliche Wesen irgend einer Art bestätiget wenigstens jene schon von den Alten anerkannte Wahrheit, daß die Idee eines höchsten Regierers der Welt der menschlichen Natur eigen, mit ihr gleichsam verwebt sey. Wenn sie ihr gleich auch nicht angeboren ist, und wenn dieses allgemeine Vorfinden derselben bei den Menschen aller Zonen auch keinen apodiktischen Beweis für das Daseyn Gottes an die Hand geben kann, so folgt doch immer daraus, daß sie dem menschlichen Geiste so nahe liegt, und daß sie ein Bedürfniß seiner nur etwas entwickelten vernünftigen Natur ist.

Und es ist denn doch wahrlich mit dem wärmsten Danke anzuerkennen, daß gerade diejenigen Hauptlehren der Religion, welche zugleich als die vorzüglichsten Stützen der Moralität, also der gesammten bürgerlichen Ordnung benutzt werden können, durch den Blick auf die uns umgebende Natur sogar dem roheren Gefühle so lebhaft einleuchten, also durch die Sinne selbst bei einiger Entwickelung des Vernunftvermögens, sich jedem menschlichen Wesen so aufdringen, um sogar dem Wilden wie angeboren zu scheinen.

Hiernach scheint es wenigstens sehr widernatürlich, ja in Rücksicht der bürgerlichen Ordnung und der gesammten Societät, höchst strafbar zu seyn, entweder durch wirkliche Denkkraft, oder wohl gar durch bloßen Witz diese Hülfsmittel für die Sicherheit der menschlichen Gesellschaft vernichten zu wollen, und das um so mehr, wenn man sich selbst gestehen muß, daß man unvermögend sey, dem so mühsam errichteten Gebäude unserer Societät neue Strebepfeiler unterschieben zu können, worauf das Ganze so sicher zu ruhen vermag.

Die wichtigsten Handelsprodukte der westlichen arctischen Erde.

Auf den ersten Blick scheint es allerdings einen hohen Grad von Selbstigkeit zu verrathen, wenn man in der Natur stets die Absicht aufsucht, oder wohl gar von ihr fordert, das Menschengeschlecht vor allen übrigen Thierarten besonders zu begünstigen, und der Erhaltung desselben eine ganz vorzügliche Sorgfalt zu widmen.

Denn, fragt man, was ist eigentlich der Mensch? Wie weit ist er denn wohl über jedes andere Thier erhaben? Ist nicht sein Entstehen, sein Wachsen und Entwickeln, sein Abnehmen, sein Vergehen, eben so, wie bei den übrigen Thieren? Er wird, er dauert kaum ein einziges Uranusjahr, und er zerfällt, wie jede Ephemere, in Staub!

Selbst wenn man auf die durch den Instinkt einiger geselligen Thierarten bewirkten Einrichtungen ihres häuslichen Lebens, und der von ihnen überhaupt geäußerten Fähigkeiten achtet, z. B. auf die Talente des Bibers, des Elephanten, des Ourang-Outangs, so scheint es noch deutlicher zu werden, daß sich der Mensch in keinem sehr großen Abstande von ihnen findet. Rechnet man dabei noch auf die außerordentliche Aehnlichkeit, die man auf den ersten Anblick in dem Aeußern manches Negers oder Esquimaux und des Ourang-Outangs wahrnimmt, dann sollte man sich noch stärker überzeugt halten, der Mensch stehe wohl nur eine einzige Stufe höher als jene große Affenart; er gränze zunächst an sie. Da nun die Natur für keine dieser uns so nahe verwandt scheinenden Thierarten mehr als für die übrigen Vorsorge trug, weder in Rücksicht des ihnen zugetheilten Vermögens sich über sehr viele weit auseinander liegende Theile der Erde zu verbreiten, noch auch in Ansehung der Bequemlichkeit für sie überall eine ihnen paßliche Nahrung hervorgehen zu lassen, wie durfte dann wohl der Mensch es erwarten, sich einer weit geflissentlicheren, genaueren Sorgsamkeit für seine Erhaltung rühmen zu dürfen? Oder ist vielleicht der Mensch, so sehr dieß auch die erste Ansicht zu läugnen scheint, seiner Natur nach dennoch weit über jene gescheidten Thierarten erhaben? Steht er wirklich in einem sehr großen Abstande von ihnen? Allerdings. Hat doch selbst der Ourang, nach Campers trefflichen Untersuchungen, nicht von weitem etwas Aehnliches in seinen Sprachorganen mit denen des Menschen. Er steht, was noch sonderbarer ist, hierin mit dem Rennthiere fast in einer Klasse! So scheint die Natur zuweilen die menschliche Weisheit, bei der Herleitung ihrer

Schlüsse aus Aehnlichkeit, täuschen zu wollen! Ist mithin der Ourang-Outang durchaus der Sprache unfähig, so würde sogar ein dem menschlichen Gehirn völlig gleichkommender Bau dennoch nicht vermögend seyn, diesen Affen nur zu der untersten Stufe der Menschheit, z. B. zu dem Werthe der Pescherås (auf Feuerland) zu erheben. Denn wie unendlich ragt der Mensch nur allein durch seine Sprache über alles das hervor, was man die Thiersprache nennt! Findet nämlich unter ihnen auch ein Uebereinkommen, eine Verständigung vermittelst einzelner Töne Statt, wie ließe sich so etwas vergleichen mit der Mittheilung der Empfindungen und Ideen durch Hülfe artikulirter Töne oder Wörter nach einer bestimmten Verbindungsart? Also mit einer aneinander hängenden Rede? Dennoch ist die Sprache nur gleichsam das Organ, die öffentliche Ankündigung der Größe des Menschen, das Werkzeug seiner Combinations- und Erfindungskräfte, das Werkzeug, wodurch er den unermeßlichen Werth seiner Vernunftanlagen deutlich zu Tage legt.

Wie dürftig erscheint aber nun vollends gegen letztere, gegen die geistigen Kräfte des Menschen, alles das, was die zuvor angeführten gescheidtesten Thiere hervorbringen, selbst wenn sie sich zu großen Gesellschaften vereinigen!

Wie geringfügig sind die Spuren von den Seelenfähigkeiten des Elephanten oder des Ourangs, welche sie bei einzelnen Fällen äußern, wie monoton der Bau der Biber, und wie einflußlos alles dieß auf die gesammte übrige Erde gegen die Produkte des menschlichen Gehirns!

Wird doch der Mensch Herr aller übrigen Thierarten der Erde, und zwingt sie zur Darbringung eines Tributs. Der Elephant muß für ihn tragen und kämpfen; die Fischotter und der Cormoran müssen für ihn fischen, der Seidenwurm, die Schildlaus und die Biene für ihn weben, färben und sammeln! An der Hand der Meßkunde und Naturlehre wandelt er im Dunkeln der Erdrinde, wie beim Tageslichte, und zieht das ihm nutzbare Mineral aus dem Abgrunde hervor. Berge durchgräbt und ebnet er; leitet die Flüsse nach seiner Willkühr, und hemmet die Welle des wilden Oceans; dem Wetterstrahl gebietet er ohne Schaden für ihn die Erde zu befruchten; selbst im Sturm fliegt er in bestimmter Richtung über das Weltmeer; und als Aeronaut durchsegelt er sogar die höhere Atmosphäre. Des weiten Jupiters Monde müssen ihm sein eigenes Wohnhaus bestimmen; schon mißt er die Gebirge der übrigen Erdkörper; ja sein unerschöpflicher Geist wiegt das Sonnensystem, und entwirft gigantische Gemälde aller Himmel!

So steht er da als erster Liebling des Schöpfers, als über jede andere Thierart unermeßlich erhaben.

Und die Natur sollte dieses ihr vollkommenstes glorreichstes

Produkt nicht der vorzüglichsten Pflege gewürdigt haben? sie sollte seiner Fortdauer nicht mit größerer Sorgfalt warten, als aller gegen ihn so tief gestellten Thiere?

Nein; für die Erhaltung des Menschengeschlechts mußte sie mit Recht alle Kräfte aufbieten. Es ist also nicht mehr Selbstigkeit, es ist nur ruhiges, bestimmtes Gefühl von dem Werthe des Menschen, wenn man die Zeugnisse dieser Vorliebe der Natur für ihn überall aufzufinden sich bemühet.

Es fällt dann auch dem Weltbeobachter nicht schwer sie zu entdecken. Sie zeigen sich unter jedem Himmelsstriche, und selbst die unfruchtbare Polarwelt legte uns bereits einige Proben davon vor Augen.

Ihre Summe und ihre Gültigkeit wird aber weit vollzähliger und wichtiger, wenn man vorzugsweise auf diejenigen Produkte sein Augenmerk richtet, wodurch der Mensch erhalten und gegen die Kälte geschützt wird. Die hieraus fließenden wichtigen Resultate zur Bestärkung der obigen Behauptung mögen der Auseinandersetzung der einzelnen Produkte nachfolgen.

Wir machen hier den Anfang mit dem Meere. Unaufgefordert bietet es die nahrhaftesten Erzeugnisse in ungeheuern Massen dar. Es gewährt unermeßlichen Gewinn, und gibt vielfachen Anlaß zur Entwickelung und Darlegung der seltensten Talente des Körpers und des Geistes.

Die großen Fischereien der arctischen Erde.

1) Der Wallfischfang.

Es gewährt bereits ein merkwürdiges Schauspiel, den kleinen Menschen von etwa anderthalb hundert Pfunden Gewicht, ungeheure Thiere von 100 ja 130 tausend Pfund anfallen und glücklich bekämpfen zu sehen. Allein wie sehr wächst unsere Bewunderung, wenn man bedenkt, daß bei diesem erstaunlichen Unterschiede an Masse und individueller Stärke, der Mensch jene Kolossen gar in ihrem eigenen Elemente angreift, während daß er daneben auf einem, von ihnen leicht zu zertrümmernden Kahne daher schwimmt, und zugleich den Wellen und dem Winde Trotz bietet.

Schon dieß zusammen müßte Erstaunen erregen, geschähe es selbst nur im offenen freien Meere. Wenn man aber sich der Gefahren erinnert, die jene zertrümmerte Eiscontinente für den Wallfischfänger erzeugen, dann staunt man nicht weniger über die Kühnheit des Menschen, als über seine Talente und über seine Sucht nach Gewinn.

Die Gefahren bei diesen Unternehmungen schilderte bereits in frühern Zeiten Zorgdrager; daß sie sich aber bei allen unseren Fortschritten in der Schiffkunst nicht sehr gemindert haben, bezeugt die Nachricht des Commandeur Jansens, welche uns M. Posselt in Niemanns schätzbarer Zeitschrift aufbewahrt hat.

Im Junius des Jahres 1777 wurden 10 Schiffe Grönlandsfahrer gegen den 76sten Grad der Breite am nördlichsten Grönland vom Treibeise eingeschlossen. Sie befanden sich auf einer isolirten, von ungeheuern Eisschollen umgebenen Wassermasse. Nun erhoben sich Stürme, trieben die Schiffe gen Süden, und eins ward nach dem andern durch die Gewalt des Eises zertrümmert. Die Mannschaft suchte sich dann von einem Schiffe auf das andere zu flüchten. Das letzte Schiff zersplitterte zu Anfang des Oktobers im 63sten Grade der Breite oberhalb Cape Farewell, an der Küste von Grönland. Der größte Theil der Mannschaft, welcher dem Mangel und den Krankheiten entgangen war, fand sich auf diesem Schiffe zusammen gedrängt. Als diese elenden Menschen das Land glücklich erreicht hatten, theilten sie sich. Ein Theil suchte gerade durchs Land zu den dortigen dänischen Besitzungen vorzudringen; allein, sey es durch Hunger oder durch die Eingebornen, genug, er kam um. Der andere gelangte, nach unsäglichen Gefahren und Mühseligkeiten, nur erst im März des folgenden Jahres zu der Colonie in Friedrichshaab.

Den Methoden, wodurch der Mensch diesen Kampf gegen die größten Thierarten, unter so gefahrvollen Umständen, besteht, mag zuerst eine kurze Zeichnung der Wallfische vorausgehen.

Die Ordnung der hierher gehörenden Thiere nimmt gleichsam die Mittelstelle zwischen den vierfüßigen Thieren und den Fischen ein. Sie haben ein Herz mit vier Abtheilungen und rothes Blut. Sie athmen nicht nur durch wahre Lungen, pflanzen sich nach der Art der übrigen Säugthiere fort, und stillen ihre Jungen, wie diese, mit Milch, sondern sie haben wahre Knochen, und die Knochen der Vorderflossen kommen mit den Handknochen der Quadrupeden, auch in der Zahl der Finger überein, ob sie gleich als Flossen durch eine eigene Haut und Fleischmasse in eins verwachsen sind.

Hauptsächlich sind folgende Arten von Wallfischen (Cetacea) der Gegenstand der gefahrvollen Fischerei.

Von den Cetaceen ohne Zähne kommen hier vor: 1) der gemeine Wallfisch (Balaena Mysticetus naribus flexuosis in medio anteriore capite, dorso impinni L.), schwarz von Farbe, hin und wieder weißlich marmorirt; das größte bekannte Thier unserer Erde; denn 1620 traf man an den Küsten von Corsica einen Wallfisch, dessen Fleisch 135,000 Pf. wog;

er hielt 100 Fuß in der Länge. Ja es ist höchst wahrscheinlich, daß diese Thiere, bevor der Mensch sie durch seine Jagd verscheuchte, und jährlich eine beträchtliche Anzahl von ihnen tödtete, einen noch größeren Wuchs, bei ruhigerer und längerer Lebenszeit, erreicht haben. Man kann nämlich eben so sicher historisch darthun, als es auch in der Natur der Dinge selbst gegründet ist, daß schon seit der Vermehrung der Wallfischjäger weit weniger große Wallfische erlegt werden, als in früheren Zeiten. In unsern Tagen ist ein Thier dieser Art von 70 Fuß bereits selten.

Der schwarze Wallfisch (Blak Whale) hat, so wie die übrigen dieses Geschlechts, keine eigentliche Zähne, sondern an deren Statt mehrere (oft 700) mit der breiten Seite neben einander liegende hornartige, dunkle Blätter in der obern Kinnlade. Sie sind mit starken Haaren oder Zotten besetzt, und der Figur der Kinnlade anpassend, bogenförmig; die längsten, mittleren, halten zuweilen 20 Fuß. Vorne und in den Mundwinkeln sind sie kurz. Indem sie von einer eigenen Vertiefung der unteren Kinnlade aufgenommen werden, so zermalmen sie, gleich den Zähnen, die dazwischen gebrachte Speise. Man nennt sie die Barden, und sie liefern das kostbarste Produkt am Wallfische, nämlich das Fischbein. Das Maul hat übrigens eine etwas, wie ein lateinisches S, gebogene Form. Die Oeffnung der Kehle ist nur klein. Bei einem Thiere von 48 Fuß hielt sie zwischen 4 bis 5 Zoll im Durchmesser.

Die Zunge besteht aus einer einzigen Masse von Fett. Sie liefert oftmals mehr als 5 Tonnen Thran.

Der Kopf beträgt fast ⅓ der ganzen Leibeslänge. Oben auf dem Hinterkopfe stehen auf einer Erhöhung die beiden Luftlöcher oder Bläser, jedes von etwas über einen Fuß im Durchmesser. Die Haut ihrer Mündung ist sehr elastisch; das Thier kann sie schließen, und hierdurch das Eindringen des Wassers abhalten. Der Wallfisch muß indeß wenigstens nach einer Stunde einmal von den Luftlöchern Gebrauch machen, nämlich zum Athemschöpfen gegen die Oberfläche kommen. Er läßt alsdann ein dumpfes Brausen und Blasen hören.

Das Auge, nicht größer als ein Ochsenauge, hat die Natur ziemlich nach dem Hintertheile des Kopfs zu, unten etwas über das Ende der Oeffnung des Mauls gestellt. So konnte der Wallfisch am bequemsten alles unter und neben sich beobachten. Es hat Augenwimpern mit Haaren, und die Augenhäute sind, vielleicht gleichfalls, um dem Drucke des Wassers zu widerstehen, aus sehr vielen starken Lamellen oder Schichten zusammengesetzt. Löwenhök zählt an der vordersten 18.

Das äußere Ohr hat aus ähnlichen Ursachen kaum den Durchmesser einer Federspule. Indeß hört das Thier dennoch sehr fein.

Der horizontale Schwanz, in seiner Weite etwa von der Dimension des Kopfs, ist das Hauptinstrument der Bewegung und der Vertheidigung. Es ist bewundernswürdig, mit welcher Schnelligkeit der Koloß die Wellen in jeder Richtung damit theilt, in die Tiefe hinab und wieder in die Höhe fährt; aber es ist schrecklich, wenn ihm ein Schlag mit dem Schwanze auf den Feind gelingt. Er zertrümmert ein beträchtliches Fahrzeug.

An sich ist der Wallfisch ein harmloses, furchtsames Thier. Sein kleiner, zahnloser Rachen ist nur für unbedeutende Thierarten fürchterlich. Er nährt sich vorzüglich von 2 kleinen Krebsarten (Cancer pedatus und C. oculatus, B. Fabric.), der erste heißt deßhalb besonders das Wallfischaas; auch verschlingt er einige Seeblasen und Quallen, und junge Heringsbrut. Bei der unermeßlichen Menge jener Insekten und dieses Gewürms, womit das Meer unweit Spitzbergen, Jan Mayens Land und Grönland, oft wie bedeckt ist, öffnet das Thier nur den Rachen und schlürft mit einem einzigen Zuge hunderttausende davon ein. Wer vermag die Zahl der Individuen davon zu berechnen, die diesen Kolossen zur Nahrung dienen.

Die Zeugung der Wallfische geschieht, mehreren glaubhaften Nachrichten zufolge, aufrecht im Wasser; der breite Schwanz dient ihnen bei dieser Stellung zum Fuße.

Worauf gründen einige Naturforscher die Behauptung, daß die Wallfischmutter nur 9 Monate trage? Gewisser sind wohl folgende Angaben. Die Mutter wirft gewöhnlich nur ein Junges, weit seltener zwei, auch hat sie nur neben dem Geschlechtsgliede zwei kleine Brüste. Das Junge kommt fast in der Größe eines Stiers zur Welt. Die Mutter legt sich beim Säugen auf die Seite, und äußert außerordentliche Vorliebe gegen ihre Frucht. Sie drückt es mit der Flosse wie mit einer Hand an sich; sie bleibt, vom Feinde gejagt, selbst mit Gefahr ihres Lebens, nur kurze Zeit unter dem Wasser oder dem Eise, da das Junge nicht lange ohne Athem zu schöpfen in den Tiefen auszuhalten vermag; sie trennt sich selten von ihrem harpunirten Jungen, und läuft dadurch geradezu den Mördern in die Hände. Pyrard bringt von dieser Liebe ein Beispiel bei. Eine Wallfischmutter an den Küsten von Brasilien sah ihr Junges gefangen. Das sonst furchtsame Thier griff alles Geschreies der Seeleute ungeachtet, das Fahrzeug wüthend an, stürzte es über und rettete ihr Junges.

Der Wallfisch lebt häufig in Gesellschaft; das Meer erschien zu Zeiten durch einige geschlossene Reihen dieser Riesen völlig schwarz.

Die Angabe von dem Nutzen des Wallfisches, oder vielmehr von seinem ganzen Werthe, scheint besser auf den Fang selbst zu folgen.

Dieses merkwürdige Seethier verdiente wohl eine etwas längere Anzeige; der übrigen ihm ähnlichen Arten dürfen wir jetzt kürzer erwähnen.

2) Der Finnfisch (Balaena Physalus L.) hat zwar die Länge, aber nicht die Dicke des großen Wallfisches. Er zeichnet sich auch durch die Finne zu Ende des Rückens von jenem aus. Er lebt von Schollen, Lachsarten und andern kleinen Fischen. Wegen seiner größern Schnelligkeit und wegen seines heftigen Blasens und Umsichschlagens stellt man ihm nicht so sehr nach; besonders da die von ihm zu erhaltende Masse Thran ungleich kleiner ausfällt, und die weit kürzern Barden gleichfalls nur geringern Werth haben. Doch ist den Grönländern das Fleisch eßbarer als das vom großen Wallfische.

3) Der Nordkaper, das Breitmaul (Balaena Musculus), führt seinen Namen vom Nordcap in Norwegen, wo er sich häufig zeigt, dem vorhergehenden ähnlich, nur schmäler; auch ist die untere Kinnlade viel breiter und größer als die obere. Auch dieser wird weniger gesucht, da sein Ertrag weit geringer ist, ob er schon oft gegen 80 Fuß Länge hat. Er lebt hauptsächlich von Heringen, die er mit dem Schwanze zusammen zu treiben versteht, und die er bei seinem großen Rachen dann zu ganzen Tonnen voll auf einmal verschluckt.

Ueberdies gibt es noch wenigstens drei Arten (Bal. Boops; B. rostrata; B. gibbosa) Wallfische mit Barden, welche theils mehr, theils minder den vorhergehenden ähnlich, zuweilen von den Wallfischfängern nur gelegentlich benutzt werden, da sie von geringem Werthe sind.

Unter den Wallfischarten mit Zähnen steht mit Recht hier zuerst:

Der Cachelot oder Pottfisch (Physeter macrocephalus dorso impinni, fistula in cervice L.). Sein ungeheurer Kopf gibt ihm den Namen Großkopf. Die Engländer nennen ihn im Gegensatz des großen Wallfisches, den weißen Wallfisch (The white Whale). Die untere Kinnlade hält einige 40 starke Zähne, diese passen in glatte Höhlungen der weit größeren oberen Kinnlade, welche selbst kleine, nur von außen nicht sichtbare, an die der oberen Kinnlade anschließende Zähne enthält. Hierdurch wird er selbst dem räuberischen, stärksten Haye, dem Menschenfresser (Squalus Carcharias L.) so furchtbar, daß dieser, so bald er ihn erblickt, in der Angst bis auf die steilsten Felsen des Meeres so weit hinaufflüchtet, daß er zuweilen dort auf dem Trocknen sterben muß. Ja diese Seeungeheuer, welche selbst viele der größten Wallfische angreifen, fürchten den Cachelot so heftig, daß sie sogar den Leichnam eines solchen Thiers nicht anzurühren wagen!

Der Cachelot ist wegen einer für den Handel nutzbaren Flüssigkeit des Gehirns berühmt. Sie findet sich nicht nur in einer

eigenen ungeheuern Kammer des Kopfes, in Gestalt eines weißlichen Oels, sondern selbst in dem Körper desselben. An der Luft erhärtet, ist sie unter dem Namen des Wallraths (Sperma Ceti) bekannt. Auch findet sich in den Gedärmen des Thiers die kostbare Materie, der graue wohlriechende Ambra, worauf die Pharmaceutik der Vorzeit großen Werth legte.

Von eben diesem Geschlechte sind denn noch drei Arten wichtig, nämlich der Weißfisch (Physeter Catodon), welchen Fabricius, da er in beiden Kinnladen Zähne fand, unter die Delphine rechnet; ferner das Kleinauge (Ph. Microps) und der Mastfisch (Ph. Tursio), von Einigen wegen seiner gerade und hoch aufstehenden Rückenfinne so genannt. Beide sind von sehr beträchtlicher Größe und daher dem Wallfischfange wichtig.

Dieß ist auch, obgleich im minderen Grade, der Fall mit einigen Delphinarten, d. i. Cetaceen, bei welchen beide Kinnladen mit Zähnen bewaffnet sind, die im übrigen aber ebenfalls zu den Säugthieren gehören, auch sind sie mit einer Luft- oder Blaseröhre versehen.

Der größte unter ihnen (Delphinus Orca) ist der nutzbarste, da er oft einem kleinen Wallfische gleicht. Die übrigen, z. B. D. Delphis, der Delphin der Alten, der Tümler, so wie D. Phocaena, werden schon häufig mit Netzen gefangen. Ihr Herauftreten an die Oberfläche des Meers prophezeihet gewöhnlich Sturm oder wenigstens Veränderung des Windes und Wetters.

Zuletzt verdient hier noch ein großes säugendes Seethier angeführt zu werden, wenn es gleich nicht sehr häufig gefangen wird.

Dies ist der Narwal, Monodon Monoceros. Er ist lange unter dem Namen des Meereinhorns bekannt, und von ihm kommen die oft 18 Fuß langen, geraden, gewundenen Zähne, dem Elfenbein gleich, vormals eine theure Seltenheit der Sammlungen. Bei dem jungen Thiere findet man zwei solcher Zähne; äußerst selten bei älteren. Der Narwal erreicht zuweilen die Größe von 60 Fuß, säugt, wie die übrigen Wallfische, seine Jungen, und hat oben auf dem Kopfe ein doppelröhriges Blasloch. Er wird sowohl wegen des Fleisches (Thran) als wegen des Elfenbeins gejagt. O. Fabricius erwähnt einer zweiten viel selteneren Art unter dem Namen Monodon spurius, mit kleineren Zähnen, dessen Fleisch wegen der heftig abführenden Eigenschaft von den Grönländern sorgfältig vermieden wird.

Wahrscheinlich dient diesem Thiere der lange Zahn zur Vertheidigung und zum Angriff, vielleicht selbst gegen den ungleich größeren Wallfisch. Denn der noch weit kleinere Schwertfisch (Xiphias), mit dem Schwerte kaum 18 Fuß lang,

ja sogar der Sägefisch (Squalus Pristis), nur von 15 Fuß, wagen es, jenen Riesen der Meere oftmals mit Vortheil anzufallen.

Le Dru beschreibt das blutige Gefecht des Wallfisches mit diesem kleinen, aber sehr gewandten Sägehai. Jener Coloß suchte hierbei seinen Gegner mit fürchterlichen Schlägen des Schwanzes zu zerschmettern, das Meer brausete dadurch schäumend auf; allein der leichte und weit schnellere Raubfisch vermied durch elastische Sprünge in die Luft seinen Tod, fiel dann auf den Wallfisch herab, und zerriß ihn mit seiner stark gezähnten Säge.

Von einem ähnlichen Kampfe zwischen dem Wallfisch und dem Schwertfische war Peron an der westlichen Küste von Neuholland Zeuge.

Dieß sind die Thierarten, welche den Wallfischjägern zum Hauptgegenstande dienen. Unbedeutender sind die Robben oder Seehunde; sie verdienen indeß nachher eine besondere Anzeige.

Der Wallfischfang selbst geschieht kürzlich auf folgende Weise:

Die zu dem Wallfischfang brauchbaren Schiffe sind gewöhnlich von 200 Lasten, und halten gewöhnlich bis gegen 110 oder 118 Fuß; sie sind wegen des Eises sehr stark gebauet, vorn bis zu dem Fockmast mit starkem Eichenholz und Eisen versehen. Ein solches Schiff führt 6 bis 7 Schaluppen (Böte) von einigen zwanzig Fuß Länge; ferner 500 große Speckfässer; Proviant für einige vierzig Mann auf 6 Monat, vier sehr lange Taue, Harpunen, Lanzen, Speckmesser, außer den gewöhnlichen Bedürfnissen der Equipage. In Holland kostet ein so ausgerüstetes Schiff 40 bis 50,000 Gulden.

Unter der Schiffsmannschaft befinden sich außer dem Capitain oder Commandeur 6 Officiere, nämlich der Steuermann, der Speckschneider nebst seinem Gehülfen und 3 Harpunirer. Diese 6 Officiere stehen nicht wie die übrigen Matrosen bloß in monatlicher Löhnung zu 20 Gulden, sondern um ihnen den Fang selbst desto angelegener zu machen, erhalten sie außer den Handgeldern eine gewisse Belohnung für jeden Fisch und für jede Tonne Thran.

Die Abfahrt der Schiffe geschieht gewöhnlich im April, wenn sie anders nicht zugleich auf das Robbenfangen ausgehen; denn in diesem Fall müssen sie sechs Wochen früher auslaufen. Das westliche Spitzbergen, Grönland, die Davisstraße, werden vom 70sten bis zum 80sten und höheren Graden, wegen der erwähnten Eisfelder und treibenden Eisblöcke, unter tausend Gefahren besucht.

Gewöhnlich wird das Schiff an ein großes Eisfeld gerade da vor Anker gelegt, wo man darin eine Oeffnung findet. Diese entdeckt der kundige Schiffer dadurch, daß er auf den

weißen Schimmer merkt, welcher das Blinken des Eises genannt wird. Da, wo nämlich eine Oeffnung das Eisfeld unterbricht, zeiget sich dieser Schimmer auch selbst unterbrochen. Findet man hier auch zugleich das Wasser von den Insekten und dem Gewürm, welches den Wallfischen zur Nahrung dient, trübe oder grünlich, dann hat man Hoffnung zu einem guten Fang.

Nun werden einige Schaluppen ausgesetzt, man nennt sie Brandwachen, welche zu jeder Stunde, denn dort ist alsdann dauernder Tag, auflauern, ob irgendwo ein Wallfisch sich durch sein Blasen entdecken läßt.

Kaum entdeckt die Schaluppe einen Wallfisch oder hört sein Athmen, so ruft die Mannschaft den Uebrigen zum Zeichen Fall, Fall, und sucht mit möglichster Vorsicht und Stille sich dem scheuen, furchtsamen Thiere zu nähern. Dieß erleichtert aber der breite Kopf, da der Wallfisch nur seitwärts am bequemsten sieht; auch darf man es aus ähnlicher Ursache von hinten wagen.

Ist man etwa bis auf 3 Klafter hinangerudert, dann unternimmt der Harpunier den Angriff.

Der Harpun selbst ist ein starkes, elastisches Eisen (Stahl) von etwa $2\frac{1}{2}$ Fuß, vorn pfeilförmig zugespitzt und mit zwei schneidenden Seiten, welche Widerhaken bilden, versehen. Der Stahl paßt dann in einen hölzernen Schaft von 6 Fuß Länge. An dem Harpun ist ein weißer, geschmeidiger, zäher Strick, von dem besten Hanf, befestiget, an diesen sogenannten Vorläufer aber werden die langen getheerten Taue geknüpft. Gewöhnlich hat die Schaluppe sieben, auch wohl mehrere, jedes von 120 Klaftern.

Der Harpunier wirft nun den Harpun in das Thier. Ist die Schwarte durchbohrt, dann gleitet der Harpun leicht in das weiche Fett hinein, und tiefer als die Speckhaut dringt selten das Eisen; daher ist der Harpun dem Wallfische eigentlich nicht tödtlich. Allein das gereizte Thier erschrickt, thut einen mächtigen, zuweilen der Schaluppe gefährlichen Schlag mit dem Schwanze, und eilt sodann in die Tiefe oder unter das Eis.

Vormals hielt man die Lage des Harpuniers für besonders gefährlich; die Erfahrung hat aber das Gegentheil gelehrt. Indeß gibt es zuweilen kritische Fälle. Folgenden erzählt Zorgdrager: Ein Wallfisch, der von einem Harpunier angeschossen war, tauchte unter. Während der Zeit machte sich der Harpunier der zweiten Schaluppe fertig, das Thier, sobald es sich wieder zeigte, gleichfalls zu harpuniren. Der Wallfisch kam so nahe bei der Schaluppe wieder hervor, daß diese dadurch einen sehr starken Stoß erhielt, und daß der vorn stehende Harpunier, statt seinen Harpun abzuschießen, selbst auf den Fisch geworfen ward. Er hielt sich jetzt an dem ersten

Harpun darauf fest, und da das Seil (der Vorläufer) sich um seine Beine geschlagen hatte, war er nicht im Stande, von dem Fische herab zu springen. Er sahe sich gezwungen, auf dem Wallfische reitend, dem schnell eilenden Thiere zu folgen, als glücklicherweise der erste Harpun ausriß. Er fiel dann in das Meer herab, und ward durch die nacheilenden Schaluppen gerettet.

Sobald der verwundete Wallfisch sich in die Tiefe senkt oder unter das Eis flüchtet, müssen die Linienschießer genau auf das schnelleste Nachfolgen der Taue oder Linien Acht haben. Die Heftigkeit, mit welcher der Wallfisch dahin fährt, macht es nothwendig, sie, um Brand zu verhüten, stets mit Wasser zu begießen, denn oft sind in wenigen Augenblicken viele hundert Klafter abgelaufen. Zuweilen stürzt sich der Wallfisch mit solcher Wuth gerade hinab gegen den Grund des Meeres, daß er, tödtlich verwundet, sogleich dadurch umkommt, und dann bald todt obenauf schwimmt.

Gewöhnlich sieht man ihn nach einiger Zeit unter dem heftigsten Blasen wieder hervorkommen. Vom Schrecken und schnellen Forteilen erhitzt, stößt er dann oftmals mit dem Athem Blut aus dem Luftloche. Die erste Schaluppe hat während der Zeit zum Zeichen ihres Glücks und ihres Eigenthumsrechts an dem Fische eine Flagge aufgesteckt. Die übrigen eilen ihr auf dieses Zeichen zu Hülfe, und kaum läßt sich das verwundete Thier von neuem blicken, so sucht man ihm sch[illegible] zweite Harpune beizubringen. Dann taucht es von neuem unter, ist aber gezwungen, bald wieder hervor zu kommen und sich neuen Harpunen auszusetzen. Geht aber der Wallfisch unter die großen Eisfelder, dann ist er oftmals verloren, und man muß die Taue kappen. Zeigt er sich hingegen ermüdet, und schwimmt ruhiger auf der Oberfläche, so nahen sich in diesem Zustande zwei Schaluppen, um ihn zu tödten. Man stößt ihm in der Absicht 12 Fuß lange Lanzen, wo möglich hinter den Flossen oder Finnen, vorwärts ins Herz und Lunge hinein. Jetzt äußert sich die ganze Kraft des ungeheuern Thiers; mit dem Schwanze und mit den Flossen schlägt er wüthend um sich. Wehe der Schaluppe, welche ihm sodann nicht geschickt auszuweichen versteht. Auch ereignen sich hauptsächlich in dieser Lage zuweilen traurige Scenen.

Der Wallfisch treibt jetzt mit dem Athem Strahlen von Blut in die Höhe, stirbt aber gewöhnlich bald darauf.

Im Fall daß zwei verschiedene Schiffe ihn harpunirt haben, so gehört er beiden; kömmt er aber mit einem gekappten Harpun, und wird nachmals beim Wiederhervorkommen von einem andern Schiffe harpunirt und gefangen, so bleibt das Recht ausschließlich dem letzteren.

Der todte Fisch wird dann durch die Schaluppen an das

Schiff gerudert. Die Speckschneider treten mit großen Stiefeln, unten mit langen Stacheln beschlagen, um das Herabglitschen zu verhüten, auf den Fisch. Sie flenzen, zerschneiden, den Fisch vermittelst sehr großer Messer. Der anderthalb Fuß dicke Speck wird in großen Stücken abgelöset, auf das Schiff gewunden, dort in kleinere Stücke zerschnitten und in die leeren Fässer gepackt. Die Barden werden zum Fischbein ausgelöset, und selbst die Knochen der Kinnladen, da sie noch etwas Thran enthalten, auch als Pfähle sehr dauerhaft sind, werden mitgenommen. Der übrige ungeheure Körper fällt dann den Haien, den Malleunken (Procellaria Glacialis) und den weißen Bären zur Beute.

Der Speck wird zu den Thransiedereien geführt. Ehemals hatten die Holländer ihre Thranbrennereien auf Spitzbergen; allein jetzt sieden sie den Thran, so wie die meisten europäischen Nationen, in ihrem eigenen Vaterlande. Einige wenige Franzosen und die Basques haben nur die Gewohnheit, gleich auf den Schiffen selbst durch eigene dazu erbauete Oefen den Speck auszukochen. Ein Einwohner eines kleinen Orts Cibourre, Namens Sipote, soll dergleichen Oefen angegeben haben. Die Kühnheit dieser, wegen Feuersgefahr, gefährlichen Methode, wird dann freilich durch beträchtlichen Gewinn belohnt. Zu dem ganzen Geschäfte des Thransiedens ist nur ein großer kupferner Kessel erforderlich, worin das Feuer den Thran aussiedet, und mehrere Abklärungs- oder Läuterungsgefäße, in welche er vermittelst eigener Rinnen hinabläuft; über dem letzten, welches einen Theil Wasser enthält, findet sich ein eigener Durchschlag, der alle gröbere Theile zurückhält.

Ein ansehnlicher Wallfisch gibt 70 bis 100 Quartelen Speck. Hundert Quartelen Speck geben, nach Einigen, gegen 90 Quartelen Thran; genauer gerechnet, geht wohl $\frac{1}{3}$ verloren. Ein Quartel beträgt 60 bis 64 Gallonen (engl.) jede zu 4 Pinten Pariser Maß.

Dem ersten Verhältnisse zufolge gäbe ein großer Wallfisch von 100 Quartelen Speck etwa 68 Quartelen Thran, oder zu 36 Fl. gerechnet für 2208 Fl.

Indeß darf man nur auf Fische rechnen, welche etwa 40 bis 45 Quartelen geben.

Der Thran ist aber stets der Hauptwerth des Wallfisches, da die Barden etwa $\frac{1}{4}$ des Werths vom Thrane betragen. Der Preis des gerissenen Fischbeins ist je nach der Länge verschieden. Hundert Pfund von 3 bis 4 Viertel Länge wurden 1781 bezahlt mit 90 bis 96 Gulden, von 7—8 Viertel Länge mit 128 Gulden, von 9—10 Viertel Länge mit 136 Gulden.

Fische von 1000 Rthlr. an Werth sind daher schon beträchtlich; doch rechnen Andere die größten Fische auf 8000 holländische Gulden.

Folgende Berechnung, welche uns Hr. Niemann geliefert hat, wird den Werth dieser Fischerei im Ganzen übersehen lassen.

Vierzig holl. Schiffe von 125 bis 160 Last kosten im Durchschnitt jedes	19000 Rthlr.
also zusammen . . .	760000 Rthlr.
Die jährlichen Kosten:	
Anschaffung der Tonnen und übrigen Geräthe u. s. w.	26264 Rthlr.
Packhausmiethe, Steinkohlen, überhaupt Unkosten zum Thran	19000 Rthlr.
Ein Schiff rechnet man jährlich verloren .	19000 Rthlr.
Dafür ein neues	19000 Rthlr.
Summa .	83264 Rthlr.
In 12 Jahren hatten diese vierzig Schiffe jährlich im Durchschnitt geliefert 9800 Quartelen Speck; in allem hieraus an Gelde (an Thran, die Tonne Thran zu 14 Rthlr. 2 Schill.)	292552 Rthlr.
Gewinn an Barden (Fischbein) (⅓ des Werths des Thrans)	97517 Rthlr.
Summa .	390069 Rthlr.
Hiervon jene jährl. Ausgabe .	83164 Rthlr.
Bleibt als jährl. Zinsen des ersten Kapitals von 760000 Rthlr. .	306805 Rthlr.

Selbst mit Hinweglassung des Werthes der Barden blieben dennoch 209288 Rthlr als die Ausbeute, welche das Kapital von 760000 Rthlr. jährlich abgeworfen. Indeß scheint dieß alles noch bei weitem zu glücklich, da man weiß, wie große Prämien jetzt zur Aufmunterung des so beträchtlich gesunkenen Wallfischfanges gesetzt werden. Besonders waren die letzten 20 Jahre sehr unglücklich.

Die Summe der, Kaufleuten von sechs verschiedenen Ländern gehörigen, im Jahre 1794 ausgelaufenen Schiffe, nebst ihrem Fange, gibt Hr. Niemann, nach den Altonaer Addr. Komt. Nachrichten, an:

1) Holländische	Schiffe	55,	gefangene	Fische	99½
2) Hamburger	—	26,	—	—	27½
3) Bremer	—	6,	—	—	13
4) Hannöversche	—	2,	—	—	3
5) Altonaer	—	8,	—	—	14
6) Glückstädter	—	12,	—	—	2½
		109			159½

Der stärkste Handel ist jetzt in den Händen der Engländer, auch zahlt die Regierung dort 30 Schilling, also etwa neun Rthlr. Prämie für jede Tonne (Schiffl.).

Sprengel rechnet 240 Schiffe für England und Schottland, obgleich diese Zahl in einzelnen Jahren sogar 284 betrug; sie beschäftigen 10000 Matrosen.

Hierunter sind oftmals über 50 Schiffe, die im großen Südmeere auf den Fang ausgehen. Dieses seit kurzem deßhalb so stark besuchte Meer liefert sehr reichliche Ausbeute. So fing im Jahre 1789 ein einziger Capitain die erstaunliche Anzahl von 27 Wallfischen außer 870 Seehunden *).

Zu Anfange der französischen Revolution sandte Frankreich, nach Arnoulds Angabe, 15 Schiffe zum Wallfischfange nach Grönland und Brasilien.

In Brasilien haben aber die Portugiesen seit langer Zeit eine solche Fischerei. Eine besondere Compagnie zahlte dafür der Krone, dem Raynal zufolge, 80000 Thaler, Angelo sagt 50000 Kronen.

Von außer-europäischen Nationen haben wohl keine zu diesem Fange eine so bequeme Lage, als die Nordamerikaner. Besonders sind die Einwohner von der Insel Nantucket hierin so berühmt, daß unter Ludwig XVI. mehrere Wallfischfänger von dorther durch ansehnliche Vortheile bestimmt wurden, sich, zu dieser Absicht, in Dünkirchen anzusiedeln. Zwar hatte dieser Erwerbzweig der vereinten Staaten seit der Revolution beträchtlich verloren, besonders durch die hohe Auflage, welche England auf den fremden Thran gelegt hat. Indeß gewann Neu-England, vermittelst einiger 90 Schiffe, dennoch 1,119287 Dollars. Hierunter waren fast für 28000 Dollars an Wallrathlichtern, also an Werth ein sehr bedeutender Artikel, der überhaupt eher zu- als abnehmen wird.

Obigen Angaben zufolge darf man also die gesammte Zahl der zu dem Wallfischfange ausgesandten Schiffe wohl auf mehr als 470, ja vielleicht 480 setzen, ohne die unbekannte Zahl der Portugiesen in Anschlag zu bringen. Und wenn England auf seine 240 Schiffe 10000 Matrosen rechnet, so stiege diese Zahl durch die der übrigen sicher über 20000 Seeleute, jedes nur zu einigen 40 Mann gerechnet. Diese 20000 Menschen beleben vom April bis zum September größtentheils die Eisfelder gegen den Nordpol.

Ein Kapital von mehr als 18 Millionen Thaler wird dadurch sicher in Umlauf gesetzt, und viele hundert tausend Menschen werden dadurch ernährt. Denn der Thran dient den Lederbereitern, Lohgerbern, Weißgerbern und Corduanmachern; ferner die Hefen den Seifensiedern; in ungeheurer Menge wird

*) Ueber die Wichtigkeit des Wallfischfanges im Südmeere, sehe man Zimmermann geogr. Annalen, S. 469.

er aber als Brennmaterial zur nächtlichen Erleuchtung verbraucht, und sogar der Unrath der großen Wallfische dient zum Rothfärben.

Die Wallfischfischerei soll, einigen Nachrichten zufolge, von den Basques zuerst unternommen seyn, nämlich von den Bewohnern des sogenannten französischen Biscaya. Dieß ist der Landstrich, welcher das Ländchen Labour (jetzt Départ. des Basses Pyrenées) enthält, worin Bayonne, St. Jean de Luz und auch Sibourre liegt. Die berühmten Landes gränzen hieran, und hier findet sich auch Cap Breton. Die Bewohner dieser zum Theil sehr öden Gegend waren von jeher als sehr thätige, kühne Menschen berühmt. Mehrere große Wallfische, welche sich zur Winterzeit bei ihnen einfanden, veranlaßten sie nicht nur zu dem Fange an ihren eigenen Küsten, sondern sie sollen sie veranlaßt haben, zur Aufspürung des eigentlichen Sitzes dieser Thiere, ihnen in das Nordmeer zu folgen. Dort sollen sie schon 100 Jahr vor Columbus einen Theil der Küste von Nordamerika entdeckt, und nach ihrem Vaterlande, Cap Breton, benannt haben. Mag auch diese Sage zu weit gehen, so viel ist indeß ausgemacht, daß schon zu Anfange des 16ten Jahrhunderts die Basquen den Wallfischfang mit dem glücklichsten Erfolge betrieben haben, und daß die Einwohner von St. Jean de Luz, Bayonne und Sibourre in der Mitte eben desselben Jahrhunderts mehr als 50 Schiffe dazu ausrüsteten.

Als nachmals die Holländer alles aufboten, sich auch dieses Handelszweiges zu bemächtigen, suchten sie mit vielem Gelde Basquische Harpunierer zu ihrem Wallfischfange auf.

Es bildete sich (1614), wie damals überhaupt, deßhalb eine eigene Compagnie, unter dem Namen der Nordischen Compagnie, welche sich aber 1645 wieder trennte. Als dieser Erwerbszweig auf diese Weise frei gegeben war, so erreichte die holl. Wallfischfischerei eine solche Höhe, daß sie zu Ende des 17ten Jahrhunderts gegen drittehalb hundert Schiffe dazu ausrüsteten. Ja im Jahre 1701 fingen sie 2073 Fische, welche 67317 Fässer Speck gaben. Innerhalb 46 Jahren hatten sie 32908 Wallfische gefangen. Hierdurch waren 84 Mill. Thaler gewonnen, ohne die Ernährung der dabei beschäftigten großen Menschenzahl in Rechnung zu bringen.

Dieses Glück dauerte indeß nicht sehr lange. England fing besonders seit 1724 durch eine eigene Südsee-Compagnie an, sich zum Nebenbuhler aufzuwerfen. Und wenn gleich diese Gesellschaft sich gleichfalls Verlusts wegen zerschlug, so munterte dennoch die englische Regierung durch bedeutende Prämien auf. Auf diese Weise und durch die schwere Auflage von 15 Pfund Sterl. 5 Schill. auf jede Tonne fremden Thran, hat sich jetzt England auch in diesem großen Handelszweige zum Meister gemacht. Denn 1788 liefen 248 Schiffe zu diesem Fange aus; also mehr als Holland je ausgerüstet hatte.

Die Verhältnisse der Schiffe der übrigen Nationen sind bereits oben erwähnt worden.

2) Die Robben.

Keinen unbedeutenden Zusatz zu dem Werthe dieser Fischerei geben die Robben oder Seehunde.

Es sind mehr als 5 Arten, worauf man, weil sie besonders einträglich sind, Jagd macht. Die bedeutendsten hiervon sind:

1) Die Bären-Robbe (Phoca Ursina L.).
2) Der gehaubte Seelöwe (Ph. cristata).
3) Die grönländische Robbe (Ph. groenlandica).
4) Die große Robbe (Ph. barbata).
5) Der gemeine Seehund (Ph. vitulina).

Diese Thiere gehören dem Instinkte nach zu den gescheidtesten Quadrupeden, und man weiß durch Versuche, daß sie fast gleich dem Hunde keines geringen Grades der Zähmung fähig sind.

Der Europäer erschlägt sie gewöhnlich auf dem Eise, der Grönländer bedient sich außer obiger Methode hingegen noch eines eigenen Wurfspießes, an welchem eine große Blase befestigt ist. Hiermit verfolgt ein einzelner Mann in dem Umanak (Männerboot) eingeschnürt die schnellen, schlauen Thiere mit dem glücklichsten Erfolg. Auch schlagen die Grönländer Oeffnungen in das Eis, ahmen die Stimmen von einigen dieser Arten auf das geschickteste nach, und locken den Seehund zu der Oeffnung, die er ohnehin, um Athem zu schöpfen, gern besucht, wo er aber alsdann durch den Wurfspieß oder den Schlag eines starken Eisens seinen Tod findet.

In Schweden fängt man sie überdies in eigenen starken Netzen, auch werden sie mit Kugeln erschossen.

Die Robben geben aber, außer einer beträchtlichen Quantität Thran, ein sehr brauchbares Fell. Von einem großen fetten Seehunde erhält man einen Quarteel Thran. Dieser hat nicht allein den Nutzen des Wallfischthrans, sondern er wird auch zur Seife und zur Bereitung der Juchten benutzt. Das Fell des Seehundes wird zu Kofferüberzügen u. dgl. gebraucht; in China bebrämt man auch die Mützen und Kleider mit den feinen Seehundsfellen, welche von Rußland eingehandelt werden. Nach Olaffens Angabe bezahlt man für 10 Pf. einer gut bereiteten Seehundshaut einen Thaler dänisch.

Endlich verdient hier das Wallroß (Trichechus Rosmarus dentibus laniariis superioribus exsertis L.) noch eine besondere Erwähnung. So viel Aehnlichkeit dieses oft achtzehn Fuß große Seethier mit den Robben auch hat, so unterscheidet es sich dennoch sehr davon. Es hat nämlich große Schneidezähne. Diese ragen bei einer nach unten gerichteten bogenförmigen Krümmung oft 20 Zoll aus der Kinnlade hervor,

haben 8 im Umfange, und übertreffen an Festigkeit und Feinheit des Gewebes das Elfenbein; auch genießt es nicht so sehr wie die Robben thierische Nahrung. Zwar nährt es sich häufig von Schalthieren, welche es mit den großen Hauzähnen von den Felsen und dem Meergrunde losreißt, allein es frißt zugleich den Seetang in großer Menge.

Diese starken Thiere werden mit eigenen Harpunen erlegt. Clarke ließ sie bei seiner Weltumsegelung mit Kugeln erschießen. Man trifft sie gewöhnlich in großen Gesellschaften an. Der Angriff auf sie ist gefährlich. Sie gehen brüllend auf die Schaluppen los, schlagen ihre starken Hauzähne ein, und verwunden nicht nur die Menschen, sondern werfen selbst das Fahrzeug um.

Man erhält oft eine Tonne Thran von einem einzigen Wallrosse; die Zähne werden pfundweise so theuer bezahlt als Elfenbein; von den kleinen galt das Pfund etwa 3, von den größern 5 und mehr Gulden. Die Haut, welche oft 400 Pfund wiegt, liefert treffliches Riemenwerk. Zorgdrager schlug bereits zu seiner Zeit (1720) den Betrag eines gewöhnlichen Thieres zu 36 Gulden an, dieser Preis konnte aber schon damals auf 70 Gulden steigen; wie viel höher seit 80 Jahren, da der Verbrauch seiner Produkte so erstaunlich gewachsen ist!

An diesen Thierarten, und wahrscheinlich an mehrern Seethieren, hat dann die Natur ihre Weisheit auf eine uns bis dahin nicht genau bekannte Art durch eine treffliche Vorrichtung abermals geoffenbart.

Man wußte bereits, und neuerlich hat Herr Albers dieß genauer bestimmt, daß das Wallroß die besondere Einrichtung hat, den Augapfel tief in den Kopf zurück zu ziehen. Dem philosophischen Messer des Hofr. Blumenbach verdankt man es aber, diese Entdeckung bei den Seehunden zuerst in ein helleres Licht gesetzt zu sehen. Er zeigte nämlich, daß die Natur diese Thiere mit außerordentlich starken Augenmuskeln ausgerüstet hat. Vermöge der Kraft derselben können sie den Augapfel zurückbringen, wodurch sie dann dessen Hintergrund etwas flacher machen, und also der Cristallinse nähern. Läßt hingegen dieser Druck wiederum nach, so nimmt diese Entfernung von neuem zu. Auf diese Weise wird das Auge geschickt, je nachdem die von einander so sehr verschiedene Dichtigkeit des Wassers und der Luft, und hiernach ihre verschiedene Brechbarkeit es erfordert, in beiden Flüssigkeiten gleich scharf zu sehen. Die durchsichtige Hornhaut ist hier nämlich dünn und nachgebend, die weiße harte Haut hingegen im Hintergrunde, und da, wo sie an die Hornhaut antritt, dick und knorpelartig, ihr mittlerer Gürtel aber dünn und geschmeidig. Daher erlaubt sie diese Veränderung der Axe, und nun sieht das Thier, gerade wie bei einer aus- und einzuschiebenden Lorgnette, bald

weit, bald fern, je nachdem die Lichtbrechung des umgebenden Wassers, oder der Luft es erfordern. Freilich hat das Auge des Menschen und anderer Thiere diese Eigenschaft in einem geringern Grade, um für weite oder nahe Gegenstände zu dienen. Allein wie weise ward nicht hier diese Fähigkeit so sehr durch die Nachgiebigkeit der harten Hornhaut (Sclerotica) erhöhet! Wie herrlich, wie berechnet treffen in jedem Gebiete der Schöpfung, in den Tiefen des Meeres und den Höhen der Atmosphäre Mittel und Zweck mit einander zusammen!

So wichtig nun auch die Vortheile waren, welche der Handelsgeist der Europäer aus den hier angezeigten Seethieren zu ziehen weiß, so gewähren sie indeß einen noch weit bedeutenderen Vortheil für das Menschengeschlecht.

Diese großen und kleinern Seethiere ernähren, kleiden, erhalten und erleuchten nämlich die Bewohner der Eiszone.

Die meisten dieser Thiere dienen, wie schon zuvor bemerkt worden, den Grönländern und Esquimaux zur Nahrung; auch selbst der thranige Wallfisch wird theilweise auf Island verspeiset. Die Sehnen seines Fleisches verbraucht der Grönländer zum Nähen, und aus den dünnen Streifen seiner Barden macht er Stricke zum Fischfange. Einige Völker, z. B. die Koräken und Kamtschadalen gerben die Haut zu allerlei Lederarbeit, besonders zu Schuhsohlen.

Das Fleisch und das Oel der Seehunde, und ein Theil des Wallrosses, sind aber eine der Hauptnahrungen der Polarmenschen. Der Grönländer verdankt diesen Thieren großentheils seine ganze Kleidung, ja sogar die Bedeckung seiner Hütte, seines Gezelts und seines Fahrzeugs. Auch verfertigt er aus den zusammengenäheten Gedärmen Segel, Vorhänge, und sogar Fenster und Hemden. Die Esquimaux bedienen sich zu den letzteren der zubereiteten Harnblasen des Thieres. Die harten Knochen werden statt des Eisens in Werkzeuge verwandelt, die Sehnen in Zwirn. Das stärkere Wallroßfell liefert den Koräken und Eleutoren selbst Netze zum Fang kleinerer Wallfische; die Zähne Harpunen für die Esquimaux, und die meisten Theile des Fleisches und der Eingeweide werden von mehreren Nationen gegessen.

3) Der Stockfischfang.

Hier haben wir denn das zweite Hauptprodukt des nordwestlichen Oceans. Zwar bewohnt der Kabeljau (Gadus Morhua L.) das atlantische Meer fast überall, bereits vom 44. bis zum 66. oder 67sten Grade der Breite, und man fängt ihn daher an den Küsten von Norwegen, auf der Doggersbank zwischen Holland und England, an den Orkaden, Feroe-Inseln und Island; allein in einer so unüberschwenglichen Anzahl bieten sie sich dem Menschen nirgend als vorzugsweise auf der großen Stockfischbank von Neuland.

Die Bank, wenige Meilen unweit Terre neuve, vielleicht ein von dem gegenüberliegenden Nordamerika zusammengeschwemmtes Sandgebirge des Meeres, erstreckt sich von Süden nach Norden, einigen ältern Karten zufolge (besonders nach der Karte im American Atlas) von 40½ Grad der Breite bis über 51. Sie ist nach dieser Angabe auf 180 Seemeilen lang, und in der Mitte gegen 60 breit. Sähe man sie nur als ein Dreieck an, so betrüge ihre Oberfläche auf 5400 solcher Quadratmeilen. Neuere Karten verkürzen sie im Norden beträchtlich; auch erscheint ihre Figur darauf nicht wie ein Dreieck völlig so spitz zulaufend. Wahrscheinlich ist es daher wohl, daß dieser Sandberg des Meeres, wie die meisten ähnlichen, veränderlich ist. Auch trifft dieß in Rücksicht ihrer Tiefe, oder vielmehr Höhe unter dem Meere zu. Sie verändert sich an mehreren Orten. Die Fadentiefe auf der Bank selbst ist sehr verschieden, sie steigt von 20 bis 50. Außer der Bank, an ihren Gränzen hingegen, von 60 bis gegen 90. Die dortige Witterung ist selten angenehm. Die Bank ist gewöhnlich mit Nebel bedeckt und der Himmel stürmisch.

Ueberdieß gibt es noch eine Reihe kleinerer Sandbänke von Neu-Schottland hinauf bis gegen Neuland gelegen, welche gleichfalls, theils mehr, theils weniger für diese Fischerei einträglich sind, z. B. Browns-Bank, Myladys Mole, Pourpoise Bank, Banquereau, Green und Whale Bank; so wie jenseit (ostwärts) der großen Bank, Jacquet Bank und Flemish Bank. Stets bleibt indeß die Hauptfischerei auf der großen Bank. Diese Fischerei, wenn gleich England als jetziger Herr von Terre neuve den größten Antheil daran hat, ist doch nicht allen übrigen Nationen versagt. Besonders Frankreich und die vereinigten Staaten nehmen Theil daran.

Ehe der Werth dieser Fischerei für diese 3 Nationen angegeben wird, ist es wohl nicht unnütz, den Fisch und dessen Fang etwas kennen zu lernen.

Der Kabeljau (La Morue; Common Cod) gehört unter die Halsflosser (Jugulares) von dem Geschlechte der Weich-, nach Andern, Schellfische (Gadus), zu denen, welche drei Rückenflossen und Bartfäden am Munde haben. Er unterscheidet sich von den übrigen dieser Familien besonders durch seine größern Schuppen, daher ihn auch Linné hiernach bezeichnet hat. (Gadus Morhua cauda aequali squamis majoribus L.) Er ist selten über drei Fuß groß, und wiegt zwischen 14 bis 20 Pfund. Er ist ein sehr räuberischer Fisch, der eine sehr weite Oeffnung des Mundes und eine sehr schnelle Verdauungskraft besitzt, und sich besonders von Krebsen, Dintefischen, Heringen u. dgl. ernährt. Seine Farbe, grau mit gelblichen Flecken, am Bauche weiß, fällt bei jungen Thieren, so lange sie sich am

Felsengrunde aufhalten, am Bauche röthlich mit orangegelben Flecken.

Die Laichzeit ist nach dem Alter, nach dem mehr oder weniger kalten Orte des Aufenthalts und nach der Witterung verschieden. Um England erscheinen sie zum Laichen bereits im Januar; um Island im Februar; auf der großen Bank von Neuland aber nur erst im April. Die Eier setzen sie in dem rauhen Boden zwischen das Gestein. Nach Absetzung des Laiches fallen sie mit großer Heftigkeit auf den Köder am Angel. Vor dieser Zeit reizt sie zwar der Fraß nicht, allein ihr Geschlechtstrieb ist dann so heftig, daß sie sich leicht in Netzen fangen lassen. Diese letztere Art des Fanges ist besonders, nebst dem Angeln, in Norwegen gebräuchlich.

Die große Fischerei auf der Bank von Neuland geschieht von den Engländern auf folgende Weise. Eine Schaluppe 40 Fuß lang hält 4 Ruder. Drei davon finden sich an einer Seite, das vierte weit größere, auf der entgegengesetzten, hält den übrigen gleichsam das Gleichgewicht.

Jeder der vier Männer hat zwei Linien, an jeder derselben sind zwei Angeln, Fischhaken; also zusammen 16, mit welchen beständig fortgefischt wird. Fünf bis zehn Centner Fische sind ein guter Fang auf den Tag, obgleich für mehrere Platz vorhanden ist, auch oftmals mehr gefangen werden. Zwei Centner bezahlen die Reise.

Den Köder geben verschiedene Arten kleiner Fische, z. B. Heringe, Capeläne (Salmo arcticus), Sandaale, junge Kabeljaue. Die Engländer halten eigene Fischerboote, um die hierzu brauchbaren Fische zu fangen. Im Fall der Noth gebraucht man auch gesalzene Fische, doch wäscht man sie zuvor. Auch bedient man sich wohl zum Köder dort gefangener Seevögel. Ist der Fang schlecht, dann sieht man sich gezwungen, oft einige frische Kabeljaue selbst hierzu aufzuopfern, da der Fisch auf frisches Fleisch begierig ist.

Die gefangenen Fische bringt man sofort zu dem Fischhause. Es ist etwas über die See hinragend errichtet, um das Unbrauchbare sogleich in das Meer fallen zu lassen, und den Böten das Ausladen zu erleichtern.

Ein eigener Tisch mit einer geschärften Kante ist dicht an das Wasser gestellt. Ein Knabe nimmt hierauf die Fische einzeln aus, und reicht sie sodann dem Köpfer. Dieser sondert durch einen Druck gegen die Schärfe des Tisches die Köpfe ab, und diese fallen, so wie die Eingeweide, ins Meer. Das Amt des Köpfers ist es aber auch, die Leber in ein besonderes Gefäß zu werfen; denn die Leber gibt ein dem Wallfischthran weit vorzuziehendes Oel für die Gerbereien.

Der Köpfer schiebt sodann den Fisch dem gegenüberstehenden Spalter zu; dieser reißt ihn vom Kopf bis zum Schwanze

auf, nimmt den größten Theil des Rückgrates heraus, und schiebt ihn in die Handgelte, welche, sobald sie angefullt ist, nach dem Einsalzhause abgeführt wird.

In dem Einsalzhause legt man die Fische über einander, und zwischen jede Lage einer Schichte eine Lage Salz. So bleiben sie liegen, bis das Salz sich eingezogen hat. Dann werden sie durch eine Flöße zum Abwaschen abgeführt, und hierauf wird die letzte Arbeit, das Trocknen, mit ihnen vorgenommen. Dieß geschieht an aufrecht stehenden Pfählen von Weiden, die mit der offenen Seite gegen die Sonne gestellt sind, und zur Nachtzeit werden sie in Haufen gelegt, die Rücken nach oben gekehrt. Nach etwa 8 Tagen sind sie bei gut r Witterung trocken. Man läßt sie dann in große Haufen von 8 bis 10 Centner gelegt, noch 4 Tage schwitzen und bedeckt sie bis zum Verschicken mit Segeltuch. Der größte Absatz ist in den katholischen Ländern am mittelländischen Meere.

Der schätzbare Thran aus der Leber (Train Oil genannt, zum Unterschiede von dem Thran des Wallfisches oder Seehundes Fat Oil) wird dadurch erhalten, daß man die Lebern in Fässer legt, welche unten mit einer Oeffnung und mit darüber gelegten Hürden von Reißholz versehen sind. Der Sonne ausgesetzt, sondert sich der Thran von den faulenden Lebern, und fließt durch jene Oeffnung in eigene Bütten.

In wie fern die übrigen Nationen in Ansehung der Behandlungsart der Stockfische von der hier beschriebenen abweichen, würde uns zu weit führen. Nur Einiges davon mag den Angaben von dem Werthe dieser Fischerei vorangehen.

Die Norweger nennen den mit französischem Salze auf ähnliche Weise zugerichteten in Tonnen geschlagenen Stockfisch, Laberdan; derjenige hingegen, welcher auf Klippen getrocknet ist, heißt Klippfisch. Die großen werden gespalten, damit das Salz besser durchdringen könne, die kleinern aber nur am Bauche aufgeritzt. Die erstern heißen dann Plattfische, die kleinern Rundfische. An Stangen gedörret nennt man diese Rothfische.

Englands Stockfischfischerei beschäftigt über 15000 Matrosen, und beträgt über eine Million Pfund Sterling.

Die Franzosen haben bekanntlich gleichfalls das Recht, auf der großen Bank von Neuland zu fischen. Kurz vor Ausbruch der Revolution betrug nach Arnoulds Angabe ihre Fischerei 15 Millionen 731000 Livres.

Holland sandte seit 1787 jährlich 50 bis 60 Schiffe zum Stockfischfang, vorzüglich nach Island.

Dänemarks Stockfischfang ist ebenfalls nicht unbedeutend. Nach dem Zeugniß des Pontoppidans liefert Norwegen an Kabeljau (dort Dorsch genannt) von mehreren Arten, unter dem Namen von Rothscher, Klippfisch und Rundfisch jährlich

oft über 300000 Vaager, den Vaager zu 36 Pfund. Im Jahre 1750 betrug der Fang 317834 Vaager oder 342960 Rthlr. am Werth. Für die neuern Zeiten werden (1790) 65007 Schiffpfund Klippfisch und 4769 Schiffpfund gesalzene Dorsche angegeben.

Von außereuropäischen Nationen kann auch von dieser Fischerei in Ansehung ihrer Lage keine so große Vortheile erwarten, als die nördlichen Freistaaten von Amerika. Zwar war der Gewinn der Amerikaner vor der Trennung vom Mutterlande viel bedeutender als jetzt; indeß hat sich diese Fischerei gegen das Ende des letzten Jahrhunderts doch von neuem zu einer beträchtlichen Höhe gehoben.

Ebelings treffliche Geographie von Amerika gibt hierüber folgende Nachrichten. Die Summe der von 19 Ort- und Landschaften von 1786 bis 1790 zum Stockfischfange ausgelaufenen Schiffe, betrug im Durchschnitt 539; diese waren mit 3287 Mann besetzt. Im Jahre 1790 belief sich die Quantität der gefangenen Fische auf 354276 Centner, im Gelde 865207 Dollars. Dennoch war dieser Ertrag für die einzelnen Unternehmer so gering, daß Mehrere ihn aufgaben.

Außer obigen sogenannten Bankschiffen (Bankers) laufen von den amerikanischen Staaten noch viele Böte, Schaluppen und Schoner aus, und fangen auf den kleinern Sandbänken, zum Beispiel dem Bankereau, dem Sable Island Bank. Viele dieser Fahrzeuge sind etwa mit 7 bis 9 Mann besetzt, und machen die Fahrt von ihrer Heimath oft dreimal in einem Jahre. Die Fische werden theils frisch, theils gesalzen gegessen, theils auf Hürden getrocknet.

Der Werth des durch obige Schiffe bewerkstelligten Stockfischfanges ließe sich auf folgende Art einigermaßen schätzen.

1) Die Fischerei der Engländer betrug über 1 Mill. Pf. St., wir wollen nur, um eine gerade Zahl zu setzen, annehmen	6,000000 Rthlr.
2) Die Fischerei der Franzosen gerade vor der Revolution zu 15,731000 Liv. fast	4,000000 Rthlr.
3) Um den Werth der Fischerei der Holländer zu 60 Schiffen einigermaßen bestimmen zu können, wollen wir einen Mittelanschlag annehmen, wie ihn die Engländer im Jahre 1763 in einer Bittschrift zur Beförderung der Fischereien angaben, nämlich für jedes große Schiff 3000 L. St. oder 18000 Rthlr., also für die 60 Schiffe	1,080000 Rthlr.
4) Der Fang der Amerikaner vom Jahre 1790 zu 865207 Dollars, den Dollar	

zu 6 Sch. dort. Courant gäbe in unserm Gelde etwa . . . . 1,038546 Rthlr.

Diese 4 Nationen hätten also durch den Kabeljau erzielt, etwas über 12 Millionen Thaler.

5) Den Stockfischfang der Norweger würde man nach obigen Angaben gegen viertehalbhundert Tausend Thaler anschlagen können, und hierdurch jene 12 Millionen vermehren.

Hier sind nun weder die Stockfischfischereien der Schweden noch der Isländer selbst, noch auch der Bewohner der Schettlands-, Orkneys- und Färoe-Inseln, mit in Rechnung gebracht; sie sind offenbar, wenn gleich gegen obige gering, dennoch von Bedeutung; ich finde mich aber nicht im Stande, etwas Bestimmtes darüber anzugeben.

Durch diese Fischerei werden aber nicht etwa bloß mehr als 30000 Matrosen ernährt und zum Seedienst angelernt, sondern es werden dadurch einige Millionen Menschen genährt. Auch gewinnen dadurch mehrere Handwerke, besonders die feineren Gerbereien; und die Isländer verhandeln die Blasen zu Fischleim.

Wenn man weiß, daß nur allein Norwegen, dessen Fang doch nur einer der geringern ist, gegen 16 Schiffsladungen Rogen oder Eier dieser Fische ausführt, und daß über 40,000 Eier zu einem einzigen Pfunde nöthig sind, wenn man ferner durch Löwenhoek belehrt wird, daß ein einziger Fisch oft gegen 9 Millionen enthält, dann begreift man, wie jene erstaunliche Zahl von Fischen, welche die erwähnten Nationen jährlich dem Meere entziehn, dennoch völligen Ersatz finden.

Was sagt aber auch wohl die Masse der gefangenen Fische gegen die unbestimmbare Quantität, welche den größern Raubfischen zur Beute dient! und doch sind sie alle nur von einem einzigen Geschlecht. Unsere Rechnungen schwinden, man verstummt über den unermeßlichen, aber weisen Aufwand der Natur im Reiche der organischen Wesen; es gilt der Erhaltung des Ganzen.

Mit Recht verdient zuletzt einer merkwürdigen Erscheinung gedacht zu werden, welche sich vorzüglich bei dem Ausweiden der unzählbaren Stockfische, wie auch beim Aufhauen des thranigen Wallfisches, zeiget. Das Meer wird nämlich innerhalb eines sehr weiten kreisförmigen Abstandes von dem Ausweideplatze auf Neuland (Terre neuve) ruhig und glatt, so daß die Böte wie auf einem Spiegel darauf hingleiten, selbst wenn die Wellen im weiter abstehenden Meere stark brechen.

Die Wirkung des Oeles, die Wellen zu besänftigen, war bereits den Alten bekannt. Sowohl Aristoteles als Plinius gedenken ihrer; letzterer sagt: (Hist. nat. lib. 2. Cap. 103.) die Taucher nähmen Oel in den Mund, bevor sie untertauchten,

und ließen es dann ins Meer, weil es seine Heftigkeit mildere, und es erhelle.

Vielleicht wären wir auf dieß, seit so langer Zeit bekannte Phänomen nicht weiter aufmerksam geworden, oder hätten es wohl gar unter die Mährchen gesetzt, wenn nicht der große Franklin, als er 1756 mit einer Flotte nach Louisbourg (Cap Breton) segelte, wahrgenommen hätte, daß das Meer des Strichs, in welchem zwei Schiffe dieser Flotte liefen, weit ruhiger sey, als das übrige Meer.

Er fragte bei den Schiffern nach der Ursache dieser ausschließlichen Meeresruhe, und diese antworteten, vielleicht seyen die Fettigkeiten der Küche beim Aufwaschen an den Seiten des Schiffs hinabgelaufen.

Dieß veranlaßte den englischen Philosophen, Versuche über die Wirkung des Oels auf das Wasser anzustellen. Dadurch will er gefunden haben, daß ein Löffel voll Oel, vorzüglich vegetabilisches Oel, die Wellen des Wassers auf einer Oberfläche von mehr als 600 Fuß im Durchmesser, auf das baldigste beruhige, und daß diese Ruhe fast ein Paar Stunden anhalte. Hiernach könnte eine ganze Tonne Oel beim Schiffbruche von großer Wichtigkeit werden.

Daß das Oel aber dem Wasser eine größere Helle, also Durchsichtigkeit mittheile, davon führt man mehrere Zeugnisse an. Die Fischer bei Lissabon, so wie die der Bermudischen Inseln, gießen Oel auf das Wasser, um genauer im Meere zu sehen, und daher ihres Fanges sicherer zu seyn.

Die Naturforscher sind über diese Wirkungen des Oels bis jetzt noch nicht übereinstimmender Meinung. Einige, z. B. der berühmte italienische Mathematiker Frisi, läugnete gerade die Wahrheit dieser Thatsache nur allein deshalb, weil ihm seine deshalb unternommenen Versuche im See von Como nicht gelungen waren, und weil das Phänomen selbst gegen seine Grundsätze verstieß. Allein Frisi war überhaupt allen neuen Versuchen gram, sobald er sie nicht mit seiner Theorie übereinkommend fand.

Andere gestehen dagegen dem Oele wirklich eine das Wasser beruhigende Kraft zu. Sie setzen sie hauptsächlich darin, daß das Oel, oder jede flüssige Fettigkeit den Wassertheilen einen stärkern Zusammenhang unter sich gebe, und hierdurch das Brechen der Wellen vermindere *).

---

*) Man sehe hierüber Otto's schätzbare Schrift: System einer allgemeinen Hydrographie des Erdbodens. Berlin 1800. I. S. 501. u. f.

Die Peltereien der westlichen arctischen Erde.

1) Der Bieber.

Für unsere Absicht verdient der Bieber unter den vierfüßigen Thieren dieser Gegenden aus mehrern Gründen den ersten Platz.

Sein Pelz gibt das reichste Handelsprodukt; es dient zugleich zu einem festen Maßstabe oder vielmehr Handelsmaaß zwischen den Indianern und den Europäern; und endlich zeichnet sich das Thier durch seine Sociabilität, seine Haushaltung und durch seine Baukunst als eines der allermerkwürdigsten vor den übrigen Quadrupeden aus.

Zu bekannt ist jetzt dieses Thier, um noch einer genauen Beschreibung zu bedürfen. Der Bieber (Castor Fiber L.) hält etwa drei Fuß in der Länge und wiegt oftmals gegen 60 Pfund. Diesem friedlichen Thiere dienen seine großen starken Schneidezähne als Hauptwerkzeuge sowohl zur Nahrung als zu seinem künstlichen Bau; er schält die Bäume zu seinem Futter damit ab, er fället damit Stämme von mehreren Fuß im Durchmesser.

Seine fünfzehigen Vorderpfoten sind ihm die geschickteste Hand, und die hintern breitern, mit Schwimmhäuten versehen, führen ihn, wie die besten Ruder, über die Gewässer, während der abgeflachte starke mit Schuppen bedeckte Schwanz seine Fahrt gleich dem Steuer lenkt.

Mit diesen einfachen Werkzeugen bringt sein Instinkt allerdings wunderbare Dinge zu Stande, sobald sich die Bieber in Gesellschaften vereinigt finden; denn der einzelne Bieber vermag, wie der einzelne Mensch, nichts; kaum versteht er zum Schutz gegen das Wetter, sich eine Höhle in die Erde zu graben.

Die Talente dieses Thiers erhoben, wie bei allem Außerordentlichen, die früheren Reisenden wohl um etwas zu sehr. Indeß gesteht Hearne, der letzte mehrjährige Beobachter des Biebers, daß seine Klugheit in Anlegung und Erbauung der Dämme und Dörfer wahrhaft bewundernswürdig ist.

Diese Dämme, sagt Hearne, sind das Meisterstück der Industrie dieser Thiere. Sie wählen an den kleinen Flüssen (und sie suchen vorzugsweise solche aus, welche den Verbindungskanal zweier Seen ausmachen), so wie an den tiefen Buchten die Lage ihrer Colonie auf eine solche Weise, daß der Strom ihnen das Baumaterial, und das Futter, die abgeschälten Baumrinden, selbst zuschwemmt.

Zur Erbauung dieser Dämme fällen sie mit ihren starken

Zähnen ansehnliche Weiden, Pappeln und Birken. Sie rammen diese zwar nicht in die Erde ein, wie ihre übertriebenen Bewunderer sonst vorgaben, denn hierzu fehlt ihnen durchaus das Vermögen; allein sie verstehen es, diese horizontal auf einander gelegten Bäume und Zweige mit Steinen zu füllen, und mit Thon und Erde so zu durchkneten, und so in einander zu flechten, daß dadurch ein Damm von bewundernswürdiger Dichtigkeit und Stärke erwächst. Da viele dieser Zweige wieder Wurzel schlagen, so gleichen diese Dämme oftmals Hecken von so beträchtlicher Höhe, daß mehrere Vögelarten darin ihre Nester bauen.

Daneben scheint es, als berechneten die Bieber die der Stärke und Heftigkeit des Wassers zweckmäßigste Figur. Bei einem langsam fließenden Wasser ist die Form des Dammes nur geradelinig; bei einem stärker treibenden Strom hingegen bildet er einen mit der konvexen Spitze gegen den Strom gekehrten Bogen oder Gewölbe.

Hinter diesem Damme legen als Schutzwehr die Bieber ihre Dörfer an. Diese bestehen aus zehn bis zwanzig Häusern, welche, von gleichen Baumaterialien mit denen des Dammes, unsern Backöfen gleich, wie Gewölbe, von oftmals 10 Fuß Höhe, über das Wasser hervorragen. Sind sie sehr groß, und enthalten sie mehrere Bieberfamilien zusammen von einigen dreißig Individuen, dann theilen sie die Baumeister in mehrere Gemächer ab. Allein dies geschieht, dem Hearne zufolge, lediglich, um die zu schwere Kuppel durch diese Zwischenwände sicherer zu unterstützen, nicht aber das Haus selbst in Zimmer zu theilen, die wie bei uns jedes zu einem eigentlichen Gebrauche bestimmt sind. Auch spricht ihnen Hearne die gedoppelte Thür oder Oeffnung für die Land- und Wasserseite ab, wenn er gleich zugesteht, daß sich zuweilen Zugänge von einer Abtheilung in die andere finden. Die Bieber schlafen und wohnen vielmehr in einer und derselben Abtheilung, halten aber dieses gemeinschaftliche Zimmer äußerst reinlich, und entledigen sich entweder des Unraths darin gar nicht, oder schaffen ihn sofort hinaus.

Sie verrichten ihre ganze Arbeit nur allein zur Nachtzeit. Sie sind darin sehr fertig; Hearne sahe, wie sie in einer einzigen Nacht mehrere tausend Handvoll Erde zum Bau zusammen geschleppt hatten.

Diese verständigen Thiere leben in der größten Einigkeit, tragen den Vorrath, der besonders aus Wurzeln und Baumrinde besteht, gemeinschaftlich zusammen, und äußern viel Anhänglichkeit an ihre Junge. Ueberhaupt besitzen sie einen hohen Grad von Geselligkeit. Als von zwei jungen Biebern, welche im Fort der Hudsonsbay gezähmt zusammen lebten, der

eine starb, enthielt sich der zweite aller Nahrung und härmte sich zu Tode.

Die Jäger stellen ihnen besonders im Winter des Pelzes wegen nach. Sie umgeben den Bau mit starken Netzen, und wenn die Weiber den Bau selbst angreifen und zerstören, werden die flüchtenden Thiere entweder gefangen, von den Jägern erschossen oder erschlagen. Sie müssen sich aber besonders vorsehen, um zu gleicher Zeit die von diesen vorsichtigen Thieren in die Erde als Zufluchtsorte getriebenen Gänge und Höhlungen am Ufer zu verstopfen. Oftmals fängt man bei einem Ueberfalle ihrer Dörfer mehr Bieber hierin als in den Wohnungen selbst.

Im Sommer verlaufen sich die Bieber bis zum nächstkommenden Herbst.

Die Schönheit des Pelzes besteht in der Schwärze, Dichte und Feinheit des Haares. Die dunkeln Bieberfelle gelten über zwölf und mehr Thaler, und selbst von diesen Haaren gilt das Pfund oftmals 10 Thaler.

Der Bieber ist fast über das ganze nordwestliche Amerika, bis gegen Carolina hin verbreitet, und in früheren Zeiten war diese Jagd so einträglich, daß 1743 die Engländer 26750 und zu gleicher Zeit die Franzosen als damalige Besitzer von Canada, dem Hauptsitze dieser Thiere, 127080 Bieberfelle nach Europa brachten. Selbst noch in unsern Tagen, wo die canadischen Pelzhändler in die Stelle der Franzosen getreten sind, ist die Summe der von ihnen gewonnenen Bieber sehr groß. Makenzie gibt 106000 solcher Felle an, welche die Nordwest-Compagnie im Jahre 1799 erhielt; allein hierbei muß man wohl bedenken, daß jetzt eine weit größere, sehr tief gegen Westen sich erstreckende Fläche von Nordamerika zur Jagd der Bieber in Anspruch genommen werden muß, als vormals unter den Franzosen. Diese ruhigen, harmlosen Thiere fliehen nämlich die Jäger immer tiefer landeinwärts; es ist daher sehr zu befürchten, daß der Ertrag dieser Jagd, bei der stets zunehmenden Concurrenz der Jäger, vielleicht innerhalb eines Jahrhunderts gänzlich erlöschen wird.

Das Fell des Biebers ist bekanntlich ein sehr wichtiges Material für unsere Huth- und Wollenmanufakturen, und die enthaarte Haut dient den Amerikanern zu Schuhen und andern ähnlichen Bedürfnissen.

Das Bieberfell hat aber noch einen besondern Werth. Es dient beim Handel mit den jagenden Amerikanern und den europäischen Pelzhändlern der dortigen Compagnie gleichsam statt des Geldes. Es ist der allgemeine Maßstab, wornach alles Uebrige geschätzt und eingetauscht wird. Der Indianer verkauft die Peltereien der übrigen Thierarten, z. B. die Elens-, Hirsch-, Bären-, Marder-, u. a. Felle, nach einem in Bie-

derselben festgesetzten Preise. So gilt, nach Umfrevillen, bei der Hudsonsbai-Compagnie die Haut eines ausgewachsenen Elenthieres zwei Bieberfelle; die Haut eines alten (Land-) Bären 3; 2 Marderhäute 1 Bieberfell u. s. w.

Dagegen setzen die Indianer 1 Pf. europäische Glaskorallen, an Werth zwei Bieberfellen gleich; 1 Yard (engl. Elle) grobes Tuch 3; 1 Pf. Pulver 1 Bieberfell; eine Flinte 14 und eine Pistole 7 Bieberfellen; 2 Barbiermesser 1; 1 Gallon (4 Quart) Rum, 4 Bieberfellen; 12 Nähnadeln oder auch 1 Pf. Zwirn 1 Bieberfell.

Die Compagnie rechnet im Verkauf die Bieberfelle pfundweise, im Durchschnitt 12 (engl.) Schilling das Pfund. Wiegen vier Bieberfelle 5 Pfund, so beträgt hiernach ein Gallon Branntewein 3 Pf. Sterling.

Man sieht hieraus zugleich die erstaunlichen Preise, zu welchen die Indier die europäischen Waaren bezahlen müssen.

Endlich liefert der Bieber noch ein Nebenprodukt für den Handel, nämlich das Biebergeil (Castoreum). Diese ölige Substanz von flüchtigem durchdringenden Geruch wird bei beiden Geschlechtern in eigenen Behältern unweit des Afters abgesondert. Es ist eine talgartige, jedoch nicht fettige, vielmehr gummiharzige, etwas zähe Substanz. Von ihr muß man die schmierige Materie (Axungia Castorei) unterscheiden, welche sich oberwärts jener Beutel des Biebergeils in zwei andern kleinen Beuteln absondert. Das Biebergeil ist als eine sehr wirksame Arznei in hysterischen, epileptischen und ähnlichen Zufällen seit langer Zeit berühmt und daher kein unbedeutendes Handelsprodukt.

Von den Indianern erhandelt man das Biebergeil zu zwei Pf. für 1 Bieberfell. In Europa ist der Preis des Biebergeils erstaunlich verschieden. Das canadische (englische) ist äußerst wohlfeil. Vom erstern gilt jetzt das Pfund nur vier Thaler, vom letztern aber 70 Thaler. Ist jenes so sehr viel schlechter als das russische?

2) Die Moschusratte, der Musquah (Castor Zibethicus Linn.).

Wenn gleich diese Ratte unter das Geschlecht der Mäuse zu rechnen ist, so steht sie dennoch dem Bieber in vielen Stücken sehr nahe. Sie bauet auf eine ähnliche, nur nicht völlig so kunstvolle Art, ihre Wohnungen, gewöhnlicher auf dem Eise selbst, als auf kleinen von ihr selbst in den Morästen aufgeworfenen Erhöhungen. Die Wohnungen haben gleichfalls die Gestalt eines Backofens, sind aber, wie das Thier selbst, viel kleiner als die ihres größern Verwandten. Da aber der Musquah keine Wintervorräthe sammelt, so treibt ihn oftmals bei sehr strenger Kälte der Hunger zum Mord seiner eigenen Familie. Hearne fand in einer solchen Wohnung die Ske-

lette von 8 Moschusratten, und nur die stärkste war übrig geblieben. So wie bei dem Bieber, sondert sich unweit des Afters in eigenen Behältern eine starkriechende Feuchtigkeit ab, die die Eigenschaften des Zibets an sich hat.

Hearne behauptet, die Hinterfüße seyen, wie bei dem Bieber, mit Schwimmhäuten verbunden, welches die Naturforscher sonst läugnen. Im Aeußern nähert sich aber dieß Thier der gemeinen Ratte sehr, die es indeß an Größe übertrifft; die Farbe ist röthlich braun.

Die Häute dieser Thiere machen keinen unbedeutenden Handelsartikel. Sie werden gleichfalls zu Hüthen und zu wollenen Zeugen verarbeitet. Im Jahre 1799 führte die Nordwest-Compagnie 17000 solcher Felle ein; der Werth eines Musquahfelles wird nur zu $\frac{1}{8}$ eines Bieberfelles angenommen.

3) Fruchtfressende Thiere.

a. Ochsenarten.

Da die hier vorkommenden Quadrupeden größtentheils ohnehin bekannt sind, so fassen wir zur Erleichterung der Uebersicht ihres Werths für den Handel mehrere Arten derselben zusammen.

Zwei der neuen Welt originale Ochsenarten sind dort von großem Werthe. Diese sind

1) Der Moschusochse (Bos moschatus). Er wohnt auch um die Hudsonsbay, und geht bis gegen den 73sten Grad der Breite hinauf. Es ist ein sehr starkes Thier, das sich besonders durch die an der Wurzel sehr breiten, mit den Spitzen einwärts gebogenen, sehr starken Hörner, durch sein langes seidenartiges Wollenhaar und durch den starken Moschusgeruch seines Fleisches auszeichnet. Dennoch wird letzteres als sehr gesund gegessen.

2) Der amerikanische Bison (Bos Bison americanus, juba longissima, dorso gibboso). Dieß Thier, das bis zu der Schwere von mehr als 2000 Pfund hinanwächst, bewohnt heerdenweise die südlicher gelegenen Gegenden im westlichen Canada und tiefer liegenden Quivira. Vielleicht gehört dieß Thier mit dem Ochsen der alten Welt zu einem Stamme; denn es zeugt mit dem dortigen Hornviehe fort. Das Fleisch ist für die Indier und dortigen Europäer gleich schätzbar; ein Büffel liefert oft gegen 150 Pf. Fett; der Buckel ist besonders schmackhaft. Die Haut ist so schwer, daß der stärkste Mensch sie kaum zu heben vermag. Das lange weiche Fließ, zuweilen 8 Pf. am Gewicht, gibt treffliche Wolle zur Spinnerei; das Fell sehr schätzbares Lederwerk; die Hörner werden zu Gefäßen, Pulverhörnern u. dgl. verarbeitet.

Bei einer einzigen Jagd, deren zuvor erwähnt ist, tödtet man zuweilen 2000 dieser Thiere. Indeß finden sich in Ma-

kenzies Verzeichniß der dortigen Handelsartikel nur 500 Häute als ausgehend aufgeführt. Vielleicht verbraucht man viele im Lande selbst.

b. Hirscharten.

1) Das Elenthier (Cervus Alces, cornibus ac auribus palmatis, caruncula gutturali). Diese Hirschart, in Amerika Moose deer genannt, wächst bis zu der Masse von 1200 Pf.; sie findet sich in großer Menge dort, und ist sowohl wegen ihres Fleisches, als wegen ihrer Haut ein wichtiger Artikel der Jagd und des Handels.

Lange hat man diese Art für eine und ebendieselbe mit der großen Hirschart, dem amerikanischen Elenthiere, gehalten. Jetzt hat aber der berühmte Naturforscher der neuen Welt, Smith-Barton dargethan, daß das amerikanische Elenthier, American Elk, welches bei ihm 2) Cervus Wapiti heißt, von dem Moose deer wirklich verschieden sey. Es hat nicht die schaufelartigen Geweihe von jenem, auch keine Augen- oder Stirnzinken, sondern rundliche Geweihe, die dem des Hirsches nahe kommen. Auch ist es von Gestalt schöner, nicht so kurz, mehr gestreckt und von dunklerer Farbe als das Moosethier. Wahrscheinlich ist es, daß die Häute der beiden hier erwähnten Hirsch- oder Elenthierarten im dortigen Handel mit einander verwechselt werden, denn man findet immer nur den allgemeinen Namen. 1743 brachten die Engländer 130 solcher Häute zu uns; 1799 hingegen 700, und es ist höchst wahrscheinlich, daß, nachdem nunmehr die westlichern Länder durch die Reisen der Capt. Louis und Clark viel weiter und bestimmter bekannt geworden sind, auch ein größerer Reichthum von Peltereien dieser Hirschart uns zu Theil werden werde. Denn es kamen ihnen auf dieser Untersuchungsreise oftmals 50 Elenthiere vor. Ueberhaupt ist hierdurch ein an großen Jagdthieren reiches Land uns bekannt worden.

Eben so wahrscheinlich ist es, daß unter dem Namen dieser Häute die des Caribou oder amerikanischen Rennthieres, 3) Cervus Tarandus cornibus ramosis summitatibus palmatis L. vorkommen. Denn diese Hirsche finden sich vom Eismeere bis zum 42sten Grade in Amerika in hinreichender Anzahl.

4) Der amerikanische Dammhirsch (Cervus virginianus) ist in Rücksicht des Handelswerthes unter diesem Geschlechte unstreitig die wichtigste Art. Sie liefert das reichlichste und beste Wildpret, und ihre Häute treffliches Leder. Schon 1743 führten die Engländer über 400 Stück ein; im Jahre 1799 aber 1950 Stück. Vielleicht waren hierunter einige von andern nicht so häufig dort vorkommenden Hirscharten, z. B. von dem Wewaskish, von welchem Hearne bezeugt, es sey eine Hirschart, die sowohl vom Elenthiere als vom virginischen Hirsche gänzlich verschieden ist. Umfreville nennt diese Art Red

deer (unstreitig wegen des röthlichen Haares) und dieß, sagt Barton, sey der Wewaskish.

4) Größere fleischfressende Quadrupeden.

a. Bären.

Hier kommen besonders vor 1) der große weiße Bär, der Eisbär. (Ursus maritimus. U. albus cauda abrupta capite colloque elongato.) Die beste Figur, sagt Hearne, ist die von Webber in Cooks letzter Reise; sonst findet sich eine treue Zeichnung dieses Thieres in Hofr. Blumenbachs Abbildungen. Dieser Bär, welcher bekanntlich die höchsten Polarländer und Eisfelder in Norden bewohnt, erreicht die Länge von mehr als 12 Fuß, und ist eins der räuberischsten Thiere; er ernährt sich von Seehunden, weißen Füchsen, todten Wallfischen, und greift selbst den Menschen an. Sein Pelzwerk wird von der Hudsonsbay-Compagnie viel eingeführt; doch finde ich hierüber keine besondere Angaben; wahrscheinlich sind diese Häute unter dem allgemeinen Namen der Felle der folgenden Art mit begriffen.

2) Der schwarze amerikanische Bär (nebst seiner grauen und röthlichen Varietät), Ursus americanus, capite angustiore, rostro canino, corpore acerrimo, pilo tenuiore, gula genisque ferrugineis Boddaert. Pallas unterschied ihn zuerst von den Bären der alten Welt. Er lebt eigentlich von Vegetabilien, aus Mangel an Insekten. Seine Jagd war von jeher ein Hauptgegenstand der Amerikaner, da das Bärenfleisch für sie eine köstliche Speise ist, auch zuweilen auf 15 Gallons Fett von einem Thier ausgeschmolzen wird und das Fell zu den brauchbarsten Peltereien gehört. Man hat Beispiele von sehr zahmen Bären dieser Art.

Im Jahre 1743 führten die Franzosen und Engländer zusammen genommen 16832 Bärenfelle ein, 1799 die Engländer 21000. Der Werth eines Felles ist zuvor bereits angegeben.

3) Der Quickhatsch, die Wolverene (Ursus luscus, cauda unicolore, rostro pedibusque fuscis, fronte et lateribus pallidis L.). Dieses starke räuberische Thier, welches das Geschlecht des Bären dem des Dachses anzunähern scheint, und welches von mehreren Naturforschern für ein und dasselbe Thier mit dem Vielfraße der alten Welt gehalten wird, ist wegen seines Pelzwerks von keiner geringen Bedeutung. Sein Haar dient daneben auch den Hutmachern. Schon im Jahre 1743 kamen gegen 700 Häute nach Europa, und 1799 führte die Nordwest-Compagnie 600 zu uns. Ein Fell ist 2 Biberfelle werth.

4) Der Raccoon oder Schupbär (Ursus lotor cauda annulata, fascia per oculos transversali nigra L.), eine kleinere Bärenart, die in Deutschland seit dem amerikanischen

Kriege sehr bekannt geworden ist. Auch sein Haar dient zu Hüthen, der schön geringelte Schwanz zu Winterhalsbändern. Er lebt in Nordamerika nicht so hoch hinauf als die Wolverene. Für den Pelzhandel ist er aber wichtig. 1743 wurden über 110,000 Felle nach Europa ausgeführt; 1799 aber nur 100; wahrscheinlich werden sie jetzt im Lande selbst stark verbraucht.

Daß sich hier noch mehrere Bärenarten finden, ergibt sich aus den neuen Nachrichten der Capt. Louis und Clark.

b. Hundearten.

1) Der Wolf. Nicht nur der gemeine Wolf, sondern auch der schwarze Wolf (Canis Lycaon) kömmt, wiewohl weit seltner als ersterer, in Nordamerika vor. Die Wolfsjagd ist dort einträglich; denn 1743 wurden 3117 Wolfsfelle, 1799 aber 3800 eingeführt.

2) Der Polarfuchs, der weiße Fuchs, Isatis. (Canis Lagopus L.) Von diesem nördlichsten Thiere trifft man auf Grönland, wie Fabricius berichtet, gleichfalls die kostbare blaue Spielart. Indeß findet man ihn unter den Peltereien von Nordamerika nicht besonders aufgeführt. Unter dem allgemeinen Namen Fuchsfelle sind dort begriffen: 3) der gemeine rothe Fuchs, 4) der Silberfuchs (C. cinereo-argenteus), 5) der graue virginische Fuchs (C. virginianus). Der letztere muß dort sehr gemein seyn, denn in der Liste der 1743 ausgeführten Peltereien finden sich 10280 von dieser Art benannt, da doch die Summe aller Fuchspelze überhaupt nur 11051 betrug. Im Jahre 1799 führte die Nordwest-Compagnie nur 1500 Fuchsfelle ein.

c. Katzenarten.

1) Der Luchs steht hier in Rücksicht seines Pelzes oben an. Schon 1743 kamen über 2000 Luchsfelle aus Canada; 1799 aber sogar 6000. Vielleicht ist 2) der Rothfuchs (Felis rufa) nur eine Varietät davon, und kommt unter jenen Peltereien mit vor.

5) Kleinere Quadrupeden.

Hierunter sind hauptsächlich die Viverren-, Wiesel- und Otternarten von großer Wichtigkeit.

1) Der Marder (Mustela Martes) macht einen beträchtlichen Handelsartikel.

Die Engländer und Franzosen führten 1743 davon gegen 45000 und 1799 nur allein die Nordwest-Compagnie 32000 Felle aus. Wahrscheinlich gehören hieher 2) der Pekan (Mustela canadensis), 3) der Vison (Mustela Vison); beide sind dem Marder ähnlich. Auch darf ich vermuthen, daß entweder von diesen oder von dem 4) Fischerwiesel, Wejak und Woodshok genannt (Must. Melanoryncha Boddaert), wel-

ches letztere von Einigen unter die Ottern gezählt wird, wohl die Peltereien kommen, die in den Waarenlisten unter dem Namen des amerikanischen Zobels, besonders aber des Kitt-fox's vorkommen. Im Jahre 1799 wurden von dem letztern 4000 Felle, von dem sogenannten amerikanischen Zobel aber 1650 eingeführt. 5) Die größere Fischotter (Lutra vulgar.), und 6) der Nörz oder Minx, die kleinere Otter (Lutreola) liefern gleichfalls eine beträchtliche Beute. 1743 wurden von den Engländern eingeführt 590 große Otterfelle und 50 der kleinern des Woodshoks; allein zu gleicher Zeit von den Franzosen 12428 von den letztern und 1700 Minxfelle. 1799 verkaufte die Nordwest-Compagnie 4600 der größten und 1800 der kleinern Otterfelle.

Verschiedene Arten von Eichhörnern kommen auch in diesen Theilen von Amerika vor, allein sie scheinen kein bedeutendes Handelsprodukt abzugeben.

Die Peltereien, welche die Hudsonsbay-Compagnie ausführt, schätzt man gegen 30000 Pf. Sterl. oder 180000 Rthl. Die Exporten der Canadier betrugen hingegen nach Brissot in den Jahren 1783 und 84 auf 5 Millionen fr. Liv., also etwa 1,250000 Rthlr.

Seit der Zeit hat sich dort aber (1788) die neue Nordwest-Compagnie gebildet, und nach Makenzie's Aussage wird ihr bald eine zweite an die Seite treten.

Die Summe der Peltereien aller Art, welche diese Gesellschaft 1799 ausführte, betrug 203300.

Das zu diesem Handel zusammengebrachte Capital bestand anfänglich nur aus 40000 Pf. Sterl., nach 11 Jahren (1799) aber war es mehr als dreimal so stark. Der größte Absatz der Waaren ist in China, wohin sie, um allen Schwierigkeiten zu entgehen, geradezu gesandt werden.

Außer diesen Handlungsgesellschaften Englands führen dann die unabhängigen Staaten von Nordamerika keinen unbedeutenden Pelzhandel. Freilich kommen sehr viele Thiere, von welchen diese Peltereien herrühren, aus ihrem eigenen Gebiete, also aus südlicher liegenden Ländern; indeß stoßen dennoch ihre Pelzhändler tief in Westen häufig mit den canadischen zusammen. Es scheint aber doch der Sache angemessener, diese Produkte bis zu der Auseinandersetzung des Gebiets jener Staaten selbst aufzusparen.

Der Vogelfang einiger nordwestlichen Länder.

Zu den vorzüglichen Produkten, wodurch der Schöpfer im dürftigen Norden dem Menschen sein Daseyn erleichtert, ge-

hören gleichfalls mehrere Vögelarten. Ihr Fleisch und ihre Eier dienen zur Nahrung; ihre Federn, und oft ihr ganzes Fell zur Bedeckung und zum Handel. Sie sind und können zufolge der dortigen Natur hauptsächlich nur Wasser- oder vielmehr Seevögel seyn.

Unter ihnen nimmt denn die Eidergans (Anas molissima L.) mit Recht den ersten Platz ein. Sie findet sich wohl um den ganzen arctischen sphärischen Abschnitt; allein für den Handel wird sie am stärksten von Island und Grönland aus benutzt.

Den Isländern ist sie aber auf vielfache Art wichtig. Daher sucht man dort diese Vögel auf einige Theile der Insel durch Zubereitung ihrer Nester zum Bauen hin zu locken, indem man auf mehrere Felsen Heu und Moos für sie hinführt.

Die Eidergans legt ihre Eier vom Anfange des Julius dreimal. Die ganze Brutzeit dauert gegen 7 Wochen. Man nimmt ihr die erste und zweite Brut, läßt ihr aber die dritte. Mit den Eiern nimmt man dann die im Neste befindlichen Flaumenfedern weg, welche sie sich selbst ausgerupft haben. Es ist hierbei merkwürdig, daß viele dieser Thiere so zahm sind, sich gutmüthig die Eier nehmen zu lassen. Nur wenn der Vogel merkt, daß man ihm alles nimmt, erhebt er ein klägliches Geschrei; einige widersetzen sich alsdann und hacken auf den Räuber ein.

Sobald die Jungen ausgekommen sind, führt sie die Mutter zum Meere; hier setzen sie sich ihr auf den Rücken, sie schwimmt mit ihnen fort, taucht plötzlich unter und setzt sie in die Nothwendigkeit, sich selbst zu helfen. Das Männchen (der Vater), der bis dahin bei dem Neste Wache hielt, wohnt diesem mütterlichen Unterrichte bei, und entfernt sich hierauf in entlegene Orte.

Die Daunen werden in zwei Klassen getheilt. Die erste nennt man Meergras-Daunen (Thong-Duun), die zweite Gras-Daunen (Gras-Duun). Die ersten tragen ihren Namen von den salzigen und wässerigen Theilen, welche ihnen, da das Nest oft sehr nahe am Meere liegt, von den Fluthen anhängen. Man trocknet sie entweder an der Sonne oder in eigenen eisernen geheizten Töpfen; hierdurch bekommen sie aber leicht eine bräunliche Farbe; oder man zieht über einen Tonnenreif dünne Seile, legt die unreinen Daunen darauf und fährt mit einem zugespitzten eichenen Holze schnell darüber hin und her. Die Unreinigkeiten fallen dann zu Boden.

Ein Nest ungereinigter Gras-Daunen gibt etwa $\frac{1}{6}$ Pfund reine Flaumfedern. In allen drei Nestern liefert der Vogel gegen $\frac{1}{2}$ Pf.; und ein Pfund ausgesuchter Gras-Daunen gibt $\frac{1}{2}$ Pf. reiner Daunen. Ein Pf. Daunen gilt 2 Thaler dänisch

Geld. Im Jahre 1750 verkaufte die Isländische Compagnie für 3747 Rthlr. Daunen.

Dieß ist indeß nur ein einziger Theil der Eider-Daunen, welche in den Handel kommen. Denn die Feroe-, Orkney- und Schettlands-Inseln, besonders aber Norwegen, so wie auch die Insel Gothland, liefern gleichfalls Daunen.

Aber es kommen bei diesem Handel auch Daunen anderer Seevögel vor, welche fast um nichts schlechter sind, als die von der Eidergans. Von vorzüglicher Güte sind, sowohl in Rücksicht der Eßbarkeit der Eier und ihres Fleisches, als ihrer Flaumfedern, 2) die canadische Gans (Anas canadensis L.), 3) die Schneegans (Anser hyperboreus Pallas), 4) der Seepapagei, Lunde (Alca arctica L.) und einige andere. Die Federn derselben werden daher oftmals ohne beträchtlichen Schaden den Eider-Daunen beigemischt.

Zur Erhaltung der Bewohner dieser Nordländer wies ihnen die Natur verschiedene andere Arten von Seevögeln an; allein ihre Jagd, oder vielmehr das Aufsuchen ihrer Eier, welche eines der wesentlichsten Nahrungsmittel ausmachen, ist oftmals mit so großen Gefahren verbunden, daß nur der Trieb, sein Leben zu fristen, diese zu überwältigen vermag. Es verdient schon eine Bemerkung, wie diese hier anzuzeigende Jagd bereits auf den Orkadischen Inseln ihren Anfang nimmt, von dort zu den Schetländischen, Feroeischen und zu Island fortgeht, und sich gleichfalls in Norwegen, besonders in Nordland wiederfindet. Freilich zeigen die Bewohner einige Verschiedenheiten in ihren Jagdmethoden, welches auch zum Theil wenigstens durch das Local bestimmt wird. Im Ganzen beruhet sie aber doch bei den meisten auf folgenden Punkten.

Die Vögel, welche den Hauptgegenstand dieser Jagd ausmachen, sind von verschiedenen Geschlechtern. Es gehören nämlich hieher zwei Seemeven, die braune oder Heringsmeve (Larus fuscus) und die Mantelmeve (Larus marinus); ferner der Lum oder das Täucherhuhn (Colymbus Troile) und auch wohl eine oder mehrere Arten von den Papageitäuchern oder Alken, z. B. Alca Psittacula. Diese Seevögel finden sich zum Theil in ungeheuern Schaaren auf den nördlichen Landen, und bauen ihre Nester gewöhnlich auf und in den Höhlungen sehr hoher unzugänglicher Felsen und Klippen. Die beiden zuerst genannten Vögelarten sind besonders auf Island der Gegenstand der Vogeljagd, die dort auf folgende Weise angestellt wird. Die Isländer fahren mit einem Boote an den Fuß des Berges oder Felsens, der von den Meven, welche bei ihnen Suart und Biarg fugl (Schwarz- und Bergvögel) genannt werden, bewohnt wird. Die Vogelmänner führen große Stangen von 11 bis 12 Ellen, welche an dem einen Ende mit einem Haken versehen sind. Nachdem man in dem Boote einem der zwei Vogelfänger einen sehr langen Strick um den Leib gelegt

hat, hilft man ihnen auf die nächsten Felsen hinauf. Von hier aus suchen diese vermittelst der langen Stangen stets höher zu kommen. Sie schieben sich einer den andern mit ihren Stangen, auf welche der eine sich alsdann gleichsam setzt, weiter hinauf; holen, wo sich nur Nester in den Höhlungen finden, Eier und Vögel hervor, und lassen die getödteten Vögel (denn die Vögel ergreift man leicht, da sie ihre Nester nur höchst ungern verlassen) in das Boot fallen. Suchen aber die Vögel zu entfliehen, dann werfen die Vogelfänger ein eigenes Bügelgarn ihnen entgegen.

Es kommen mehrmals höchst gefährliche Stellen vor; oft ist der Fels locker, oft glitscht der Mann aus, oft verliert er das Gleichgewicht. Gewöhnlich hilft ihm der um den Leib festgemachte lange Strick, von welchem jeder der beiden Männer ein Ende in der Hand zu behalten sucht. Indeß ereignet sich dennoch nicht selten der unglückliche Fall, daß beide mit einander hinabstürzen und an den Felsen zerschmettert werden. Daher war in Norwegen, wo ebenfalls diese gefahrvolle Vogeljagd Statt findet, das Gesetz, dem, der auf dieser Jagd um das Leben kam, gleich einem Selbstmörder, das Grab zu versagen.

Mehrere Klippen sind indeß von der Wasserseite nicht zu ersteigen. Hier sucht man dann einen Weg über das Gebirge selbst, und wenn die gefährlichen und an Vögeln reichen Felsen tiefer liegen, so sucht man auf folgende Art zu ihnen zu gelangen. In dem Felsen macht man ein 30 Faden langes Tau fest, hält das andere Ende in der Hand, oder bindet es sich um den Leib, und wagt sich nun in die Vertiefungen des Felsens, kriecht darin vor- und rückwärts, und holt auf die Weise die Vögel und Eier hervor.

Bei sehr tiefliegenden Höhlen verfährt man aber noch weit kühner. Hierzu bedarf es sehr viel längerer und stärkerer, kostbarer Taue, welche sowohl einen Menschen als seine gemachte Beute zu tragen vermögen. Auf der an Nord-Island gelegenen kleinen, aber an Vögeln reichen Insel Drangoe, gehört daher ein solches Seil zu dem Inventarium des Bischoffssitzes und wird auf 20 Spezies geschätzt. Es besteht aus 7 Riemen von den dicksten Theilen der Ochsenhäute geschnitten, jeder Riemen (Taater) zu 80 Klaftern, also überhaupt von 560 Fuß Länge. Das Gewicht des Seiles beträgt 120 Pfund. Sechs bis sieben eigene Leute werden zu diesem Fange von dem Bischoffe gehalten.

Ein starker, über den Felsen hervorragender Balken wird in demselben fest gemacht; an seinem Ende ist ein Rad oder eine Rolle, in welcher das Seil läuft. Dieses hat zum bequemern Sitze des Vogelfängers, den man hier den Sigamand nennt, einen eigenen dick ausgefütterten Ring und geht dabei dem Menschen um den Leib. Vier bis sechs Männer lassen sodann den Sigamand, der zugleich mit einer großen

Vogelstange versehen ist, hinab. Der Setuman (Sitzemann), Wächter des erstern, setzt sich auf den Balken, um genau auf den Vogelfänger und seine Zeichen Acht zu haben. Letzterer hat nämlich noch eine dünne Leine (die Leyne-Vads, das heimliche Seil), wodurch er anzeigt, ob er selbst oder nur das große Tau hinauf gezogen werden soll. Oftmals verläßt nämlich der Vogelfänger seinen Sitz, durchkriecht die Höhlungen und Ritzen der Felsen, läßt dann die getödteten Vögel, die Eier und die Daunen hinauf winden, und nimmt nachmals wieder seinen Sitz im Taue ein, um mit der Jagd fortzufahren.

Auf den Orkadischen Inseln wird diese Jagd noch einfacher aber deßhalb noch gefährlicher betrieben. Das große Tau wird dort oben nur von einigen Leuten fest gehalten, während daß der Vogelfänger auf einem Querholze, das durch den Strick läuft, reitet. Hat der kühne Jäger auf diese Art einen Theil der Felsen durchsucht, so bringt man ihn mit seinem Stricke und seiner Stange zu einem andern hinüber. Oftmals gehen diese Menschen in ihrer Tollkühnheit gar so weit, daß sie den Strick nur eigenen Dolchen, die sie wie Pflöcke in den Felsen treiben, anvertrauen! Wie mancher von diesen Wagehälsen verliert dabei sein Leben!

Die besondere Bildung eines Felsens der dortigen Insel Noß, der von ihr auf 16 Klafter getrennt ist, und mit ihr eine gleich furchtbare Höhe hält, der von unten zu besteigen zu beschwerlich und wegen des zwischen beiden wildwogenden Meeres sehr grausenvoll ist, hat die Jäger auf folgende sinnreiche Methode gebracht. Am Rande der Höhe der Insel Noß werden starke Stricke mit Pflöcken befestigt, von dort von unten zu auf den ihr gegenüber stehenden Felsen geführt und auf gleiche Weise fest gemacht. Zwischen diesen parallel laufenden Seilen läßt man eine hölzerne Maschine wie eine Wiege gestaltet hingleiten, in welcher sich der Jäger mit seiner Stange befindet. Er durchsucht sodann den Felsen, und fährt mit reicher Beute mehrmal über das tobende Meer zu der leicht zu ersteigenden Berghöhe der Insel zurück, um sich dort zu entladen.

Es ist kaum glaublich, welch eine ungeheure Menge von Vögeln und Vogeleiern man durch diese gefährlichen Jagden erhält. Denn auf Island und besonders auf den Feroe- und Orkadischen Inseln dienen sie Tausenden von Einwohnern fast allein zur Hauptnahrung.

Nicht aber blos die Vögel, die Eier und die Daunen werden benutzt. Vielen dieser dickbepelzten Thiere vom Geschlechte der Alken, Meven und Taucher zieht man das Fell ab, und verfertigt daraus treffliche Winterkleider, so wie auch, zum Handel mit den cultivirten Ländern, schöne Muffen und Halskragen oder ähnliche Besetzungen.

Schlußbemerkung.

Nach dieser Darstellung der Hauptprodukte der Polarwelt wollen wir der wichtigen Frage näher treten und alles zusammenfassen, was uns das Vorhergehende zu ihrer Beantwortung lieferte.

Welche Mittel bot die Natur auf, um den grausesten Gegenden unsers Erdballs einige Bewohnbarkeit abzugewinnen? Durch welche Einrichtungen gelang es ihr, selbst dort dem Menschen sein Daseyn zu fristen und sein Leben zu erleichtern, wo die Erde dem Saamkorne verschlossen bleibt, wo dem Hirten keine Weiden mehr grünen, und wo kaum noch ein eßbares Quadruped sich dem Jäger darbietet?

Zwei große atmosphärische Phänomene mögen bei der Aufzählung dieser Mittel den Anfang machen. Das erste davon ist die Strahlenbrechung, wodurch das Tageslicht beim Verschwinden und beim Herauftreten der Sonne um mehrere Wochen verlängert wird.

Das zweite finden wir in jenem majestätischen Schauspiele, dem Nordlichte. Es schafft gleichsam die Nacht zum Tage um. Bei seinem Schimmer kann der Mensch seiner Handthierung, seiner Nahrung nachgehn; er kann jagen und er kann sich gegen das furchtbarste Thier, gegen den Polarbär, schützen.

Diese beiden Phänomene rechne man nun zu dem langen Tage, den der Polarmensch durch die schiefe Lage genießt, in welcher unser Erdball ruht, um sich zu überzeugen, wie wohlthätig die Natur die traurige Existenz in diesen Gegenden mildert.

Unter den Merkwürdigkeiten, welche sich auf dem Boden der dortigen Erde selbst darbieten, darf man das Treibholz zuerst nennen. Es ersetzt den Nordländern die fehlenden Waldungen, liefert Bauholz, Holzgeräthe, Feurung, und der Isländer tauscht europäische Waaren dafür ein.

Jetzt zu den Produkten der Polar-Gegenden selbst. Hier sahen wir, mit wie reichlicher Hand die Natur die nahrhaftesten Pflanzen, die Moose dort verschwendet; denn sie allein waren fähig, aus diesem dürftigen, oft nur felsigen Grunde hinreichende Nahrung zu ziehen und dadurch den Menschen auf das kräftigste zu erhalten.

Noch mehr. Die dortige Kälte mußte mehrere Pflanzen, welche in den milderen Klimaten ungenießbar, ja widrig und daher verachtet blieben, in eßbare und den Menschen gut ernährende Vegetabilien umschaffen. So das wilde Korn (Arundo arenaria), so die Natterwurzel.

Endlich mußte gerade die arctische Erde diejenigen Pflanzen in unermeßlicher Menge hervorbringen, welche sowohl den Menschen als sein Vieh gegen die Hauptkrankheiten des arctischen Klima's schützen.

Unter den großen Erhaltungsquellen des Menschen aus der

animalischen Welt standen, wie wir so eben sahen, die Produkte des Meeres oben an.

Der Wallfisch ernährt den Esquimaux und Grönländer und behagt dem Isländer. Sein flüssiges Fett ist ersterem ein köstliches Getränk; alle diese Nationen erhalten dadurch ihre Erleuchtung und größtentheils ihre Feuerung; die Knochen dieser Colossen dienen oftmals bei Gebäuden und Booten als Balken, und die Sehnen zum Nähen.

Auch erstreckt sich dieser hohe Werth des Wallfisches fast auf alle übrige Bewohner der Polarwelt, z. B. auf die Tschukschen, die Samojeden und auf die Einwohner der durch Cook entdeckten Nationen in dem nordwestlichen Südmeere.

Noch fast unentbehrlicher sind aber den zuerst genannten Nationen die Seehunde.

Sie gaben ihnen nämlich vielartige Nahrung und zugleich fast ihre ganze Kleidung, ihren ganzen Schutz gegen das furchtbare Klima; sie gaben ihnen Seile, und den so nothwendigen Ueberzug über ihre Fahrzeuge; ja sie verschafften ihnen sogar Fenster für ihre Hütten, und die Zähne von einigen dieser großen Seethiere dienen zu schätzbaren Werkzeugen verschiedener Art.

Aber wie trefflich stimmen diese Meeresprodukte mit der Natur der Polarmenschen zusammen!

Zwar lebt das Geschlecht der Wallfische unter allen Zonen; allein die Natur wies ihnen dennoch vorzugsweise die kältesten Regionen zu ihren Lieblingssitzen an. Hier kühlte das Eis der Pole ihre heißen leicht entzündbaren Säfte; hier ließ sie für diese Colossen die reichlichste Nahrung, die Myriaden kleinerer Seegeschöpfe hervorgehen.

Auch fand hier das Geschlecht der Robben den ungeheuern Ueberfluß der kleinern Meerthiere. In unzählbaren Zügen strömen diesen Ländern die Weißfische (Kabeliaue) zu. Das Meer mußte eigene, Meilen große Sandgebirge bilden, auf deren Rücken diese Fische jene Millionen Centner junger Brut auf die ihr zuträglichste Art absetzen und sich zugleich den großen Verheerern des Polarmeers zur Beute darbieten.

In gleich merkwürdigem Ebenmaße stehen mit allen diesen Anstalten jene unermeßlichen Schaaren der Seevögel, welche unablässig über die Eisgefilde schweben; denn auch sie finden hier bald an kleineren Fischen und ihrer Brut, bald an den großen Seethieren tausendfältige Nahrung. Kaum zeigt sich ein solches von dem Menschen oder von seines Gleichen verwundetes Geschöpf, so frohlocken schon Tausende der Mallemukken (Procellaria glacialis), der Petrelle und anderer Arten über die ihnen zu Theil werdende reiche Beute, und trotzen ruhig, durch die dicht am Körper anschließenden, von eigenen Glandeln beölten Daunen, der grausen Kälte des Pols.

Und nun denke man sich noch den wunderbaren Bau des Polarmenschen! Wie er fast alles zu verzehren bereit ist, alles

zu verdauen vermag! Das rohe Kraut, das thranichte Fleisch der Meven, der Taucher, der Seehunde, der Speck der Wallfische, der Thran, alles ist ihm willkommen! Diese uns widerstehenden Speisen erzeugen bei ihm den gesundesten Körper und eine dicke, wärmende Fetthaut. Durch ihre Ausdünstung heizt er seine Wohnungen, durchfährt dort die rauheste Winterwelle, bietet einer Kälte Trotz, worin der Branntewein erstarret, und trennet sich von seiner grausen Heimath nicht minder ungern als der Schweizer von seinen romantischen Gebirgen.

O der erhabenen Harmonie der Natur, der anbetungswürdigsten Weisheit und Macht ihres Urhebers! O der milden Vorsorge für seinen Liebling, den Menschen.

Nur durch sie ward das Eis der Pole, und der glühende Erdstrich des Aequators für ihn bewohnbar; nur durch sie werden dem Grönländer die uns widrigsten, dürftigsten Speisen so wohlschmeckend und nahrhaft, als dem Neger oder dem Malayen der Sago, der Pisang oder gar der alles übertreffende Mangostan.

Doch nicht genug. Die Vorsicht sorgte auch mittelbar für die weitere Entwickelung des dürftigen Polarbewohners. Die Quadrupeden und das Geflügel dieser vasten Region sahen wir durch das dickste Haar und den weichsten Flaum gegen die Kälte gedeckt. Der dortige Mensch, obgleich nur einer geringen künstlichen Wärme bedürfend, erlegte viele derselben für seine Nahrung und Kleidung und für seinen Hausbedarf. Aber nun landete der Europäer, siedelte sich dort an, und entdeckte bald in diesem Pelzwerk einen erstaunlichen Werth, einen wichtigen Handelszweig. Schnell weckte er in dem Indier den Trieb nach neuen Bedürfnissen. Jetzt jagte dieser den Bieber, den Bär, den Schupp, das Elen- und andere jagdbare Thiere nicht mehr nur blos für sich, sondern zum Eintausch für europäische Waaren; und hiermit erzeugte sich ein Verkehr des Wilden und des gebildeten Fremdlings.

Freilich steckte dieser seinen neuen Bekannten mit den Blattern an, und, was noch trauriger war, er erregte in ihm Lust zum Genusse starker Getränke. Dagegen führte er ihm aber auch die Hülfsmittel gegen Krankheiten zu; er gab ihm Mittel an die Hand, sein Leben leichter und sicherer zu erhalten. Der Missionär drang zur Belehrung des Indiers in die rauhesten Wüsten; der unermüdete Herrnhuter verwandelte den rohen Esquimaux und Grönländer in friedliche moralische Menschen, und schon genießt mancher unstete oft darbende Jäger und wilde canadische Krieger durch Englands weise Einrichtungen den ruhigen sichern Unterhalt, den der Ackerbau darbietet. Auf die Art schwindet allmählig jener wüthende Geist der steten Verheerung und Rache; die Mutter sucht nicht mehr sich ihrer Frucht vorzeitig zu entledigen, und der Sohn erschlägt nicht mehr den abgelebten Vater; die ungeheuern jetzt todten Gefilde

ernähren einst ohne daurendes Jagen und Morden die zehnfache Anzahl ihrer heutigen Bewohner; die Kultur ebnet die Wege für die Humanität, und vielleicht während eines Jahrhunderts blühen da Städte und reiche Anlagen, wo jetzt der Bär und Wolf in seiner Tenne lauert, oder wo das Tomahawk vom Blute des sorglosen Nachbarn dampft.

Nach dieser Ansicht gebührt jenen Kaufsummen der Peltereien, so groß sie auch wirklich sind, nur ein geringerer Werth; denn als die Hauptveranlassungen, ja gleichsam als die ersten Stufen zur Kultur der westlichen arctischen Erde zeigen sie sich von einer weit schätzbarern Seite.

Franz Drake.

Ein für die Menschheit höchst schätzbarer Vorzug unserer Zeiten scheint bisher der Beobachtung gleichsam entgangen zu seyn. Die Erweiterung des Handels und der daraus herfließenden Kenntnisse waren in den frühern Tagen Europens fast nur einzig die Folge des Verheerungs- und Eroberungsgeistes. Durchläuft man nämlich die Epochen der großen Entdeckungen der Spanier, der Portugiesen, und der ihnen zunächst folgenden Holländer, so lebt und webt man nur in Kriegen und Seeräubereien. Und wenn gleich die Engländer, z. B. ein Hudson, Fox, u. A. auch von diesem Fehler frei blieben, so erweiterte sich dennoch unsere Geographie selten anders als durch Blut und Fehde, und die Entdeckungen selbst waren gewöhnlich nur eine Nebensache.

Englands erster Weltumsegler, Francis Drake, ist diesem Vorwurfe auf eine sehr harte Weise ausgesetzt, eben so wenig kann man seine Nachfolger, einen Raleigh, Cavendish, Dampier davon freisprechen. Nur die höhere Kultur unserer Zeiten, und ihre ächte Tochter, die Humanität, führte einen Wallis, Carteret, Cook, Byron, Bougainville, la Peyrouse, Dentrecasteaux u. A. allein in der Absicht um die Welt, um die Erde genauer kennen zu lernen, neue Länder und neue Menschenracen aufzusuchen und sowohl für die Naturkunde als für den Handel neue Produkte hervorgehen zu lassen.

Und wenn gleich auch bei den Weltumseglungen, welche in dem letztern Drittheile des eben verflossenen Jahrhunderts unternommen wurden, einzelne blutige Auftritte zwischen den Entdeckern und den entdeckten Nationen sich ereigneten, so wurden diese doch nur entweder durch einen unglücklichen Zufall herbeigeführt oder durch die unvernünftige Art, mit welcher die rohen Nationen die Europäer aufnahmen, und mithin die letztern zur Rache reizten.

Daß aber hauptsächlich der Geist der Zeiten an dem Betragen jener ältern Entdecker schuld war, dafür bürgt sowohl Anson's

milder Charakter, als auch der Edelmuth, wodurch sich Drake so oftmals auszeichnete.

Franz Drake, der Sohn Edmund Drakes, eines Matrosen, ward 1545 unweit Tavistok in Devonshire geboren. Sein Anverwandter, der berühmte Seemann Sir John Hawkins nahm sich seiner Erziehung für die Flotte an, und bereits im achtzehnten Jahre ward er Seckelmeister (purser) auf einem nach Biscaya handelnden Schiffe. Zwei Jahre darauf machte er eine Reise nach Guinea, um Sklaven einzuhandeln. Ein Sturm zwang ihn, in einem Hafen des mexikanischen Meerbusens Schutz zu suchen; allein hier ward er von den Spaniern treulos behandelt.

Im 22sten Jahre finden wir ihn schon auf dem ehrenvollen Posten eines Seekapitäns. Er komandirte die Judith, und zeichnete sich sehr aus bei den glorreichen Thaten, wodurch sich damals Sir J. Hawkins im mexikanischen Meerbusen so berühmt machte. Indeß hatte er hiebei nur allein Ehre, aber keine Schätze geerntet. Er beschloß daher, sich dafür durch einen eigenen Zug gegen die Spanier in Westindien schadlos zu halten, und sich für das ihm zuvor angethane Unrecht zu rächen. Seine erste 1570 deshalb mit zwei Segeln unternommene Expedition mißlang nun zwar; dagegen verfehlte er seinen Zweck nicht bei einer andern, welche er zwei Jahre darauf nach dem Isthmus von Dacien unternahm. Er vereinigte sich hier mit den Symeronen, einer den Spaniern feindlichen Völkerschaft, nahm verschiedene kleine Städte ein, fing sehr beträchtliche Sendungen der Spanier an Gold- und Silberstangen auf, machte auch mehrere beträchtliche Prisen, worunter eine sehr reiche war, und fügte so den Spaniern sehr großen Schaden zu. Bei der Einnahme von Santa Cruz gab er einen Beweis seines Edelsinns. Drei junge vornehme Damen, welche sich nach St. Cruz geflüchtet hatten, nahm er auf ihr Ansuchen gegen seine Leute in Schutz und sahe dahin, daß sie bei der Plünderung der Stadt verschont blieben.

Noch mehr Edelsinn zeigte er indeß bei dieser Expedition durch folgende That. Zuerst überließ er den Symeronen aus Dankbarkeit alles, was sie sich für ihre Bedürfnisse besonders an Eisenwaaren wünschten, denn dieses Metall schätzten sie höher als die übrigen. Ihr Oberhaupt (Cacique) Don Pedro genannt, äußerte sein großes Verlangen nach dem kostbaren Seitengewehre des Capt. Drake. Er schenkte es ihm. Der Indier erwiederte dieß Geschenk durch 4 Blöcke Gold. Wenn gleich dieses Gegengeschenk offenbar nur allein dem Capt. Drake für seine Person gehörte, so warf er es dennoch zu der allgemeinen Beute. Es ist nur gerecht, sagte er bei dieser Gelegenheit, daß jeder, der die allgemeine Gefahr theilt, auch an allem Theil nimmt, was durch sie erzielt wird.

Durch diese Expedition, die er im August 1573 beendigte, und durch sein edles Betragen gewann er nicht bloß Ansehn, sondern

auch die Liebe seiner Mannschaft, die sich denn auch nachmals allen Seeleuten Englands mittheilte.

Daher fand er es denn gleich darauf so leicht, drei starke Fregatten auf eigene Rechnung zu bemannen. Er diente hiemit in Irland als Volontär auf die ausgezeichnetste Weise unter Waltern, Grafen v. Essex, dem Bruder des unglücklichen Favoriten.

Als der Graf starb, kehrte er nach England zurück und ward durch den Kammerherrn Hatton bei der großen Elisabeth eingeführt.

Von jetzt an genoß er des Schutzes der Königin, und erhielt dadurch Gelegenheit, das große Unternehmen auszuführen, welches seinen Namen unsterblich macht.

Bis dahin hatte nämlich kein Engländer die Welt umsegelt. Die Spanier gingen allein nach Indien durch die Magellansstraße. Drake unaufhörlich erbittert gegen diese Nation wegen seines frühern Verlustes, erbot sich theils aus Haß, theils aus Ruhmsucht zu einem Versuche auf eben diesem Wege ins Südmeer zu dringen. Sein Vorschlag ward genehmigt und unterstützt. Seine Flottille bestand aus 5 kleinen Schiffen, auf welchen die gesammte Mannschaft sich nur bis auf 164 belief; dennoch hielt das Hauptschiff der Pelikan 100, und das zweite, die Elisabeth, 80 Tonnen.

Den 15. Dec. 1577 begann diese damals so sehr gefürchtete Reise, und schon in den ersten Tagen des folgenden Aprils war die Flotte in Brasilien. Sie lief sodann südlich. Drake fand es nöthig, eins seiner Schiffe als überflüssig zu verbrennen und ging schon am 27. in den Hafen Descado (Desire) vor Anker. Die große Menge Seekälber, die man hier vorfand, und von welchen 200 besonders zur Speise getödtet wurden, veranlaßte den Capitän, diesen Hafen Seehundsbay (Sealsbay) zu benennen. Hier fanden sich sehr ansehnlich gestaltete, weiß und schwarz bemahlte Wilde, mit welchen die Engländer in gutem Vernehmen blieben. Dieses Glück dauerte indeß nicht lange; denn als Drake am 2. Jun. den Hafen St. Julian erreicht hatte, geriethen sie dort mit andern Wilden in Streit, die sie zwar in die Flucht trieben und wovon sie einige tödteten, wobei sie aber gleichfalls zwei der Ihrigen verloren.

Die gültigen Nachrichten bezeichnen diese Völker, die Patagonen, zwar als sehr große stark gebaute Menschen, sie widersprechen aber den ältern Spaniern, welche sie für Riesen ausgaben. Unsere neuesten Weltumsegler haben jetzt diesen Streit völlig zu Gunsten der Engländer entschieden.

Unweit des Hafens St. Julian sahe sich Drake genöthigt, einen talentvollen, aber aufrührerischen Officier den Thomas Doughty am Leben zu strafen. Er hatte es versucht, die Mannschaft gegen den Anführer aufzuwiegeln und sie zur Rückkehr nach England zu zwingen. Doughty war selbst so sehr von der Gerechtigkeit seiner Strafe überzeugt, daß er nach dem Geständnisse seiner Schuld zuvor das Abendmahl genoß, den Commandeur und

die ganze Mannschaft um Verzeihung bat und dann ruhig die Todesstrafe litt.

Merkwürdig genug ist es, daß gerade hier Magellan bei seiner frühern Weltumseglung etwas ähnliches thun mußte. Die Aufrührer des Schiffs Vittoria von Magellans Flotte wurden hier hingerichtet, und die Engländer fanden hier noch den dazu errichteten Galgen.

Nun drang Drake in die Meerenge selbst und durchsegelte, was in der That Bewunderung verdient — mit seltnem Glücke diesen Canal von so vielfachen Biegungen und Richtungen und welcher eben daher so vielfache Veränderungen der Winde erfordert. Er beendigte diese höchst widrige Fahrt in 13 Tagen, worauf Bougainville 52 Tage, Wallis 4 Monate, ja andere Seefahrer gar gegen 9 Monate zubrachten.

Mehrere Inseln in der Straße, die dortigen Naturprodukte, z. B. die Penguinen, sind uns nachher genauer bekannt worden, als daß sie hier eine besondere Erwähnung verdienten.

Dagegen lieferte Drake's Durchfahrt zuerst ein für die Heilkunde vorzügliches Produkt. Das Schiff, die Elisabeth, unter der Führung des Capt. Winters ward durch Sturm in der Straße von der Flotte getrennt. Winter mußte nach England zurückkehren und brachte die von ihm in der Straße entdeckte wohlriechende stärkende Rinde, den weißen Kanel (Winterania Lin.), der häufig in den Ländern der Magellansstraße wächst, mit zu Hause.

Sobald der Admiral die Straße verlassen hatte, sandte er eine Schaluppe unter Führung des Seemanns Carder nach Hause, um die Königin von seiner glücklichen Durchfahrt zu benachrichtigen. Carder litt aber Schiffbruch und kam erst nach tausend Gefahren sehr spät über Brasilien nach Hause.

Gleich nach seinem Eintritte in das große Südmeer suchte Drake längs den Küsten von Chili hinauf zu segeln; denn er sann stets auf den Ruin der Spanier.

Widrige Winde trieben ihn aber dreimal gen Süden zurück. Der vierte Sturm brachte ihn sogar bis zum 56sten Gr. südl. Br. hinab. Hier fand er einige Inselgruppen; er nannte sie Elisabethsinseln. Die Geographen machen bis jetzt ein eigenes Südland daraus; allein Fleurien hat nun auf eine, diesem großen franz. Seemanne Ehre bringende Art darzuthun gewußt und es auch durch eine eigene Karte gezeigt, daß Drake die unter dem Feuerlande (Terra del Fuego) gelegenen Inseln des Ramirez aufgefunden hat, daß sein Archipel der Elisabethsinseln diese und diejenigen Inseln der südlichsten Spitze von Amerika enthalte, worunter sich l'Hermite und Cap Horn befindet, und daß also Draken und nicht den Holländern unläugbar die Ehre zukomme, dieses berühmte Cap, die unterste Spitze von Südamerika zuerst entdeckt zu haben.

Kaum erlaubten die Winde unserm kühnen Seefahrer seinen Trieb zu befriedigen, so kehrte er nach Norden und landete an der

kleinern Insel Mocha (38 Gr. s. Br.) unweit der Küste von Chili. Von dieser Zeit folgten ihm nur Siege und Schätze. Bald bemächtigte er sich einer span. Stadt, bald nahm er schwere Sendungen von Silber und Golde, welche aus den Bergwerken in Stangen geschickt wurden, bald wurden die reichsten Schiffe seine Beute. Auf einem einzigen derselben fand er 13 Kisten voll Realen, 80 Pf. Gold, 26 Tonnen mit Silberbarren und eine große Menge Edelsteine.

Nach diesen glücklichen Unternehmungen kam es darauf an, mit so unermeßlicher Beute den sichersten Rückweg nach England zu wählen; ob über Ostindien oder von neuem durch die Magellansstraße.

In einem Schiffsrath stimmte man für den erstern Weg. Zu dem Ende ging das Geschwader längs der Küste von Amerika bis gegen den 48sten Grad der Breite nach Norden hinauf.

Dieß gab denn Anlaß zu einer zweiten wichtigen Entdeckung. Ob es gleich noch Sommer war, so fand man in diesen nördlichen Meeren die Kälte dennoch sehr groß. Drake kehrte daher nach Süden zurück und landete unter dem 38. Gr. 30 Minuten der Br. in einer guten Bay, welche auch noch seinen Namen führt (Port Francis Drake). Die weißen Klippen der Küste sollen ihn an die vaterländischen, die diesen ähnlich sind, erinnert haben, und so benannte er das von ihm entdeckte Land Neualbion. Hier fand er mehrere gegen die Witterung gut verwahrte Hütten, und bald zeigte sich ihm ein harmloses Volk, ganz ohne Kleidung und ohne Mißtrauen. Sie staunten über die Schiffe und hielten die Engländer für Wesen höherer Art. Der Oberste oder der König des Landes überreichte in einer feierlichen Procession dem Admiral die besten Produkte des geringen Kunstfleißes. Er nahm sogar eine von schönen Federn gemachte Krone von seinem Haupte und setzte sie Draken auf. Hieraus folgerten denn die Engländer, der König habe ihnen sein Land übergeben. Wahrscheinlich war indeß diese ganze Handlung nur ein Beweis großer Ehrerbietung gegen Menschen, welche die Indier so weit über sich erhaben glaubten; denn auf eine ähnliche Weise ward der große Cook anfangs von den Bewohnern der Sandwichsinseln aufgenommen. Der Admiral fand sich indeß durch diesen Auftritt bewogen, feierlich von dem Lande im Namen seiner Königin Besitz zu nehmen, und die Besitznehmung durch eine Inschrift auf einer metallenen Platte zu verewigen, die an eine zu diesem Behufe errichtete steinerne Säule geheftet wurde. Das Land trägt daher den Namen Neu-Albion.

Für die Naturgeschichte ward hier eine neue Thierart entdeckt. Man fand dort in großer Menge eine Art Kaninchen, so nannten sie die Engländer wegen der Größe und Aehnlichkeit der Gestalt, mit maulwurfsähnlichen Füßen und großen Backentaschen, wie die des Hamsters, und mit Rattenschwänzen. Ihr Fleisch war sehr eßbar, und die Felle dienten den Vornehmsten der Indier zur Kleidung. Bis jetzt ist dieses Thier, wodurch wahrscheinlich ein neues

Geschlecht bestimmt werden wird, nicht weiter bekannt geworden, obgleich die Spanier seit vielen Jahren sich dieses Landes bemeistert haben.

Nach eingenommenem frischem Wasser verließ Drake Californien, ging über die Ladronen und landete im December auf den Molucken; verweilte bei dem Könige von Ternate, kam sodann nach Celebes, wo ihm das Glück von einem gefährlichen Felsenriffe half, und bald darauf landete er in Java.

Diese Meere und Länder, welche jetzt hinreichend bekannt sind, verdienten in jenen Zeiten, wo die Portugiesen allein gleichsam den Schlüssel dazu hatten, eine besondere Beschreibung; sie jetzt zu wiederholen, würde Zeitverlust seyn.

Im März 1579 segelte er nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, landete im Julius auf Sierra Leona, legte am 11. Sept. auf Tercera an und kam am 3. Nov. mit unsäglichen Reichthümern beladen glücklich in Plymouth an.

So war denn die erste Reise der Engländer um die Welt in zwei Jahren und 10 Monaten ruhmvoll beendigt. Die Nation frohlockte zwar über diese neue Ehre, allein ein großer Theil mißbilligte dennoch Drakens Betragen gegen die Spanier. Der spanische Gesandte forderte Ersatz für die seiner Nation geraubten Schätze. Einige Nachrichten sagen bestimmt, daß Drake keinen unbeträchtlichen Theil seiner Beute zurückgegeben habe.

Indeß sahe die große Elisabeth dennoch in Drakens Unternehmung den Ruhm Englands und ein Beispiel zu großer Nacheiferung. Am 4. April 1584 erzeigte sie ihm daher die Ehre, auf seinem Schiffe ein Gastmahl von ihm anzunehmen; sie billigte hier sein ganzes Unternehmen, schlug ihn zum Ritter und ertheilte ihm deßhalb ein neues Wappen, worin sich oben ein Schiff befindet. Sein berühmtes Schiff, der Pelikan, ward mehrere Jahre in Deptford bewundert, und als es durch die Länge der Zeit zerfiel, ward es dadurch verewigt, daß man aus einem Theile seines Holzes einen Armsessel verfertigen ließ, welcher der Universität Oxford zum Andenken geschenkt und von dem berühmten Odendichter Cowley besungen ward.

Drake blieb indeß nicht lange unthätig und begann als Seeheld eigentlich jetzt seine glorreichste Laufbahn.

Der nun stets wachsende Kampf zwischen Philipp v. Spanien und der Königin Elisabeth bot ihm dazu die schönste Gelegenheit dar. Er ging 1585 mit seiner Flotte nach Westindien und nahm dort St. Jago, St. Domingo, Carthagena und St. Augustin.

Philipp rüstete sich indeß zu jenem berühmten Unternehmen, das nach seiner Meinung England gänzlich vernichten sollte. Er bereitete die große Armada. Ein Theil der Schiffe, nämlich 100 Munitionsschiffe waren in dem Hafen von Cadix versammelt. Drake eilte mit seinem Geschwader nach diesem span. Hafen. Im Angesicht der Festung und einer großen Anzahl von Kriegsfahrzeugen dringt der kühne Drake in die vor Anker liegenden

Schiffe, vernichtet 30 derselben, schlägt die übrigen in die Flucht, macht große Beute und setzt durch diese kaum glaubliche Kühnheit Philipps Unternehmen wider alles Erwarten zurück.

Diese glorreiche That genügte aber unserm Helden nicht. Er lief in den Tagus ein, und forderte die Kriegsmacht des spanischen Großadmirals Marquis v. Santa Cruz dreist zum Kampfe auf. Dieser sahe indeß, durch Festungen und Batterien geschützt, dem Nehmen oder Vernichten seiner Barken und Caravellen ruhig zu, und äußerte nur seinen Unmuth darüber dadurch, daß er gleich darauf vor Schaam und Schmerz starb. Drake hingegen lief nach den Azoren und eroberte den St. Philipp, eine aus Ostindien zurückkommende reiche Caracke. Diese Schiffe wurden bis jetzt als unüberwindlich angesehen, und da diese Caracke, die erste, welche verloren ging, zugleich den Namen des Königs trug, so machte ihre Eroberung desto größeres Aufsehen.

Philipps Ehrsucht, Starrsinn und unauslöschlicher Haß gegen Elisabeth ward indeß durch alle diese Unglücksfälle nicht erschüttert. Die großen Rüstungen gingen ihren Gang, und im folgenden Jahre (1588) rückte wirklich die furchtbare Armada gegen Englands Küsten an.

Sie bestand aus 130 Segeln, viele der Gallioten waren von einer damals ungesehenen Größe, ob sie gleich bei unserer heutigen Marine wohl nur erst zu den Schiffen des dritten Ranges gehören möchten. Auf der Flotte befanden sich 19258 Mann Landtruppen, 8466 Seesoldaten, 2088 Galeerensclaven und 2630 metallene Stücke von großem Caliber.

Die Erwartung Philipps war bei dieser Staunen erregenden kostspieligen Expedition so groß, daß sich sogar viele Ketten für die nachmals zu fesselnden Engländer darauf befunden haben sollen.

Der Großadmiral Effingham führte die ganze Vertheidigungsflotte Englands und unter ihm diente Franz Drake als Viceadmiral. Effingham benahm sich bei seinem Auslaufen aus Plymouth so geschickt, daß er nur aus der Ferne diese überlegene Macht beschoß. Hierdurch ward ihr die Uebermacht ihrer Mannschaft unbrauchbar. Und da bei der Ungeschicklichkeit im Manövriren der großen span. Schiffe einige von der Flotte getrennt wurden, so griffen die Engländer diese einzeln an. Drake zeichnete sich auch hierbei auf das glücklichste aus. Er eroberte zwei sehr bedeutende Schiffe. Hierunter war die große Gallione von Andalusien, unter dem Commando des berühmten Valdez, des Urhebers des Unternehmens. Der Spanier antwortete zwar bei der Aufforderung sich zu ergeben: Er sey Don Pedro Valdez und werde sich den Engländern nicht unter schlechten Bedingungen überliefern; kaum nannte ihm aber Drake seinen Namen, so sank dem Spanier der Muth und er übergab das Schiff, worin man 55000 Dukaten fand, da Valdez an Draken noch für seine Person 3500 Pf. Sterl. für seine Auslösung zahlen mußte.

Daß die ungeheure Expedition völlig mißlang und die Ar-

mada fast gänzlich durch die Engländer und durch den Sturm aufgerieben ward, ist bekannt.

Dennoch hatten die Spanier die Dreistigkeit, ihre Großthaten zu rühmen, und der Wahrheit zum Trotz sich bedeutende Vortheile beizumessen.

Drake über diese Unverschämtheit äußerst aufgebracht, zeigte bei dieser Gelegenheit neue Talente. Er widerlegte in einer eigenen Schrift auf eine eben so beredte als bündige Art diese Großprahlereien, und die weiter bekannt werdenden Thatsachen und ihre Folgen gaben dieser Widerlegung stets neues Gewicht.

Die Niederlage der Armada hatte die Engländer mit einem wilden Enthusiasmus gegen Spanien belebt. Don Antonio, ein natürlicher Sohn des kön. portug. Hauses, wagte es voll Zutrauen auf den Haß der Portugiesen gegen die Castilianer, die Krone Portugals zurückzufordern. Er suchte zuerst in Frankreich bei Heinrich IV., und hierauf in England bei der Königin Elisabeth um Unterstützung seiner Ansprüche nach. Sogleich bildete sich eine große Gesellschaft angesehener Engländer zu diesem romanhaften Unternehmen. Fast 20000 Volontaire aus allen Ständen ließen sich dazu einschreiben; die Königin gab indeß nur sechs Schiffe dazu und 60000 Pf.St. Für die Landtruppen ward Norris als General, für die Seemacht aber unser Drake zum Admiral erwählt; und der junge nachmals so berühmte Graf Essex stahl sich heimlich wider den Willen der Königin auf das Geschwader. Diese kühnen Abentheurer griffen mit erstaunlichem Muthe ein neues Armement an, welches in Corunna gegen England ausgerüstet ward, verbrannten die Schiffe, schlugen ein Corps von 5000 Mann Landtruppen, plünderten die Unterstadt von Corunna, und hätten selbst die gutbeschützte Oberstadt eingenommen, wenn es ihnen nicht an Kriegsmunition gefehlt hätte. Von hier gingen Drake und Norris nach Panicha, einem portug. Hafen etwa 9 d. M. von Lissabon. Norris führte nun zwar die Landtruppen nach Lissabon selbst und Drake ging zu Wasser dorthin; allein die Spanier hatten die Stadt stark besetzt. Die Engländer machten indeß in der Vorstadt ansehnliche Beute, mußten sich aber vorzüglich aus Mangel an Kriegsmunition schleunig wieder einschiffen, u. das ganze Unternehmen schlug gänzlich fehl.

Dies war gleichsam der Vorbote von den bald folgenden Unglücksfällen, welche dem Admiral bevorstanden.

Er segelte, bei dem fortdauernden Kriege mit Spanien, 1597 nach Westindien. Hier auf dem Schauplatze seiner vormaligen Siege hoffte er sich für jenes mißlungene Unternehmen schadlos zu halten. Allein er fand dort alles geändert. Die Spanier, klug gemacht durch Drakes frühere Ueberfälle, hatten sich überall in besseren Vertheidigungsstand gesetzt. Sowohl bei Portorico als nachmals bei Panama vereitelten sie des Admirals Unternehmungen. Nicht gewohnt, sich vom Glücke so gemißhandelt zu sehen, versank er in Mißmuth und Melancholie, hatte außerdem das

Unglück, von der Ruhr befallen zu werden, und diese vereinten Leiden brachten ihm den Tod. Er starb am 28. Jan. 1596 auf seiner Flotte unweit Nombre di Dios, gerade an diesem Flecke der Erde, wo er triumphirend so oftmals Tod und Verheerung verbreitet hatte. Auf dem Meere war er geboren, auf dem Meere hatte er gelebt, in dem Meere ward er begraben.

Dieß war die Laufbahn eines Mannes, der ohne Geburt und ohne Vermögen, nur allein durch große Talente eine entschiedene Stelle unter den ersten Männern des 16. Jahrhunderts einnahm. Hieran hatte aber sein wohlgebaueter Körper selbst einigen Antheil. Sein großes offenes kühnes Auge und sein zuvorkommendes edles Benehmen flößten Zutrauen, Muth und Liebe ein. Diese Eigenschaften waren gleichfalls Ursache, daß er zu mehreren Malen zum Parlamentsgliede erwählt ward.

Außer jenen Heldentugenden besaß er noch anderweitige Talente. Er war für die damaligen Zeiten ein sehr vorzüglicher nautischer Astronom, er bestätigte durch eigene Observation die von Magellan beobachteten südl. Gestirne. Seiner natürlichen Beredtsamkeit und seines geübten Styls ist bereits oben gedacht worden. Ihm verdankt ferner Plymouth ihr frisches Wasser, woran es dieser berühmten Seestadt bis dahin so sehr mangelte. Er führte nämlich mit vieler Geschicklichkeit einen Strom frischen Wassers, welches in gerader Linie 8 engl. Meilen weit von Plymouth entsprang, durch Leitungen, die gegen 20 Meilen betragen, dorthin.

Drakes Verdienste um sein Vaterland waren also in vielfacher Hinsicht sehr groß. Er hatte der engl. Marine neues Leben und Ansehen erworben, er hatte Englands Feinde gedemüthiget und durch seine eben so kühnen als gescheidten Unternehmungen seinem Vaterlande den höchsten Ruhm erworben.

Aber auch auf den Dank der gesammten Geographie hat er die gültigsten Ansprüche.

Es bedarf nicht einmal einer besondern Erwähnung, daß er der erste war, der als Führer eine Reise um die Welt glücklich beendigte, da Magellan selbst auf seiner Expedition umkam. Drake drang offenbar nach Süden weiter hinab als irgend einer vor ihm; denn er entdeckte Cap Horn; auch lehrte er die Magellansstraße und Feuerland nebst den Bewohnern dieser Länder richtiger kennen. Von jenem äußersten Vorgebirge an erhielt durch ihn die Einfassung des ganzen südl. Amerika, welche nur den Spaniern allein, und deñoch sehr unvollkomen bekañt war, ein helleres Licht.

Auf der Westseite des nördl. Amerika befuhr er aber nicht bloß die Küsten bis gegen den 48. Br. Gr., sondern er entdeckte hier ein großes Land, Neualbion, das in Rücksicht der Entdeckung unläugbar England angehört, wenn es gleich nachmals von Spanien unter dem allgemeinen Namen Californien mit in Besitz genommen ist. Endlich wurden durch Drake die Gewässer der Ladronen und der Molucken, damals sehr dunkle Theile der Erde, weit genauer bekannt.

Gs

Zimmermann

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zimmermann, Eberhard August Wilhelm <<von>>,

Die Erde und ihre Bewohner nach den neuesten Entdeckungen ein Lesebuch für Geographie, Völkerkunde, Produktenlehre und den Handel

Bd.: 3. Die westliche arctische Welt. - 2. verb. Aufl. - 1816. - VIII, 243 S.

Stuttgart 1816

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Gs 10.755 -3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11246745-7